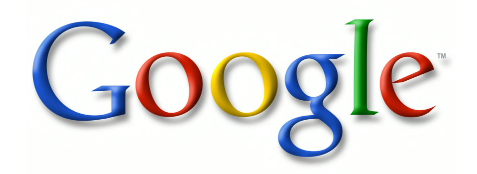






Georg Hirschfeld

Die geborgte Sonne





…gelhorns Roman-Bibliothek

Auswahl der besten modernen Romane aller Völker
…eis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.
(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorns Romanbibliothek" schreibt der „Hamburgische Correspondent": Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn dreißig Jahren die ersten roten Bände
erschienen, … üttelt haben
über das t… … so billigen
Preisen zu … … von Jahren
zurückblickt, … …ine Familie,
wo die soli… …ne, noch so
klein angel… …sentierenden
roten Freun… …u tun! Noch
gibt es Häu… …ppenromane
lieber geles… … die giftige
Saat zu ve… …ute Kost der
„Engelhorn… … wird, wenn
er erst klar …

Sämtliche … …ne können
fortwähre… …Pf. für den
broschierte… …n werden.

◆◆◆◆◆◆◆◆ ◆◆◆◆◆◆◆

Wege… …hend auf-
geführte… …iges Ver-
zeichnis …



1/2. Die … …nold Bennett.
Von …
3. Das … …r. 1.
Von … …beltitz.
4. Onkel … …n F. Marion
Aus … … Englischen.
5/6. Der … …d andere Ge-
Von … …g Hirschfeld.
7. Der m… … Samuel M.
Edga… …n Englischen.
8. Vor d… …
Von Katharina Zitelmann.
9/10. Entgleist. Von B. M. Croker.
Aus dem Englischen.
11. Die Kleine. Von André Lichtenberger. Aus dem Fran…
12. Paul Becks Gefangenn… M. McDonnell Bodkin. …
13/14. Schweigen im Walde. …
Von Richard Skowron…

21/22. Lebende Bilder.
Von Paul Oskar Höcker.
23. Fatme. Von Börge Janssen.
Aus dem Dänischen.
… einer wandernden
… Marie Diers.
… der Chauffeur.
… A. M. Williamson.
… lischen.

Achtundzwanzigster Jahrgang

1/2. Hardy von Arnbergs Leidensgang. Von Ida Boy-Ed.
3. Der Fall von Millbank. Von G. D. Eldridge. Aus dem Englischen.
4. Kismet. Von Severin Lieblein. Aus dem Norwegischen.
5/6. Die schöne Melusine. Von Victor v. Kohlenegg.
7. Die Schatzinsel. Von L. J. Vance. Aus dem Englischen.
8. Komödianten. Von Carry Brachvogel.
9/10. Die stolze Katharina. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.
11. Die verschwundene Frau. Von Max Dürr.
12. Das gastliche Haus. Von J. W. Tompkins. Aus dem Englischen.
13/14. Der gemordete Wald. Von Fedor von Zobeltitz.
15. Ein Gemeindekind. V. T. Combe. Aus dem Französischen.
16. Pastings Duve. Von Marianne Mewis.
17/18. Raffles als Richter. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.
19. Cenzl von der blauen Genziane. Von Richard Voß.
20. Leslie und ihre Verehrer. Von Anne Warner. Aus dem Engl.
21/22. Der Roman einer Hofdame. Von Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau).
23. Der Inspektor auf Siltala. Von Harald Selmer-Geeth. Aus dem Schwedischen.
24. Der Nebelreiter und andere Geschichten. Von Helene Raff.
25/26. Die letzte Karte. Von Henry de Vere Stacpoole. Aus dem Engl.

Neunundzwanzigster Jahrgang

1/2. Die Liesegang-Mädchen. Von Victor v. Kohlenegg.
3. Die Herzogin von Plaisance. Von Richard Voß.
4. Seine Stunde. Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.
5/6. Allzumal Sünder. Von Charlotte Niese.
7. Der Mann im Keller. Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.
8. Stille Wasser. Von Emmi Lewald (Emil Roland).
9/10. Ruhm. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.
11. Roberts Brautfahrt. Von Jean de la Brète. Aus d. Französisch.
12. Lebendig begraben. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.
13/14. Musikstudenten. Von Paul Oskar Höcker.
15. Misericordia. V. Johann. Höffner.
16. Das wollene Kleid. Von Henry Bordeaux. Aus d. Französischen.
17/18. Der Traum des Johann Senapius. Von Marie Diers.
19. Der lange Arm. Von G. M. Gardenhire. Aus dem Englischen.
20. Das Glück des Hauses Rottland. Von Julius R. Haarhaus.
21/22. Tragödien der Zeit. Von Richard Voß.
23. Um Frauenehre. Von Mrs. Belloc Lowndes. Aus dem Englischen.
24. Auf Messers Schneide. Von Else Franken.
25/26. Das Jahr des Irrtums. Von Walther Schulte vom Brühl.

Dreißigster Jahrgang

1/2. Der Schläfer von Sulz. Von Hermann Stegemann.
3. Du mußt mir glauben! Von Hanns von Zobeltitz.
4. Paul Becks Untersuchungen. Von M. Mc Donnell Bodkin.
5/6. Das Heiratsdorf. Von Nanny Lambrecht.
7. In der Schuld und andere Geschichten. Von Hermine Villinger.
8. Meine Töchter. Von Dora Melegari. Aus dem Französischen.
9/10. Bravo rechts! Von Ossip Schubin.
11. Mit Marschall Vorwärts. Von Hanns von Zobeltitz.
12. Mit Luchsaugen. Von Michel Corday und André Couvreur.
13/14. Erfüllung. Von Elisabeth Kuylenstierna-Wenster. Aus dem Schwedischen.
15. Die Insel der schönen Menschen und andere Geschichten. Von Richard Voß.
16. Die Tarantella der Carmelina und andere Geschichten. Von Richard Voß.
17/18. Waldkinder. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.
19. Der Lebende hat Recht. Von Klara Hofer.

20. **Droschke No. 44.** Von **R. F. Foster.** Aus dem Englischen.

Eine Kriminalgeschichte von derartigem Raffinement, daß der Leser durch die sich häufenden Komplikationen allmählich in die größte Verwirrung gerät und bis zum Schluß genasführt wird.

21/22. **Nichts über Mich!** Von **Ida Boy-Ed.**

Ein Roman aus dem Hamburger Großkaufmannsleben mit seinen Beziehungen über den großen Teich hinüber, voll packender Handlung in seinem kriminellen Vorwurf und von bezwingender Wirkung. Der skrupellose Amerikaner, der ehrenhafte Kaufmann, das Leben in den Hamburger Familien sind mit sicherem Blick gezeichnet, der im Gerichtssaal ausklingende Schlußakkord ist von wahrhaft tragischer Größe.

23. **Ein weiblicher Bürgermeister.** Von **Helen M. Winslow.** Aus dem Englischen.

Stürmischen Jubel auf der einen, lebhaften Widerspruch auf der andern Seite wird dieser außerordentlich zeitgemäße Roman erwecken, und sicher wird er, da er hervorragend amüsant und spannend geschrieben ist, überall mit größtem Vergnügen gelesen werden.

24. **Zum Irrgang.** Von **Margarete v. Oertzen.**

Ein ganz eigenartiger, faszinierender Reiz geht von dieser Älplergeschichte aus; die tiefe Glut der Hochgebirgsflora leuchtet uns entgegen, und der Geist des einsamen Hochtals mit seinen tiefgründigen Menschen und vulkanartigen Leidenschaften zieht uns mit magischer Gewalt in seinen Bann.

25/26. **Die geheimnisvolle Insel.** Von **G. Bronson-Howard.** Aus dem Englischen.

Ein höchst spannender, abenteuerlicher Roman, in dem eine von Japan unterstützte Verschwörung etlicher internationaler Desperados, die sich die Losreißung der Philippinen von Amerika zum Ziel gesetzt haben, entdeckt und unschädlich gemacht wird. Diese außerordentlich aktuelle Geschichte eignet sich auch in hervorragendem Maße für die reifere Jugend.

Einunddreißigster Jahrgang

1/2. **Die indische Tänzerin.** Von **Paul Oskar Höcker.**

In seiner „Indischen Tänzerin" zeichnet der allseits beliebte Erzähler das buntbewegte Schicksal einer jungen Frau, die aus aristokratischen Kreisen stammt und ihr Talent der leichtbeschwingten Muse weiht, als äußere Not ihr den Lebenskampf aufzwingt. Wie sie Herrin ihres Schicksals wird und auch die Anfeindungen niederzwingt, die sie in ihr bürgerliches Asyl verfolgen, das ist mit großer Kraft, viel innerer Wärme und der ganzen Meisterschaft Höckers erzählt.

3. **Glück und Segen.** Von **Ada von Gersdorff.**

An einer Reihe vorzüglich beobachteter und mit reizendem, feinem Humor geschilderter Charaktere aus spießbürgerlichen Kreisen Berlin-Wilmersdorfs zeigt hier die Verfasserin des berühmten Romans „Ein schlechter Mensch", wie das „Glück" eines großen Lotteriegewinstes nicht immer auch ein „Segen" für die Gewinner ist. Die lebhaft bewegte Handlung verleiht dem ausgezeichneten Roman großen Spannungsreiz.

4. **Der grüne Götze.** Von **F. A. Kummer.** Aus dem Amerikanischen.

Wir glauben dafür einstehen zu können, daß niemand die Lösung des in dieser außergewöhnlich spannenden Kriminalgeschichte liegenden geheimnisvollen Rätsels erraten wird, ehe er auf der letzten Seite angelangt ist, so geschickt sind die Fäden geschlungen, so gewandt ist der Knoten geschürzt.

5/6. **Peter Karn.** Von **Ernst von Wolzogen.**

Mit diesem Roman voll Heiterkeit, Wärme und reifer Lebensweisheit hat der Dichter ein Seitenstück zu dem erfolgreichsten Werke seines Lebens, dem „Kraft-Mayr", geschaffen. Auch im „Peter Karn" werden in künstlerischer Mischung von Dichtung und Wahrheit die tragikomischen Schicksale einer liebenswürdigen, echt deutschen Musikantenseele geschildert, auch hier ist einem großen Meister, Johannes Brahms, ein entscheidender Einfluß auf den inneren wie äußeren Werdegang des Helden eingeräumt und ein höchst fesselnder Beitrag zur deutschen Musikgeschichte geliefert. Zwanzig Jahre liegen zwischen der Entstehung des „Kraft-Mayr" und der des „Peter Karn" — doch der Humor des Sechzigers ist, wenn auch weniger laut und übermütig, so doch gleich männlich und lebensfroh geblieben wie der des Vierzigers.

Die geborgte Sonne

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



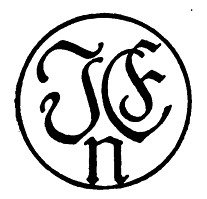
Band 13/14

Zweiunddreißigster Jahrgang

Die geborgte Sonne

Roman von

Georg Hirschfeld



Stuttgart 1916
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Der Roman „Die geborgte Sonne“ ist in den Jahren 1913/14, vor dem Ausbruch des großen Krieges, entstanden. Jetzt, im Sommer 1916, erscheint die Zeit gekommen, das objektive Interesse für seine Schilderungen voraussetzen zu dürfen. Das Kulturdokument des Romans prägt sich auch stilistisch aus. Deshalb wird er auch in dieser Hinsicht ohne Veränderungen dargeboten.

Georg Hirschfeld.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Thomas Mann

dem deutschen Meister

gewidmet

Erstes Kapitel

Der Westen zeigte sein neues Frühlingskleid. Ein Korso eleganter Kutschen rollte den Kurfürstendamm entlang. Was sehnsüchtig am Wege stand und gaffte, wurde nicht beachtet. Aber ihre Schmerzen hatten die Reichen auch. Trotz der amerikanischen Hausse, trotz den überwundenen Streiks. Man sah sie an dem schönsten Maientage ihre Zuflucht suchen. An einer Ecke des Kurfürstendamms geschah es, unweit der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Dieses hochherrschaftliche Haus trug neben dem Portal ein einfaches Porzellanschild, das die Aufschrift zeigte: Dr. Leopold Wollmann, american Dentist. Immer wieder fuhren dort Equipagen vor. Immer wieder stiegen vornehm gekleidete Leute aus, mit Leidenszügen und zögernd über das Trottoir schreitend. Wenn sie dann die Schicksalsglocke des Wollmannschen Hauses gezogen hatten, warfen sie noch, bevor sie im Dunkel verschwanden, einen Abschiedsblick auf die sonnige Welt. Das Leben behielt seine zwei Seiten, wie der beliebte Zahnarzt zu sagen pflegte. Er selbst verkörperte beide — man suchte ihn sehnsüchtig auf, wenn man es ohne ihn nicht mehr aushalten konnte. Sobald man aber dankbar lächelnd von ihm Abschied genommen, schätzte man sich glücklich, ihn los zu sein.

Leopold Wollmann bezeichnete sich selbst als Psychologen. Er war es auch, aus der Zahnarztperspektive. In Amerika ausgebildet, in Berlin bei einem bekannten Hofzahnarzt vervollkommnet, vereinigte er beide Voraussetzungen, um unbegrenztes Vertrauen zu finden. Er kannte den modernen Kniff und arbeitete doch als solider Handwerker. Er wagte viel und behielt eine musterhafte Vorsicht. In den besten Jahren, statt-

lich, weitgereist — von innigem Gemüt erfüllt und mit guten Manieren. Junge Mädchen fanden ihn nett, verheiratete Frauen interessant, sorgenvolle Männer tüchtig. Er hielt es mit Alt und Jung. Er war modern und antimodern. Er kannte die Leiden der Zeit im Umkreis seiner Praxis. Schlimm oft, aber zu bannen waren nach seiner Ansicht alle. Chronisch Bedrückte, die zum Beispiel seinen Nachbar, einen Augenarzt, aufsuchten, waren für Leopold Wollmann nichts.

Man interessierte sich natürlich für das Privatleben des erfolgreichen Mannes. Er gliederte es in weiser Erkenntnis seinem Operationszimmer an. Leopold Wollmann hatte Gelegenheit gehabt, sich seine Frau auszusuchen. Brigitte Larisch, von ihm anglisierend Briggie genannt, war Frau Doktor Wollmann geworden. Sie stammte aus dem lebensfrohen Köln und war die einzige Tochter des verstorbenen Gummiwarenfabrikanten Gotthold Larisch, eines hochangesehenen Bürgers der rheinischen Stadt. Briggie hatte zweimalhunderttausend Mark mitbekommen. Von ihrer Mutter, die eine der ersten Schönheiten Kölns gewesen, hatte sie das Doppelte zu erwarten. Also eine ausgezeichnete Partie. Und Briggie selbst? Sie besaß ein frisches Bubengesicht. Sie war gut gewachsen und kerngesunde Mutter von zwei Kindern. Eine lebenslustige Rheinländerin, alles in allem. Die waren ja so beliebt. Ihr nettes Kölnerisch und die Erinnerung an den Karneval, die durch sie beschworen wurde — Leopold Wollmann hatte gewußt, daß auch Briggie in Berlin Karriere machen würde.

Manche Patienten kannten ihre intimsten Lebensumstände, ohne sie selbst jemals gesehen zu haben. Herren wurden von ihr, Damen von ihren Kindern unterhalten. Durch den Zahnarzt nämlich, der während der Behandlung beständig sprach und so von allen Schmerzen ablenkte. Eigentlich konnte einem das meiste, was man da von fremden Leuten erfuhr, gleichgültig sein; aber es wurde einem so munter,

so appetitlich geradezu erzählt, daß man fast deswegen schon den Mund aufsperrte.

Wartezimmer, Operationszimmer und technisches Atelier befanden sich im Gartenhause — die Wohnung des Zahnarztes war eine Etage des Vorderhauses. Leopold Wollmann konnte wie ein Negersklave arbeiten. Den ganzen Tag, mit Ausnahme weniger Morgen- und Mittagstunden, verbrachte er „hinten", in seinem Reich. Briggie und die Kinder kamen nur selten dorthin. Den Kindern war es streng verboten, und sie respektierten dieses Verbot. Briggie aber leitete in der Wohnung den geschäftlichen Teil der Praxis. Sie war eine tüchtige Frau. Sie kannte die Namen sämtlicher Patienten, sie schrieb die Rechnungen aus und ließ keinen Schuldner vorbei. Leopold Wollmann konnte sich ganz seinem Beruf widmen. Sein Assistent, Herr Doktor Strunz aus Leipzig, und die neue Assistentin Fräulein Windelband, die man immer nach ihrer Verwandtschaft mit dem Philosophen fragte, halfen dem Doktor. Olga aber, die schlanke Blondine, bediente im Wartezimmer. Es war eine ausgezeichnete Idee Leopold Wollmanns, zuerst das schöne Mädchen auf die Patienten wirken zu lassen. Sie war bei Herren und Damen gleich beliebt. Ihr feiner Ton brachte etwas angenehm Gesellschaftliches in die traurige Atmosphäre, und das benachbarte Operationszimmer verlor den Charakter einer Schreckenskammer. Olga plazierte die armen Leidenden und gab ihnen die neuesten Zeitschriften. Für schmerzverzogene Gesichter hatte sie das reine Lächeln einer Madonna, die niemals Zahnschmerzen bekam. Wenn im Operationszimmer ein Stöhnen oder gar ein Schrei laut wurde, schüttelte Olga leise den Kopf, als ob es nicht so schlimm sein könne, und als ob sie den wartenden Patienten eine ungleich höhere Fassung zutraue, als den behandelten.

Man mußte oft sehr lange, oft unerträglich lange warten, obwohl man zu bestimmten Stunden bestellt

war. Aber Leopold Wollmann war es gegeben, die sofort vergessen zu machen, sobald man seiner ansichtig wurde. Er war die barmherzige Aktivität in Person. Mit seinem frischen, gutmütigen Gesicht, in seinem weißen Jäckchen riß er die Tür auf: „Bitte sehr! Wer ist nun dran? Ah, Frau Regierungsrat! Hat ein bißchen lange gedauert, Frau Regierungsrat! Aber dafür haben wir jetzt auch Zeit!“

Dies sagte er zu jedem Patienten, sobald die Tür des Wartezimmers wieder geschlossen war.

„Schmerzen gehabt, Frau Regierungsrat? O, das werden wir gleich haben! Heute ist wieder ein verrückter Tag bei mir!“

Auch diese Bemerkung machte er jedem.

„Bitte, den Mund auf! Bitte noch etwas weiter, Frau Regierungsrat! Aha — es ist gar nichts! Ja, ich arbeite jetzt neun Stunden am Tage! Von acht bis eins, von drei bis sieben! Nicht übel, was? Meine Kinder kriege ich überhaupt nicht mehr zu sehen! Und wenn ich sie mal sehe, machen sie solchen Radau, daß ich sie am liebsten zum Teufel jage! ... Tut's weh? Ein bißchen? Geht gleich wieder vorüber! Meine Frau ist oft ganz unglücklich! Man hätte gar nichts mehr voneinander! Hat sie ja eigentlich Recht, die Frau! Ein bißchen Kokain, Fräulein Windelband! Ob sie mit dem Philosophen verwandt ist? Ganz entfernt, Frau Regierungsrat! Übrigens auch eine sehr gescheite Person! So — nun putzen wir noch ein bißchen! Aber sauberer halten, sauberer halten, Frau Regierungsrat! Es ist wirklich nötig! Meine einzige Zerstreuung sind die Abende! Musik, Theater, wenn's möglich ist! Ja, ich habe nun mal ein Faible für junge Künstler! Überhaupt Jugend! Bei uns treffen Sie alles, was Zukunft hat! Geiger, Sänger, Pianisten, Komponisten! Mein Schwiegervater war ja so außerordentlich musikalisch! Wissen Sie, Gotthold Larisch, die erste Gummifirma von Köln! Tut's weh? Gestern war zum Beispiel Artur Rossi bei uns! Das

ist ein Genie, jawohl! Mögen die Esel, die Kritiker, sagen, was sie wollen! Den setzen wir noch durch! Dieses blöde Pack! Herrgott, das kann mich rasend machen! Neulich in der Singakademie zum Beispiel! Ist das Frühlingslied von Rossi nicht wunderbar? Leise, linde Lüfte wehen — la, la, la! So — nun spülen, Frau Regierungsrat! Tüchtig spülen! Jetzt sind Sie erlöst!"

So ging es in hundert Variationen, den Interessen der Patienten entsprechend. Wenn es endlich sieben Uhr schlug, hatte Leopold Wollmann die meisten zahnärztlichen Fälle und sämtliche Gesprächsthemen erledigt. Seine Hand wurde nicht lahm und seine Stimme nicht heiser. Er hatte eine Selbstberauschung, die nicht umzubringen war. Das glückliche Gefühl seiner Leistungsfähigkeit und der Vorzüglichkeit seiner Lebensumstände erfüllte ihn vollkommen. Widerspruch konnte er nicht hören, denn die Patienten mußten ja den Mund aufsperren. Während Doktor Strunz und Fräulein Windelband zuletzt immer ermattet aussahen, guckte der Doktor frisch wie am Morgen ins Wartezimmer: „Niemand mehr vorhanden, Olga? Also Schluß für heute!"

Er wusch sich die Hände und eilte über den Hof ins Vorderhaus. Auf der Treppe besann er sich — was war denn heute abend wieder los? Diese Überlegung machte ihn plötzlich zu einem andern Menschen. Für jedes Gebiet, nur nicht für die Zahntechnik, fühlte er sich aufgelegt. Am liebsten war es ihm aber, wenn ein Familienabend auf ihn wartete. Da brauchte er keinen Frack anzuziehen, da hörte er endlich auf, sich um fremde Interessen zu bekümmern. Er konnte mit seiner Frau, mit seinen Kindern zusammensitzen. So anstrengend auch diese Gesellschaft war — es kam doch endlich etwas Nachdenkliches in sein Leben, eine Station, und er wußte, wofür er sich so unaufhörlich plagte.

Als er die Flurtür aufgeschlossen und sich mit einem Seufzer der Erleichterung im Garderobenspiegel be-

trachtete, hörte er hinter sich ein Kichern. Natürlich — die Kinder hatten sich wieder versteckt. Sie beobachteten ihn. Wollmann wollte sie ärgern und stellte sich gleichgültig. „Na, wo seid ihr denn wieder, ihr Helden? Kommt euch wohl kolossal witzig vor?“

„Kolossal!“ hörte er unter sich grunzen — da zwickte ihn schon der Junge am Bein.

„Donnerwetter! Laß das, Kurt! Lou, du kriegst eine Backpfeife!“ Am Arm hing ihm das Mädel, ein schlanker Backfisch, und schaukelte sich, was dem korpulenten Vater nicht angenehm war.

„Aber, Leopold!“ rief die Vierzehnjährige mit dem offenen, dunkeln Haar. „Warum biste denn heute so beleidigt?“

„Leopold!“ seufzte der sechzehnjährige Kurt.

„Kinder, was macht ihr denn wieder mit Vater? Jetzt seid mal vernünftig!“ Briggie war aus dem Wohnzimmer auf den Flur getreten. Wollmann stöhnte. „Es ist eine Bande! Eine fürchterliche Bande! Deine Kinder! Alles haben sie mir verrenkt! Wenn ich todmüde aus der Praxis komme! Das nennen sie nun Zärtlichkeit!“

„Massage!“

„Ja, wartet man! Ich werde euch gleich massieren! Aber jetzt Schluß! Jetzt will ich essen! Ich habe einen fürchterlichen Hunger!“

Lou und Kurt führten den Vater ins Speisezimmer. Briggie folgte kopfschüttelnd.

„Also es gibt —“ begann Lou.

„Untersteh dich, mir einen Bissen zu verraten! Ich will überrascht werden!“

Endlich saß man bei Tisch.

„Heute sind wir mal ganz entre nous!“ begann Wollmann, behaglich die Hände reibend. „Am Schluß der Saison — aber doch noch! Herrlich!“ In demselben Augenblick klingelte es. „Herrgott, ich hab' es ja Strunz gesagt!“

„Aber Wollmann!“ rief Briggie vorwurfsvoll.

„Dem langweiligen Peter? Ja, er ist ein langweiliger Peter! Glaub' es nur!"

„Ach, kommt Herr Doktor Strunz aus Laibzig?" sächselte Kurt.

Alle nahmen den Witz auf und sächselten im Chor: „Strunz! Strunz! Philibb Strunz!"

„Seid ihr des Teufels, Kinder? Maul halten! Er ist schon im Flur!"

Der Assistent wurde von dem Hausmädchen in das Speisezimmer geleitet. Er verbeugte sich mit schüchternem Lächeln.

„Scheenen guten Abend, Herr Dokdor!" rief Kurt, ohne sein Sächsisch aufzugeben.

Lou platzte los.

„Lieber Herr Kollege!" rief Wollmann mit dunkelrotem Kopf. „Machen Sie keine Umstände! Setzen Sie sich und kümmern Sie sich vor allen Dingen nicht um die ungezogenen Göhren!"

„Oho!"

Strunz saß, und man konnte weiter essen.

Fräulein Windelband, die bei der Familie Wollmann wohnte, hatte Einfluß auf die Kinder. Sie kamen ein bißchen zur Ruhe. Wollmann entfaltete einen kolossalen Appetit. Er besaß aber die Technik, während des Essens ohne Unterbrechung reden zu können.

„Das war ein Arbeitstag heute, Donnerwetter! Ich sage dir, Briggie! Und diese zimperlichen Frauenzimmer! Entschuldige! Es ist nun mal dein Geschlecht! Vergessen Sie nur die Krone für Frau Gerson nicht, lieber Strunz!"

„Ach, rede doch nicht bei Tisch von Zahnsachen!"

„Nein, nein, liebe Briggie! Übrigens die Spickgans — fabelhaft!"

„War mein Bruder heute bei dir?"

„Hänschen? Das dicke Hänschen? Ne! Hat der auch Zahnschmerzen?"

„Unsinn! Er wollte dich wegen der Polyhymnia sprechen."

Wollmann bekam sofort einen roten Kopf. „Davon später, wenn ich bitten darf! Du weißt, ich kann das nicht leiden, Briggie! Die Sache ist noch gar nicht perfekt, und du sprichst schon den Namen aus!“

„Ach was! Es ist doch kein Geheimnis mehr? Du redest ja überall davon!“

Briggie hatte eine phlegmatische Art des Widerspruchs, vor der Wollmann verstummte. Alles kam freundlich von ihren Lippen, verriet aber eine stählerne Energie. Die Kinder neckten immer nur den Vater, nie die Mutter. Doktor Strunz errötete vor Verlegenheit, denn er glaubte Zeuge einer ehelichen Szene zu sein. Dann aber merkte er, daß so etwas im Hause Wollmann nicht schwer zu nehmen war. Man kam bald auf andere Dinge. Als Vater und Kinder den ersten Hunger gestillt hatten, ging auch die Neckerei wieder an. Eine allgemeine Hetzjagd um den Tisch herum war Wollmanns Erholung nach der Arbeit. Doktor Strunz saß ratlos vor dem Temperament dieser Familie. Er warf Fräulein Windelband verständnissuchende Blicke zu und hielt sich, als sie nicht darauf reagierte, an die vorzügliche Cremetorte.

„Dein dicker Bruder war also nicht da,“ erzählte jetzt Wollmann. „Aber dafür seine Frau Gemahlin, Anna aus dem alten Geschlechte der Lippert!“

„Wenn die bloß nicht immer so hochnäsig wäre!“ rief Lou. — „Ruhig, Gnu!“ — Sie warf ihre Serviette nach dem Vater.

Wollmann bückte sich rasch. — „Das sollst du nicht immer sagen! So 'n dämlicher Witz!“

„Mehr Respekt, wenn ich bitten darf! Was soll Herr Doktor Strunz davon denken? Deine Tante ist übrigens eine vorzügliche Frau!“

„Wenn sie sich nur ein bißchen geschmackvoller anziehen würde,“ meinte Briggie, zur Decke blickend. „Heute hat sie wieder einen Hut aufgehabt! Mama ist auch immer ganz entsetzt!“

„Ich hab' sie gestern in der Tauentzienstraße getroffen!“ rief Lou. „Der reine Fummel!“

Alle lachten. Wollmann fuhr auf: „Du sollst nicht immer allein in der Tauentzienstraße 'rumlaufen! Zum Donnerwetter! Das hab' ich dir schon hundertmal verboten!“

„Ich hatte Besorgungen zu machen, Leopold.“

„Laß jetzt den albernen Quatsch! Sage nicht immer Leopold zu mir! Das ist respektlos! Ich heiße Vater!“

„Ich denke, du heißt Wollmann?“

Kurt bekam eine Backpfeife.

„Kinder, Kinder,“ mahnte Briggie. „Ihr werdet heute doch noch an die Luft gesetzt!“

„Sie werden einen schönen Begriff von uns bekommen, Herr Kollege!“ wandte sich jetzt Wollmann pustend zu seinem Assistenten.

„O, bitte sähr, Herr Doktor! Bitte sähr!“ flüsterte der lächelnde junge Mann.

„Morgen abend ist Nora im Deutschen Theater! Da gehe ich ganz bestimmt hin!“ erklärte Lou.

Wollmann verlor die Fassung. Er verschluckte sich, hustete fürchterlich und brüllte schließlich: „Ich dulde das nicht! Das ist kein Stück für kleine Mädchen! Herrgott, jetzt bekommt mir der Käse wieder nicht!“

„Weil ich in Nora gehen will, Vater?“

Wollmann schien ernstlich böse zu werden. Er warf Lou einen unheilkündenden Blick zu. Doktor Strunz wußte allmählich nicht mehr, wie er sich verhalten sollte. Das ausgezeichnete Essen war vorüber; immerfort zu lächeln war auch keine behagliche Sache. Er kannte sich nicht mehr aus — solche Menschen hatte er noch nie gesehen. Aber das waren wohl die richtigen modernen Berliner. Er in seiner kleinen sächsischen Heimat hatte andre Eltern, andre Kinder gekannt. Den Ton dieser Familie aufzufassen, wie er klang — das war unmöglich. Doktor Strunz wußte ja, daß Leopold Wollmann ein glücklicher Mann, ein treusorgender Vater war. Die Zügellosigkeit seiner Kinder

war also nicht mit Respektlosigkeit zu verwechseln. Sie konnte nur aus einer unbändigen „Originalität“ stammen. Der Boden all dieser Scherze war Gemüt. Nur furchtbar anstrengend war diese gemütvolle Familie. Einen Gast umgab man mit Liebenswürdigkeit — trotzdem ließ man ihn sitzen, als ob er nicht vorhanden wäre. Auf seine Nerven nahm man keinerlei Rücksicht. Während Doktor Strunz noch immer lächelnd bald auf das eine, bald auf das andere „Original“ blickte, regte sich eine leise Wut in ihm. Als er gesättigt war, sah man es ihm an, daß er sich weit fortwünschte.

Briggie war eine bessere Menschenkennerin, als Wollmann. Sie sah des Assistenten steigende Pein und machte ihr ein Ende. „Kurt, du gehst jetzt in dein Zimmer, du hast noch Schularbeiten zu machen. Lou wird baden und dann sofort zu Bett gehen.“

Die Kinder gehorchten mit etwas spöttischer Miene. Sie sagten höflich gute Nacht. Doch ihre Fassung reichte nur bis zur Tür. Als sie eben hinausgehen wollten, platzten sie los. Draußen auf dem Korridor begann sofort eine wilde Jagd.

Wollmann lächelte wieder. „Sie haben gewiß genug, lieber Herr Kollege?“ Mit dieser etwas gefährlichen Offenherzigkeit wandte er sich an seinen Assistenten. Doktor Strunz protestierte lachend. Briggie aber sagte in ihrem hübschen Kölnisch: „Es sind eben Kinder, Herr Doktor! Nich? Die Lou ist noch 'n reines Kind!“

„Überschäumende Lebensfreude,“ murmelte Doktor Strunz. Es klang, als ob er „schauderhafte Bande“ meinte. Dann gab er sich einen Ruck: „Ich bat bereits um gitige Erlaubnis, mich heute abend friher zurickziehen zu dirfen, Herr Doktor. Mein Bezirksverein erwartet mich.“

„Bitte, bitte sehr! Selbstverständlich!“ rief Wollmann erleichtert. „Du mußt den Kollegen entschuldigen, liebe Briggie!“ Briggie entschuldigte sofort, und

Doktor Strunz konnte gehen. Auf der Straße flüsterte er verbissen vor sich hin: „Protzige Parvenis! Das sind sie! Weiter nischt!“ — —

Das Ehepaar Wollmann war allein. „Gott, eigentlich möchte ich doch mal zu den Kindern,“ sagte Leopold mit weichem Lächeln.

„Unsinn! Du bleibst jetzt hier! Du verziehst ja die Rangen total!“

„Ach, was! Wenn sie nun gekränkt sind? Ich war so nervös vorhin.“

„Ach, du bist immer viel zu gut gegen die Kinder! Jetzt trinken wir Kaffee! Und dann erzählst du mir endlich von der Polyhymnia!“

Sie gingen in den Salon und setzten sich. Auf einem kleinen, japanischen Tischchen stand die Wiener Kaffeemaschine. Wollmann sah zu, wie Briggies schlanke Hände daran schafften.

„Das ist gemütlich,“ sagte er. „Das ist mir lieber als die größten Diners. Mit dir so ganz allein zu sitzen, zu plaudern, Kaffee zu trinken und nachher 'ne Partie Sechsundsechzig. Ach Briggiechen!“

„Na, was denn? Du hast eben Talent zum Philister. Das hat Mama immer gesagt.“

„Deine Mutter versteht mich überhaupt nicht! Du bist die einzige, die mich versteht! Ach, Briggiechen!“ Er packte ihre hübschen, mit Ringen geschmückten Hände und schien stürmisch werden zu wollen. Das geschah oft nach dem Essen — Briggie liebte es nicht. Sie gab ihm einen Klaps und lachte. „Schäm' dich, Leopold! Alter Kerl! Du schmeißt mir gleich den Kaffee um!“

Bald saß Leopold gehorsam über dem beruhigenden Getränk. Rauchen durfte er nicht, eines chronischen Katarrhs wegen. Eigentlich war ihm auch der Kaffee verboten, aber darüber hüpfte er weg.

„Also die Polyhymnia,“ begann Briggie wieder beharrlich. „Wie steht's damit? Baut ihr endlich? Kommt die Geschichte vom Fleck?“

Wollmann lächelte verschmitzt. „Sie ist schon vom

Fleck gekommen, liebes Kind! Übers Jahr wird mit Gottes Hilfe der Bau dastehen!"

Briggie sprang auf: „Übers Jahr schon?! Du bist ja ein Mordskerl! Habt ihr die zwei Millionen beisammen?"

„Zweieinhalb sogar!"

„Wer hat sich beteiligt?"

„Alle, ohne Ausnahme! Ich sage dir, es ist ein großartiges Resultat! Wir haben die Hochfinanz, die Großindustrie und den alten Adel! Es ist in dreifacher Beziehung jetzt schon ein Erfolg!"

„Wieso in dreifacher Beziehung?"

„Ja, hör mal zu, liebes Kind! Erstens das Geschäft leuchtet ein! In Berlin gibt kein Mensch was für die Kunst, wenn nicht wirklich ein Geschäft dabei 'rauskommt! Zweitens: die Kunst an sich! Die Modernen scheinen endlich modern zu werden! Die konservativsten Leute wehren sich nicht mehr! Das ist namentlich in der Musik was Kolossales! Ich war bei der alten Bamberger — die spricht jetzt schon wie 'ne Verehrerin von Rossi! Sobald sie gehört hatte, daß ihr Sohn mit hunderttausend Mark beteiligt ist, war sie Feuer und Flamme! Du wirst sehen, Rossis neue Sinfonie schlägt durch!"

„Was ist das dritte, was du vorhin meintest?"

Wollmann lachte. „Donnerwetter, hast du ein Gedächtnis! Also das dritte, liebes Kind, sind wir selber, wir beide! Ich sage dir, ich weiß jetzt, daß ich Einfluß habe! Man glaubt mir aufs Wort! Man gibt ein Vermögen für 'ne Sache, die ich vertrete! Siehst du, das befriedigt mich! Da hat man doch endlich was von seiner ewigen, endlosen Arbeit!"

Briggie wippte in ihrem Schaukelstuhl und rauchte eine Zigarette. „Ja, ja, lieber Wollmann," sagte sie mit unbestimmtem Lächeln. „Das Finanzielle liegt dir. Aber die großen künstlerischen Schwierigkeiten — die kommen doch erst."

Wollmann fuhr auf. „Was heißt das? Künstlerische

Schwierigkeiten? Glaubst du etwa, daß ein Mann wie Rossi mich als Agenten betrachtet? Ich setze mein Herz für seine Sache ein! Meine ganze musikalische Überzeugung! Natürlich ist die Verbindung mit dem praktischen Blick die Hauptsache! Man muß in der Kunst die Konjunktur wahrnehmen! Es kommt darauf an, in Berlin einen europäischen Konzertpalast zu schaffen! Zur Neubelebung der Klassiker und zum Siege der Modernen! Wir sind soweit, daß wir beide Parteien vereinigen! Das schlägt jede Konkurrenz!"

Briggie hatte den linken Seidenschuh halb ausgezogen und stieß ihn schaukelnd gegen den rechten. Dieses kokette Spiel trieb sie oft, wenn Wollmann eine männliche Überzeugung vertrat. Halb reizte sie ihn damit, halb besänftigte sie ihn. „Ja, ja — ja, ja — ich versteh' dich, du großer Mäcen — rege dich bloß nicht auf. Ich frage dich also lieber: Wohin kommt die Polyhymnia? Habt ihr schon ein Grundstück?"

Wollmann schnellte empor: „Schöneberger Ufer! Drei Minuten von der Potsdamer Brücke!"

„Soweit draußen?"

„Du redest wieder, wie du's verstehst! Das wird jetzt das Zentrum der Stadt! Kunst- und Kulturgegend! Theater darf man hier noch nicht bauen, aber Konzertsäle! Und zwar diesen einen, einzigen! Der Bau wird fabelhaft! Ich habe den Plan gesehen! Eine amerikanische Orgel! Kolossal! Am ersten Oktober findet die Eröffnung statt! Zwei Weltberühmtheiten spielen — Geige und Klavier! Dann das neue Orchester und der Chor mit Rossis Sinfonie!"

„Von dem Orchester wird sehr viel abhängen," meinte Briggie nachdenklich. „Oder vielmehr nach meiner bescheidenen Auffassung von dem Dirigenten."

Wollmann ging erregt umher. „Liebes Kind, das weiß ich! Damit sagst du mir nichts Neues! Der Dirigent wird zugleich Generaldirektor der Polyhymnia! Orchester, Chor und Solisten — alles hängt von ihm ab! Wir müssen ein Genie haben! Hundert Be-

werbungen, aber kein Genie! Die paar anerkannten Größen sitzen fest! Aber was ich dich fragen wollte, Briggie: Ich bin nämlich auch in dieser Beziehung schon auf der richtigen Fährte!"

Briggie lachte. „Hast du einen Kapellmeister, Wollmann? Man wird doch hoffentlich musikalische Kapazitäten fragen!"

„Ach, was! Kapazitäten! Ein ehrlicher Enthusiast, ein geborener Berliner ist mehr! Ich weiß, worauf es ankommt! Ich glaube, die Sache ist ganz einfach! Ich denke, kurz gesagt, an Andreas Loebson!"

Jetzt erhob sich auch Briggie. Erst wollte sie widersprechen, dann aber kam ein betroffener Ausdruck in ihre lebhaften Augen. „Wahrhaftig? Loebson? Der verbummelte Russe? Traust du dem das zu?"

„Deine Urteile sind echt weiblich, liebe Briggie! Verbummelter Russe! Andreas Loebson gehört zu unsern stärksten Dirigentenhoffnungen! Artur Rossi kennt ihn aus Paris — er schwärmt für ihn! Deine Mutter hat ihn doch auch gekannt?"

„Gewiß — aus Nizza — Mama hat mir viel von ihm erzählt. Er soll sehr talentvoll sein, aber auch sehr unzuverlässig."

„Das ist nicht so schlimm! Das werden wir ihm schon austreiben! Die Hauptsache ist der Künstler!"

„Selbstverständlich. Aber bedenke eines, Wollmann: in Berlin — ein vollständig unbekannter Mensch in solcher Stellung."

Wollmann machte einen kleinen Luftsprung. „Da sieht man wieder deine vollständige Ahnungslosigkeit! Unser Dirigent muß entweder einer sein, den die ganze Welt kennt, oder einer, der es über Nacht dazu bringen wird! Was Drittes gibt es nicht! Es handelt sich zunächst um eine gesellschaftliche Lancierung! Hier von unserm Hause muß der neue Mann ausgehen! Weißt du was? Ich werde ihn kurz entschlossen nach Berlin kommen lassen! Dann geben wir ihm eine große Gesellschaft und laden Gott und die Welt dazu ein!"

„Wollmann, vergaloppiere dich nicht! Ob das so geht?"

„Es geht so, Briggie! Verlass' dich drauf!" Er schlang den Arm um sie. „Nun komm zu den Kindern! Ach, ich bin doch eigentlich ein fabelhaft glücklicher Mensch! Ja, wahrhaftig!"

„Du närrischer Mann du!" Sie küßte ihn.

„Ja, närrisch! Aber auch glücklich! Warum soll ich das nicht sagen? Was?!" Er marschierte Arm in Arm mit seiner Frau durch den Korridor. „Hör' bloß, wie die Bande hinten wieder tobt! Ich glaube, sie spielen Zahnarzt! Solche Bande!"

Zweites Kapitel

Andreas Loebson kam. Wollmann bildete sich etwas darauf ein, den Russen so schnell nach Berlin gebracht zu haben. In Wahrheit beruhte dies weniger auf seiner Suggestionskraft, als auf Loebsons schwieriger Situation in Petersburg. Er war dort in einen gefährlichen Kreis geraten. Eifersüchtige Frauen hatten ihn in die Enge getrieben, Spielschulden lasteten auf ihm. Er hatte gehofft, als Professor am Konservatorium hochzukommen, aber diese Hoffnung hatte keine Überzeugungskraft in ihm gehabt. So ging es Andreas Loebson mit vielen Hoffnungen. Es war ein mühseliger Weg, den er scheute, während er ihn ging. Da kam das Berliner Angebot wie eine Erlösung zu ihm. Man wußte in Petersburg noch wenig von Artur Rossi, und von seinem treuen Protektor Leopold Wollmann wußte man gar nichts. Aber der Ruf nach Berlin war gerade in Rußland sehr stark erklungen. Immer zahlreicher zog in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die studierende Jugend nach der deutschen

Hauptstadt. Besonders in Charlottenburg bildeten die Russen eine charakteristische Kolonie. Man redete Andreas Loebson eifrig zu. Woran es ihm immer gemangelt hatte — Tatkraft statt der süßen Träumerei, Leistungen nach den Entwürfen — jetzt kam es über ihn. In edlem Aufschwung nahm er von seinen Petersburger Freunden Abschied. So trennte er sich am schnellsten von eifersüchtigen Frauen und drohenden Gläubigern. Er war schon über die Grenze, als man sich eben nach ihm umsah.

Andreas Loebson kannte die Wirksamkeit seiner Person. In Rußland gab es zwar viele solcher schwarzmähnigen, bleichen Künstlerhäupter mit großen, schwermütigen Augen. Man imponierte dort durch das Spiel mit dem Temperament nicht mehr. Die langen Hände der „Kulturellen" hatten oft weniger von der Arbeit als vom Zigarettendrehen ihre schöne Müdigkeit. Sobald Andreas Loebson aber in Berlin war, fühlte er sich als interessanten Fremden. Besonders die Familie Wollmann war dazu berufen, ihm diese Überzeugung beizubringen. Er besuchte sie am ersten Sonntag schon. Es war diesem Musiker angeboren, zunächst seinen Eindruck auf die Frau des Hauses zu erproben. Der Mann interessierte ihn weniger. Der war ein gutmütiger Schwätzer, ein tüchtiger Geschäftsmann — mit dem wurde er schon fertig. Gegen die Ungezogenheit der Kinder war Loebson mit seiner slawischen Gelassenheit gewappnet — Kurt und Lou verhielten sich zum ersten Male still. Briggie aber gefiel dem Russen zunächst gar nicht. Dieser derbe, bubenhaft fröhliche Typ entsprach zu sehr dem allgemeinen Begriff, den man in Rußland von den deutschen Frauen hatte. In ihren hübschen, klaren Augen begegnete ihm nichts, was sein erprobter Blick festhalten konnte. Er sah Neugier, Genußsucht, bürgerlich reputierliches Glück. Sie schien ihren korpulenten Gatten zu lieben. Das erste, womit Briggie Andreas Loebsons Herz gewann, war das gute Französisch, das sie sprach. Deutsch

machte ihm Schwierigkeiten, und er kam erst durch die französische Konversation mit Briggie zu seiner eigentlichen Lebhaftigkeit.

Leopold Wollmann führte ihn nach dem Essen in sein Wartezimmer. Im Hintergärtchen blühte der Flieder. Loebson pflückte achtlos die größte Blütentraube ab, worüber Wollmann sich ärgerte. Die schöne Olga räumte im Wartezimmer auf und verweilte noch, als der interessante Russe seinen Blick auf sie gerichtet hatte. Loebson besaß eine merkwürdig treffsichere Art, Frauen anzublicken. Es war, als ob er sie mit einem Zauberkunststück finge. Wollmann war so von dem geschäftlichen Teil des Kunstereignisses erfüllt, daß er erst nach einigen Minuten bemerkte, wie sorgfältig Olga heute Staub wischte. Ärgerlich wandte er sich zu ihr: „Heute ist Sonntag, Olga. Sie können gehen. Ich habe eine Besprechung."

Olga kränkte es, vor dem bewundernden Fremden angeranzt zu werden — sie erwiderte ziemlich spitz: „Ich dachte, der Herr ist Patient."

Wollmann schlug sich lachend aufs Knie. „Haben Sie gehört, Herr Loebson? Die denkt, Sie haben Zahnschmerzen!"

„Ich?" rief der Russe. „O nein, mein Fräulein! Dem Himmel sei Dank! Und wenn ich hätte Zahnschmerzen — bei Ihrem Anblick müßten sie vergehen!"

Olga verschwand mit glücklichem Erröten. Wollmann schüttelte den Kopf. „Donnerwetter, gehen Sie aufs Ganze! Ja, ja! 'n hübsches Mädel — was? Aber nun zur Sache, Liebster. Bitte, nehmen Sie Platz. Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse. Ich sitze hier nicht als Privatmann vor Ihnen, sondern ich spreche im Auftrag des größten Berliner Musikvereins, ja, ich kann wohl sagen im Auftrag von Berlin!"

„Meinen Sie die Polyhymnia?" fragte der Künstler, der den Überschwang weniger zu lieben schien als der Zahnarzt. „Haben Sie Vollmacht?"

„Ja!" antwortete Wollmann emphatisch. „Ich habe

soweit Vollmacht, daß ich Sie hiermit fragen darf, ob Sie gewillt sind, die Leitung der Polyhymnia zu übernehmen!"

Andreas Loebson stand auf. Er schnüffelte erst nervös und ging unruhig umher. Dann blieb er vor Wollmann stehen: „Ich muß Ihnen offen gestehen, lieber Herr Doktor — wollen wir nicht auseinanderhalten künstlerische und geschäftliche Fragen? Es ist doch nur ein Pourparler. Ich denke, es wird gut sein, denn schauen Sie, au fond verstehen wir uns nur im Geschäftlichen."

Wollmann zuckte zusammen, lenkte aber ein. Bei allem Ärger imponierte ihm Loebsons Kühle. Dieses Selbstbewußtsein hatte er dem Russen nicht zugetraut.

Auch Loebson wurde jetzt sanfter: „Verzeihen Sie — aber Sie müssen sich vorstellen, lieber Herr Doktor — ich habe doch alles aufgegeben in Petersburg. Ich war zum Nachfolger von Anton Rubinstein bestimmt. Mit mir hat gerechnet das ganze kaiserliche Konservatorium. Trotzdem bin ich gekommen — nur auf Ihr Telegramm. Hier bin ich. Aber muß ich mich bei einiger Selbstkritik nicht wundern, daß das ganze, große Berlin auf mich reflektiert? Verstehen Sie mich nicht falsch — ich kann mich deutsch so schlecht explizieren, und Sie sprechen kein Französisch — also ich meine — wenn ich auch etwas kann — was weiß Berlin davon? Woher kommt das große Vertrauen? Bitte, sagen Sie es mir!"

Wollmann konnte es kaum erwarten. Seine gutmütigen Augen leuchteten. „Ihr Bedenken bestätigt mir nur, daß wir richtig gewählt haben! Sie haben die echte Künstlerbescheidenheit! Sie versprechen nichts und werden alles erfüllen!"

Loebson setzte sich, nachdem er wieder geschnüffelt hatte. „Pardon, lieber Herr Doktor — für gar zu bescheiden dürfen Sie mich auch nicht halten. Ich bin nur etwas sachlich — ja, das bin ich. Ich weiß, was Kunst ist. Wenn ich für Sie arbeite, das heißt für Berlin,

setze ich meine ganze Person ein. Man hält mich in gewissen Kreisen für einen **homme des femmes** — das weiß ich — aber dann zeige ich plötzlich Fäuste von Stahl und zwinge sie alle nieder, alle!“ Er ballte seine Hände und sah Wollmann mit glühenden Augen an.

Der Zahnarzt fuhr erschrocken zurück — dann aber merkte er sich, wie stark die Erscheinung des neuen Kapellmeisters auf ihn gewirkt hatte. Er nickte lächelnd: „Bravo, bravissimo! Ganz, was wir brauchen können! Also Sie werden absolute Selbständigkeit haben! Übrigens — hier — wenn Sie doch bloß immer einen Laien in mir sehen — da haben Sie einen Brief von Artur Rossi an mich, der Ihnen ein anderes Bild geben wird!“

Jetzt veränderte sich das Gesicht des Russen. „Artur Rossi — an Sie?“

Wollmann schmunzelte. „Gewiß, Herr Loebson — und über S i e!“

Rasch las Loebson den Brief. Die Wirkung war unverkennbar. Das hochmütige Mißtrauen schwand — die niedergezwungene Beweglichkeit kam wieder über ihn. „Das freut mich — o, das freut mich! Ich verehre Rossi! Ich sehe den Musiker der Zukunft in ihm!“

Wollmann applaudierte vor Vergnügen. „Nun wird Ihnen anders — hm? Das hab' ich mir gedacht! Rossi ist es, der Sie an die Spitze der Polyhymnia ruft! Ich spreche für ihn! Und da hab' ich Ihnen zu sagen — die Gage beträgt —“

Loebson blickte noch immer in den Brief, fuhr aber bei dem Wort Gage auf. „Die Gage? Bitte sehr?“

„Zwölftausend Mark als Kapellmeister, zehntausend Mark als Generaldirektor und Lehrer am Konservatorium! Zusammen rund zweiundzwanzigtausend Mark!“

Loebsons bleiches Gesicht rötete sich ein wenig. Er dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte er: „Ich dachte vierundzwanzigtausend.“

Wollmann fuhr etwas unruhig umher. „Also schön — das wird sich ja finden. Sie müssen außerdem die Privatstunden rechnen, die durch Ihre Stellung glänzend werden. Auch die Gastspiele. Außerdem läuft der erste Kontrakt nur drei Jahre — der nächste kann bedeutend günstiger werden. Das hängt alles vom Erfolg ab. Aber was wir hier reden, ist ja nur — wie sagten Sie doch gleich — Pourparler. Das Endgültige wird auf unsrer Generalversammlung beschlossen. Ich werde da Bericht erstatten, aber nun kenn' ich Ihre prinzipielle Bereitwilligkeit."

Loebson stand auf; wieder schnüffelte er und ging dann erregt umher. „Wissen Sie noch nichts Näheres? Ich meine vom Chor? Vom Orchester?"

„Liegt alles in Ihren Händen, Liebster! Das Orchester engagieren Sie, den Chor werden Sie bilden! Die Mittel, die Ihnen zur Verfügung stehen, sind fabelhaft! Ich sage Ihnen, die hat noch kein Kapellmeister der Welt gehabt! Sie können aus dem Vollen wirtschaften!"

Loebson schloß eine Weile seine etwas hervorstehenden Augen. „Und die Wahl der Werke? Das Programm?"

„Ihre Sache! Alles Ihre Sache! Das heißt, mit Rossis Sinfonie fangen wir natürlich an!"

Ein eigentümlich träumerisches Lächeln kam auf Loebsons Züge. Freude durchbebte ihn, ein glühender, maßloser Stolz. Nun stand er ja wirklich am Ziel. Unabhängig, berühmt über Nacht, alles zur Verfügung, was ein Künstler dieser Zeit sich ersehnen konnte. Berlin, das gewaltige Berlin machte ihn zu seinem Musikherrscher! Er sollte hier die Kunst durchsetzen, die er für gut hielt. Ein Orchester, einen Chor bilden, wie er sie sich dachte. Dann strömte ihm die musikalische Welt zu. Das bedeutete eine europäische Machtstellung.

Loebson wurde von einer zärtlichen Dankbarkeit gegen Wollmann ergriffen. Der Zahnarzt erzählte ihm nun von einer großen Gesellschaft, die er ihm zu

Ehren veranstalten wolle. Alle Berühmtheiten und Kapitalisten, die anwesend sein würden, bekam Loebson aufgezählt. Wollmann war in seinem Element, aber auch Loebson wurde allmählich hineingerissen. „So!“ schloß endlich der Zahnarzt. „Nun sind wir einig — nicht wahr? Nun können wir zu meiner Frau zurückkehren! Sie scheinen sich auch in meinem ollen Wartezimmer nicht besonders wohl zu fühlen?“

Loebson hielt sein parfümiertes Tuch unter die Nase. „O doch! O doch! Ich bin Ihnen ja unendlich dankbar! Nur der Geruch ist so fatal — offen gestanden! Was ist das nur fir ein Geruch? Mir wird ganz ibel!“

Wollmann lachte. „O, das ist bloß 'n bißchen Jodoform! Sie sind beim Zahnarzt, Liebster!“

„Ja, richtig! Das hatte ich ganz vergessen!“

Drittes Kapitel

Die Gesellschaft zu Ehren Andreas Loebsons war die größte, die Wollmanns bisher gegeben hatten. Lange vorher schon stand der Haushalt unter ihrem Zeichen. So lebhaft und verzweigt auch der Verkehr des Zahnarztes war — er hatte sich doch in den Grenzen des Bürgerlichen gehalten. Der Stil der Hochfinanz war noch nicht erreicht worden. Briggie war bei all ihrer Leichtlebigkeit eine tüchtige, sparsame Hausfrau. Ihre Klugheit, der sich Wollmann willig beugte, war ihre Dispositionsgabe. Jetzt aber durfte nicht mehr gespart werden; es galt mit einem Schlage zu imponieren. Ganz neue Kreise mußten herangezogen werden — der Aufsichtsrat der „Polyhymnia“ umfaßte Namen, die hoffähig waren. Zwei geheime Kommerzienräte und ein Ministerialdirektor waren

darunter. Um dem künstlerischen Ereignis das rechte Relief zu geben, wurden auch die ersten Namen der Kunst geladen. Fünfzig Personen — mehr konnten in dem Speisezimmer keinesfalls sitzen. Wollmann hatte die Liste der Gäste gemacht und die Einladungen versandt — alle Bewirtungsfragen überließ er Briggie. Er tat es, indem er ihr schweren Herzens einige „Blaue" als Extrazuschuß gewährte. Aber das war im Innersten eine Schlauheit von ihm, auf die Briggie hineinfiel. Leichtsinnig hatte sie ihm versprochen, mit dem Gelde auszukommen. Doch als sie das Menü, dem Wollmann seinen Segen gab, in Wirklichkeit umsetzte, blieb sie erschrecklich stecken. In keiner Frage fürchtete Briggie ihren Mann — nur wenn es sich um Geld handelte, wurde er gefährlich. Plötzlich stand dann das gutmütige Haustier als Stier vor einem roten Tuch. Es war gar nichts mit ihm zu machen. Er schimpfte, daß die Wände zitterten. Briggie wollte sich nicht vergebens ärgern. Da Wollmann die Taschen zuhielt, ging sie zu ihrer Mutter. Das durfte sie nur in den dringendsten Fällen. Frau Rosine Larisch hatte unangenehmen Wünschen gegenüber eine entwaffnende Gleichgültigkeit. Das Geld spielte bei ihr keine Rolle, aber sie mußte die Notwendigkeit jeder Ausgabe einsehen. Briggie stand von Kindesbeinen auf unter dem lebensmächtigen Einfluß ihrer Mutter. Diese temperamentvolle, noch immer jugendliche Sechzigerin hatte ein bewegtes Dasein hinter sich. Ihr volles Haar war grau, aber es weckte nicht die Ehrfurcht vor etwas Ahnenhaftem, sondern war mit der Puderperücke des Rokoko verwandt. Viel geliebt hatte Briggies Mutter. Der Kölner Karneval war für die junge Frau einst der Lockruf aus dem Hafen einer langweiligen Ehe gewesen. Aber aus allen Meeresstürmen hatte sie sich immer wieder in den Hafen zurückgefunden, zu ihrem Gotthold, dem unermüdlichen Arbeiter, der nie gezeigt hatte, ob er ein Verzeihender oder ein Ahnungsloser war. Nach seinem Tode hatte Rosine Larisch endlich Ruhe

ins Herz bekommen. Alt war sie eigentlich nicht geworden, aber weise und bequem. Der Entschluß, von Köln nach Berlin zu übersiedeln, war ihr nicht schwer gefallen. Nun war sie eine der ersten Villenkolonistinnen des Grunewaldes. Märkische Waldesstille umgab sie. Das Haus war schön und groß, von der Kultur der Kölner Einrichtung erfüllt. In ihrem weiten Garten ging Rosine Larisch als nachdenkliche Matrone umher, bis sie sich plötzlich aufraffte und jugendlich elegant nach Berlin fuhr.

Briggies Mutter hatte ein merkwürdig starkes Lachen. Es war ein nicht schöner, aber mitreißender Ton. Als die Tochter ihr verlegen gegenüber saß und endlich ihren Wunsch hervorgestottert hatte, erklang dieses Lachen. Briggie fürchtete es, obwohl sie es zuweilen kopierte.

„Ihr seid doch komische Leute!“ rief Frau Larisch. „Dein Wollmann jampelt danach, daß die Gesellschaft zustande kommt, und dann will er sie nicht bezahlen! Du fürchtest dich natürlich, mit dem Riß zu ihm zu gehen? Na ja, das seh' ich dir an! Lecker soll alles sein, aber die Rechnungen, die sind ungemütlich! Ja, ja, liebe Kinder! Man muß eben den Stil haben, den man sich anmaßt — sonst geht es nicht! Sonst kommt man in die Klemme! Was willste denn eigentlich haben, meine Tochter?“

„Fünfhundert Mark, Mama — dann kann es so werden, wie sie sein muß.“

„Das glaub' ich dir gerne! Fünfhundert Mark? Na, ich will's mal ausnahmsweise übernehmen! Es kommen ja Leute zu euch, für die sich's lohnt! Hätte nie gedacht, daß ich an Herrn Loebson soviel Geld wenden würde!“

Frau Larisch erhob sich, ging zu ihrem Sekretär und brachte Briggie das Geld. Die wurde ganz rot vor Freude. „Danke schön, Mama!... Nun sollt ihr auch zufrieden sein!... Aber du hältst doch was von Loebson?“

Wieder kam das starke Gelächter; Frau Larisch warf ihrer Tochter einen eigentümlich funkelnden Blick zu. „Gewiß! Er hat was los! Sonst täte man sein Geld wohl besser verwenden! Aber das eine merke dir, meine Tochter: niemals was für ihn selber hergeben, sondern immer bloß für das, was er leistet! Was machen denn die Kinder?“

Briggie gab etwas zerstreute Auskunft. Die letzten Worte der Mutter gingen ihr im Kopf herum. Sie verabschiedete sich bald, da sie noch viel für die Gesellschaft einzukaufen hatte. —

An dem großen Abend hatte Leopold Wollmann zunächst einen gewaltigen Ärger zu überstehen. Andreas Loebson verspätete sich. Der Zahnarzt verstand die Welt nicht mehr. Um acht Uhr war eingeladen — dann konnte man bis neun Uhr kommen. Nach neun Uhr zu erscheinen war einfach rücksichtslos. Das Essen durfte doch nicht verderben. Allmählich versammelten sich die Gäste — der erste war auch der bedeutendste von allen: Artur Rossi. Dieser unweltläufige Musikus glaubte pünktlich sein zu müssen. Aber auch der Geheime Kommerzienrat Kunow war bald anwesend, und Ministerialdirektor Schwarzkopf, Exzellenz, kam mit dem akademischen Viertel. Nur Andreas Loebson, für den sich das alles ereignete, fehlte. Zehn Minuten vor neun! Wollmann begann einen leisen, heftigen Streit mit Briggie. „Unerhört! Dieser Mensch! Was dem Menschen bloß einfällt!?“

„Du weißt doch gar nicht, ob er nicht ein Malheur gehabt hat?“

„Ach was! Malheur! Slowakische Rücksichtslosigkeit! Weiter nichts!“

„Schrei doch nicht so! Ich würde noch lauter schreien!“

„Du nimmst natürlich wieder Partei für solche Leute!“

In diesem Augenblick kam Exzellenz Schwarzkopf mit etwas auswärts gestellten Füßen auf das Ehepaar zu. Beide waren wie verwandelt.

„Exzellenz sehen so jugendlich aus nach all der Arbeit!“ rief Briggie. „Die Schuldebatte im Reichstag scheint Ihnen vorzüglich zu bekommen!“

„Ich glaube bestimmt, daß die Regierung durchdringen wird,“ sagte Wollmann als überzeugter Politiker.

„Wenn das ein Freund Eugen Richters sagt? Sie stehen doch ganz links, lieber Doktor?“

„Links! Nun ja! Gewiß! Es kommt drauf an, Exzellenz! Ich bin vor allen Dingen Patriot!“

„Das sind wir wohl alle. Aber wo bleibt unser Kapellmeister? Man erwartet ihn mit Spannung. Ist er etwa verhindert?“

„Keineswegs, Exzellenz! Sonst hätte er mich benachrichtigt! Er muß jeden Augenblick hier sein! Ich begreife es gar nicht!“ Wollmann streifte Briggie mit einem drohenden Blick — dann sah er wieder nach der Uhr. Jetzt watschelte Geheimrat Kunow auf seinen kurzen Beinchen heran. Wollmann sah in diesem mächtigen Zwerg nicht die unscheinbare Persönlichkeit, sondern das kolossale Eisenwerk „Zyklop“.

„Ich wünschte, daß Herr Loebson bald zu uns fände,“ näselte der Geheimrat. „Ich habe offen gestanden Hunger.“

Wollmann sah noch einmal nach der Uhr. „Um neun wird gegessen!“ verkündete er. „Briggie!“

Seine Frau wandte sich mit kaltem Lächeln zu ihrer Mutter.

Diese stand in einer schwarzen Spitzentoilette und mit kostbaren Perlen geschmückt vor dem Gast, der sie am meisten interessierte — sie hatte Artur Rossi ins Gespräch gezogen. Das war nicht leicht, denn Rossi ließ jede Gesellschaft wie eine Heimsuchung über sich ergehen. Menschen, die ihm fremd waren, erschreckten ihn. Trotzdem fehlte ihm das Selbstbewußtsein des berühmten Mannes, um sich abschließen zu können. Er wirkte als bescheidener junger Mensch, er diente jeder Frage. Aber niemand wußte, welchen Kampf

ihn die Unterhaltung mit einem Fernstehenden kostete. Es geschah ihm oft, daß er eine Weile freundlich zuhörte und dann plötzlich mit steinernem Gesicht nichts mehr verstand. Dann wurden die guten, blauen Augen hart und stolz, der dürre, von Entbehrungen zeugende Körper reckte sich, die nervöse Hand fuhr über die mächtige Stirn in das graublonde Haar. Jeder wurde durch solche Veränderung Rossis in Verlegenheit gesetzt — nur Rosine Larisch nicht. Sie verstand mit Künstlern umzugehen. In ihrem Kölner Hause waren die größten Meister der Zeit zu Gast gewesen. Für Artur Rossi hatte sie eine nicht tiefgehende, aber treffende Bezeichnung gefunden: „Er ist immer so nett präokkupiert!" Diese Präokkupation war Rossis Last und Segen.

Briggie kam heran. „Der Leopold ist wütend, weil Loebson noch nicht da ist!" Mutter und Tochter brachen in ein lautes Gelächter aus. Dann sagte Frau Larisch: „Dein Mann kennt noch immer nicht die Finessen. Loebson kommt natürlich mit Absicht zu spät. Wer sich interessant machen will, behandelt die Gesellschaft, wie ein guter Bogenschütze seinen Bogen. Er spannt ihn so weit, wie's irgend geht. Ein bißchen weiter noch würde die Sehne reißen. Wenn er aber richtig abdrückt, trifft der Pfeil ins Schwarze."

Briggie war dieses psychologische Gleichnis ihrer Mutter nicht angenehm, aber sie lachte mit. Artur Rossi wurde sehr verlegen. Sein Kollegialitätsgefühl sträubte sich gegen die Stichelei auf Loebson. Als sein Blick zur Seite abirrte, folgten ihm Rosine Larischs Augen in angeborener Eifersucht. Er betrachtete eine Frau, doch mit Befriedigung erkannte Briggies Mutter, daß es sich nur um Mathilde Weigel handelte. Die kleine Pianistin war begabt, aber sie hatte keine gute Figur. Sie hielt sich immer im Schutze des Flügels und ließ ihre Augen, die schön und klug waren, nicht von Rossi. Nie hatte sie den verehrten Mann so nahe gesehen. Mathilde Weigel war eine arme, von den Wollmanns protegierte Waise aus Köln. Sie hatte

ihr Studium Wollmannschem Gelde zu danken. Aber so tief sie diese Wohltat auch empfand, so schwer bedrückte sie oft ihre Abhängigkeit. Briggie hatte keine zarten Gönnerhände. Einsamkeit und ringender Eigenwert sprachen aus den Augen des jungen Mädchens. Als Rossi ihnen zufällig begegnete, glaubte er in eine bessere Welt zu sehen.

„Kennen Sie Mathilde Weigel eigentlich, Herr Rossi?“ fragte Rosine Larisch schnell. Rossi schüttelte den Kopf. Da winkte die Frau Kommerzienrätin die ungefährliche Bekanntschaft heran. „Komm her, Mathildchen! Ich will dich doch dem Meister vorstellen! Lieber Himmel, wie sie rot wird! Ja, das hat sie sich nämlich brennend gewünscht! Aber sie kann was! Klavier, Herr Rossi!“

Rossi nickte, und Mathilde sah wie bloßgestellt zu Boden. Während die beiden sich anschwiegen, kam Briggie auf eine gute Idee: nach Tisch konnte man Mathilde Weigel an den Flügel setzen. Da geschah auch gleich was für sie.

Endlich trat Andreas Loebson in den Salon. Er hatte richtig gerechnet. Die Spannung auf ihn war so groß, daß sie jeden Ärger über seine Unpünktlichkeit niederhielt. Als er tadellos elegant und mit liebenswürdiger Melancholie erschien, gefiel er sofort. Die Frauen fühlten, daß diese Augen sie zu schätzen wußten. Die Männer ließen die Stirnlocke des Russen um seines schlichten Stolzes willen gelten. Er machte auf jeden, mit dem er bekannt wurde, den Eindruck, als ob er ihn persönlich auszeichnete. Man fand sofort eine gewisse Vertraulichkeit ihm gegenüber. Er ließ es besonders deutlich werden, mit welcher Verehrung er Artur Rossi begrüßte. Dieser wußte freilich mit dem „Ereignis“, das Loebson aus ihm machte, nichts anzufangen. Er war froh, als der Russe zu dem Ministerialdirektor überging. Nur ein einziger Gast hatte keinen günstigen Eindruck von Andreas Loebson: das war Mathilde Weigel. Aber sie machte sich selbst deswegen Vor-

würfe, indem sie bedachte, daß es bei einem Dirigenten nur auf das Talent ankam.

Man ging zu Tisch. Wollmann war wieder versöhnt. Der Beifall seiner Gäste genügte, um dem Zahnarzt jeden Groll zu nehmen. Loebson saß neben Briggie, plauderte viel, hörte aber während des Soupers nicht auf, alle Gäste auf ihre Sympathie für ihn zu prüfen. Sorge machte ihm niemand. Wenn er bei jedem dazu addierte, welchen Eindruck er als Dirigent auf ihn machen würde, konnte er an einen vollständigen Sieg glauben. Daß Herr Joseph Süß, ein kleiner Konzertagent, ihm gegenüber saß, fand Loebson überflüssig. Auch Frau Wollmanns dicken Bruder Hans Larisch mißbilligte er. Dieser grobschlächtige, laute und ungeheuer viel essende Mann war dem nervösen Russen zuwider. Aber aus seiner Selbstsicherheit entnahm er, daß Hans Larisch irgendwie Einfluß besaß. Zum Glück erfuhr er es schon bei den „Truffes naturelles“, daß Briggies Bruder ein bekannter Konzertkritiker war. Loebson hätte sich beinahe selbst geohrfeigt. Welche fürchterliche Dummheit wäre ihm da passiert! Ja, Doktor Wollmann verstand es. Mit der Kritik war er verschwägert. Nach Tisch beschloß Loebson, vor allem den dicken Rezensenten auszuzeichnen. Aber zur Vorsicht riet seine Weltkenntnis. Er sah plötzlich, daß Hans Larischs Gattin, eine stille, verblühte Frau von dürftigem Aristokratentyp, als Unbegehrte herumstand. Man fürchtete ihr spinöses Wesen — Loebson fürchtete es nicht. Er näherte sich der Reizlosen und wußte bald, wie hoch sie ihm seine liebenswürdige Konversation anrechnete. Annas befriedigte Eitelkeit machte sie arglos. Ihr Gatte aber, auf dem sie in jeder Gesellschaft lastete, sah sie schmunzelnd versorgt. Von der indirekten Kritik war der Russe eine ganze Stunde nicht loszulösen. Vergebens warf ihm Artur Rossi hilfesuchende Blicke zu. Der war von der Frau Geheimrätin Kunow und Herrn Julius Bamberger, einem reichen Dilettanten, in einen Winkel

gedrängt worden. Zwecklose Kunstdebatten schlugen über seinem Haupt zusammen. Er hoffte durch Loebson befreit zu werden. Nichts aber brachte den künftigen Kapellmeister von Frau Anna Larisch fort. Auch dem Klavierspiel Mathilde Weigels gelang es nicht, doch Rossi wurde endlich von selbst energisch. Er schlängelte sich zum Flügel hinüber. Erst als Frau Briggie mit verkapptem Ärger lächelnd heranschwebte, zog Loebson ein neues Register auf. Jetzt widmete er sich der Hausfrau. Er ließ es sie merken, im Ton und im Blick: sein Vertrauen gehörte ihr. Lange plauderte er mit Briggie und kam von Bekenntnis zu Bekenntnis. Die Gäste nahmen allmählich Abschied. Jeder war mit der Wahl des Dirigenten zufrieden. Wollmann konstatierte es strahlend. Als Rossi sich still entfernte, fuhr es Loebson durch den Kopf, ob er auch den Meister nicht etwa vernachlässigt hatte? Aber was bedeutete das bei dem? Ein Dirigent war jedes Komponisten sicher.

Viertes Kapitel

Wollmanns Gesellschaft hatte ihre Wirkung getan. Das große Hörensagen war entstanden. Es gab nun einige Dutzend Menschen, die den neuen Mann „kannten“. Mehr brauchte das Tempo der Weltstadt nicht. Aber der Kenner durfte solches Ergebnis nicht überschätzen. Das Fach für den neuen Namen war aufgezogen zwischen tausend andern Fächern — auf den Inhalt kam es nun an. Ebenso schnell verging eine Sensation, wie sie entstand. Der Oberflächliche glaubte nur die Hand ausstrecken zu brauchen und wußte nicht, wie er sich durch diese Bewegung schon verpflichtete.

Andreas Loebson wußte es. Sein Ehrgeiz ging

tiefer. Hier war einer der ganz Seltenen in die deutsche Hauptstadt gekommen, die kalt blieben in ihrer Strebeglut, echt bei den fraglichsten Mitteln. Als Loebson wußte, daß man ihm vertraute, erkannte er auch, daß dieses Vertrauen leerer Schall war ohne Rechtfertigung. Er wollte arbeiten. Er griff nach dem einzigen Wert, der nicht schwanken konnte: nach dem Ideal. Die Stadt, die ihn gerufen hatte, ließ einen Kämpfer nicht nur für das Ideal, sondern auch von ihm leben. So kam es, daß auf den Künstler jeder bauen konnte, während den Menschen niemand besaß.

Man erfuhr es bald staunend, was für eine künstlerische Tatkraft in dem scheinbar blasierten Russen erstanden war. Wollmann glühte vor Stolz. Er schrieb sich Loebsons Entdeckung zu, er hatte nun unerschöpflichen Stoff zum Erzählen. Bis zum Sommer war das Orchester engagiert und der Chor zusammengestellt. Während der Bau des Konzertpalastes aus der Erde wuchs, fanden an drei verschiedenen Stellen Proben statt. Die meisten in der Wohnung des Zahnarztes. Doch diese Proben waren mit Schwierigkeiten verknüpft, denn Wollmanns Enthusiasmus ließ sich nicht zügeln. Er platzte immer wieder mit seinen Laienfragen dazwischen. Auch die Neugier der Kinder störte, und der nervöse Loebson sagte es Wollmann eines Tages rund heraus, daß er seine Sprößlinge unausstehlich finde. Briggie griff ein und setzte ihren Willen durch — weder Wollmann noch die Kinder durften sich bei den Proben ferner blicken lassen.

Überhaupt hatte Loebson an Briggie allmählich seine beste Unterstützung gefunden. Er sah bei dieser Frau das rasche Erfassen, das seinem Temperament verwandt war. Sie konnte, was sie nicht fühlte, glaubhaft nachsprechen. So zeigte sie jenes nützliche Urteil zweiten Ranges, das für Artur Rossi wenig, viel jedoch für Chorsänger und Orchestermusiker war. Briggie hatte ein echtes Feuer in ihrem naiven Glauben

an die Sache. Sie riß die Zaghaften mit und holte sie oft zurück, wenn sie sich heimlich fortstehlen wollten.

Bei keiner Probe fehlte Briggie. Wenn Loebson anfing, hockte seine Freundin in der ersten Reihe — dann aber besann sie sich darauf, daß er es einmal für nötig erklärt hatte, an den verschiedensten Stellen des Raumes Klangwirkungen zu studieren. Nach wenigen Takten trippelte sie schon nach hinten, wo sie an die Wand gedrückt zuhörte. Sie brachte zwar etwas Unruhe in die Probe, aber man hatte doch Respekt vor dieser intensiven Hingabe. Beständig studierte sie, mit einem goldenen Lorgnon bewaffnet, Rossis Partitur. Kam der Komponist, von Schaffenszweifeln gequält, zaghaft heran, um zu fragen: „Wie wirkt es denn auf Sie, gnädige Frau?“ — dann blickte Briggies rundliches Gesicht lächelnd zu ihm auf, und sie antwortete in einem Ton, der Rossi ziemlich leer erschien: „O, ausgezeichnet! Wunderschön find' ich es! Ich glaube, das muß Erfolg haben!“ — Rossi stand wie ein Kind, das eine frische Schote aufgebrochen und keine Erbsen findet. Doch während er verlegen etwas stotterte, erhob sich Briggie und eilte leichtfüßig auf eine Gruppe von Chordamen zu. Die standen wie Verschwörerinnen beisammen. Sicherlich schimpften sie eben auf das „unmögliche“ Werk. Rossi fürchtete diese Damen am meisten. Da hörte er Briggie Wollmann auf sie einreden: „Ach, Fräulein Kruse! Das ist schön, daß Sie gekommen sind! Ist das Sopransolo nicht wunderbar? Ich habe Sie übrigens im Jugendchor herausgehört — Sie haben 'ne reizende Stimme! Frau Professor König! Ich erwarte Sie ganz bestimmt heute zum Tee! Sie dürfen mich nicht sitzen lassen! Was? Sie tun nicht mehr mit? Aber warum denn? Zu schwer? Ach, was! Es klappt ja famos! Jetzt darf sich keiner mehr drücken! Nein, das gibt's nicht! Das wär' ja Fahnenflucht! Jetzt sind alle Damen der guten Gesellschaft dabei! Außerdem weiß ich, Herr Loebson legt Wert auf Sie!“

Artur Rossi hörte das im Hintergrunde lächelnd an. Er mußte der Frau dankbar sein, die ihn eben noch enttäuscht hatte. Er versöhnte sich mit ihr. Das Vertrauen des Meisters bewirkte, daß Briggie wirklich zum gesellschaftlichen Mittelpunkt der „Polyhymnia“ wurde. Mit allen Fragen kam man zu ihr. Ein Zehntel davon verstand sie, doch jede konnte sie beantworten. Die Rückwirkung von Briggies neuer Kulturmacht auf ihr Familienleben war freilich weniger ersprießlich. Mann und Kinder bekamen es allmählich zu spüren, daß sie sich zur Patronesse entwickelte, nicht mehr zur Hausfrau und Mutter. Auf die Dienstboten wurde die wirtschaftliche Verantwortung abgewälzt, auf Fräulein Windelband die Buchführung. Briggies Kinder hatten sich ja niemals „erzogen“ gefühlt; doch nun, als die Mutter wie eine aus der Berufsjagd kommende Künstlerin bei den Mahlzeiten erschien, um bald wieder zu verschwinden, fühlten sie Haltlosigkeit und Leere. Sie beklagten sich nicht, denn diese Unbewachtheit brachte manche neue Freude. Sie sahen sich völlig ihren Gedanken überlassen. Nur Vater Wollmann glaubte durch die Wendung seines Familienlebens absolut gewonnen zu haben. Für ihn gehörte die bunte Zerfahrenheit zur Kunst. Er war stolz darauf, daß seine sonst so kräftige, frische Frau jetzt blaß und nervös wurde. Der moderne Frauentyp war kein sportlich kraftvoller, sondern ein welker, schmachtender geworden. Wollmann konstatierte, daß auch Briggie ihn bekam. Ihre natürliche Wangenröte bändigte sie durch Puder, und neben den aufreibenden Proben fand sie noch Zeit, eine gefährliche Entfettungskur durchzumachen. So geschah denn körperlich und geistig alles für die Kunst. Wer wohlmeinende Bedenken äußerte, wurde durch Wollmann energisch aufgeklärt.

Trotzdem machte er seine Rechnung ohne den Wirt. Es lag im Zuge der Zeit: aus der ästhetisch veredelten war auch die unverstandene Frau geworden. Henrik

Ibsen entzückte Briggie, der große, nordische Rattenfänger, den auch Wollmann pflichtschuldig las, aber „offen gestanden“ nicht schön fand. „Unverstandenheit“ durchrüttelte allmählich Briggies Wesen. Wollmann, der seine Frau bisher vollkommen verstanden zu haben glaubte, sah jetzt erschrocken, daß mit dem Reiz der neuen Erscheinung bösartige Nerven verbunden waren. Sein sonst so glückliches Heim wurde von kleinen Kämpfen erfüllt. Mit nichts war Briggie mehr zufrieden. Sie mokierte sich, wo sie ernst gewesen, sie verachtete, wo ihr ein ehrlicher Respekt im Herzen gelebt hatte. Wollmann mußte sogar erkennen, daß sie ihn gegen andre Männer zurücksetzte. Noch ahnte er keinen bestimmten, noch glaubte er, daß diese Gereiztheit vorübergehend wäre. Trotz seinem Enthusiasmus fuhr es ihm einmal heraus: „Wenn man doch bloß erst das verfluchte Eröffnungskonzert hinter sich hätte!“ Briggie starrte ihn von oben bis unten an. Ein Lächeln unsäglicher Geringschätzung kam auf ihre Züge. Dann ging sie ohne Antwort aus dem Zimmer. Sie tröstete sich mit einer Stelle aus einem modernen Roman, den sie soeben gelesen hatte: „Die Frau der Zukunft verstand plötzlich, daß sie mit dem Manne, den sie geheiratet, keine Gegenwart mehr verband.“ Wie wahr das war! Auch sie war enttäuscht, auch sie suchte Zukunft, nur noch Zukunft, da sie der Gegenwart nichts mehr abgewinnen konnte. —

Die Sommerferien ließen den Kunstförderer Wollmann nicht ruhen. Jetzt traf er sich wieder einmal mit Briggie in dem Gedanken: die Ferien der Praxis mußten Arbeitswochen für das Ideal werden. Schwierig nur gestaltete sich die Wahl eines Aufenthalts, der nicht nur der Familie, sondern auch der „Polyhymnia“ nützte. Eigentlich mußte der korpulente Wollmann an Marienbad denken. Für Kurt, dessen schlechter Magen eine Kur brauchte, hatte der Hausarzt zu einem kleinen thüringischen Badeort geraten. Aber ärztlicher Rat fand bei der Familie Wollmann diesmal kein Ohr.

Marienbad lag in Österreich und repräsentierte nur Theaterinteressen. Das thüringische Nest aber wurde allgemein verabscheut — Kurt und sein Magen fühlten sich persönlich beleidigt, als man ihnen diesen Sommeraufenthalt zumutete. Bald fand man das richtige Bad. Eine zweite Gründerzeit wollte neben der inneren auch der äußeren Kultur auf die Beine helfen. Den Theatern und Konzertsälen, die in Berlin aus der Erde schossen, folgten luxuriöse Cafés, Restaurants und Bäder. Aber nicht nur innerhalb der Reichshauptstadt mehrten sich diese Errungenschaften, sondern auch draußen auf dem freien Lande wuchsen sie empor, soweit sich der Bannkreis Berlins erstreckte. Es erschien damals als genialer Einfall einiger Börseaner, dem gewaltig entwickelten Arbeitsmarkt auch eine sommerliche Erholungsstätte zu schaffen. An der Ostseeküste blühte märchenhaft schnell die neue Gründung auf. Es wurde Mode, nach Waitz zu gehen. Hier standen die komfortablen Hotels der Gründer. Hier war alles vorhanden, was den Genuß der Natur erleichterte. Daß Waitz einen schönen Strand und prachtvollen Buchenwald besaß, war selbstverständlich. Eifriger fragte man, ob die Entfernung von Berlin wirklich nur zweieinhalb Stunden betrage, nicht etwa drei. Auch die Frage nach den Tennisplätzen beschäftigte die Gemüter, und als es hieß, daß das Essen vorzüglich sei, wurden sämtliche Zimmer vorausbestellt.

Das Kulturgeschäft schien zu klappen. Freilich erfuhr man nicht, welchen Umfang die Kosten angenommen hatten. Man besaß Vertrauen, von dem Glanz der Dinge berückt. Auf die Waitzer Heringsfischer, deren Grund und Boden mit Gold aufgewogen worden, achtete man weiter nicht. Die standen spöttisch lächelnd umher und betrachteten sich, was da alles zu ihnen kam. „Waitz! Waitz!“ schwirrte es wochenlang durch die Wohnung der Familie Wollmann. Vater Leopold wurde es schon ganz übel bei dem Wort, aber er verbot es vergebens. Besonders Lou zog das ai in Waitz

sehr lang, so wie man es in Berlin W zu tun pflegte. Als Kurt wußte, daß der Vater das nicht vertrug, übertrumpfte er die Schwester noch und schrie: „Waaaitz! Waaaitz!", bis es Ohrfeigen regnete.

Sehr teuer erwies sich der hochmoderne Aufenthalt. Briggie hatte noch nie einen solchen Toilettenaufwand für nötig gehalten. Auch äußerlich, konstatierte Wollmann, entwickelte sich seine Frau zur großen Dame. Aber sie brachte ihn im Interesse der „Polyhymnia" auf eine neue Idee, die alles wieder gut machte. Andreas Loebson sollte sich der Familie Wollmann in Waitz anschließen. Briggie wußte schon, daß er dazu bereit war. Diese Wendung beglückte den Zahnarzt. Er konnte jetzt nichts besser brauchen, als die leibhaftige Reklame des schönen Kapellmeisters. Loebson folgte der Familie Wollmann nach Waitz. Er begriff die Nützlichkeit dieses Aufenthalts und spürte zugleich den Zauber, in Briggies Nähe zu bleiben.

Bald war man mitten im bunten Getriebe. Wollmann erklärte Waitz für das großartigste Seebad der Welt. Er nannte es einen „Vorort von Berlin", und darin hatte er recht. Auf jedem Wege traf man Bekannte. Nirgends konnte es eine bessere Erholung geben. Man blieb, in eine freiere Welt versetzt, doch unter sich. Man brauchte sich von seinen Interessen, welche die Lebensnerven bedeuteten, nicht loszulösen. Wollmann atmete zwar auf, wenn er im weißen Strandanzug, den „Panama" aufs Ohr gesetzt, durch den Sand watete, aber in seinem Innersten blieb das Geschäft wach. Er schwärmte vom Ozon des Waldes, er saß jeden Abend auf der phänomenalen Landungsbrücke, die ein Café und zwei Restaurants trug. Er bewunderte die Sonne, die ins Meer sank, aber daneben konnte er auch behaglich die finanzielle Lage von Waitz besprechen. Es war das beste Kurmittel, sich so unverantwortlich die Köpfe der Gründer zu zerbrechen. Wollmann bildete sich zum Protektor des neuen Badeortes aus, aber er übernahm keine Aktien.

Nur möglichst viele Abonnenten für die „Polyhymnia“ zu fischen, war sein Bestreben.

Daß er als Kunstmäcen einen Vorsprung vor den Männern des leiblichen Behagens hatte, wurde ihm bald bewußt. Es gab ja keine günstigere Zeit, das Interesse der Materialisten für das Schöne zu wecken, als die Sommerferien. Hier kam jedermann ein Weilchen von seiner Tretmühle los. Aber Leopold Wollmann bewährte sich als Praktikus und ließ sich an schönen Redensarten nicht genug sein. Wer mit ihm schwärmte, mußte auch kaufen. Seiner Patienten war er sicher. Er erteilte ihnen trotz den Ferien Ratschläge und gewann dafür ihr Wort, sich in die Abonnentenliste der „Polyhymnia“ einzutragen. Aber Wollmanns Absichten wurden kühner. Die reichen Kaufmannskreise besaß er schon — nun lockte ihn der Adel. Unter dem Bann aristokratischer Namen stand Wollmann. Er brauchte lange Zeit, um zu begreifen, warum sein Werbeeifer hier scheitern mußte. Die edlen Herrschaften, denen er nachlief, legten weniger Wert auf Untertänigkeit, als auf praktische Vorteile. Sie zeigten sich wohlwollend, hielten aber ihre Taschen zu. Sobald sie in die Praxis der neuen Kunst hineingezogen werden sollten, empfanden sie den Zahnarzt als aufdringlichen Agenten. Mit seinen letzten Mitteln scheiterte Wollmann. Weder die Schwägerin Anna, geborene von Lippert, konnte ihn durchsetzen, noch Lou, die er mit Gewalt in einen feudalen Tennisklub bugsiert hatte. Annas Familie war vornehm, aber verarmt. Lou, eine tüchtige Tennisspielerin, konnte unter den hochnäsigen Spielgenossen nicht glücklich werden. Sie stieß auf Klassen- und Rassenfeindschaft. Als ihr Vater eben mit ihr renommierte, kam sie schluchzend vom Tennisplatz zurück und erzählte, daß der Klub sie trotz ihren guten Leistungen nicht im Turnier mitspielen lasse.

Leopold Wollmann wandte sich wütend von der „adligen Bande“ ab. Er kehrte reuig zu den Seinen

zurück. Allmählich versammelte sich der ganze Aufsichtsrat der „Polyhymnia". Im Familienbad und auf gemeinsamen Promenaden wurde die Kunst gefördert. Die Landungsbrücke trug außer ihren Läden und Vergnügungslokalen einen der wichtigsten Bestandteile weltstädtischer Kultur: im „Café Brückenkopf" etablierte sich das Zentralbureau der „Polyhymnia". Hier dirigierte Leopold Wollmann.

Der musikalische Dirigent aber tat nicht mit. Andreas Loebson mied die „Brückenbörse", wie er spöttisch den Stammtisch des Zahnarztes nannte. Er widmete sich den Damen. Überhaupt brachte die Tätigkeit Wollmanns eine Zeiteinteilung, die Briggie und ihren Kindern ungeahnte Selbständigkeit ließ. Man nützte sie aus. Die Kinder hatten anfangs mit vollem Eifer auch in Waitz das unschuldige Buddelspiel am Strande begonnen und führten große Festungsbauten aus. Lou tat freilich bald nicht mehr mit. Sie lag am liebsten lang gestreckt in der Sonne. Ihre braunen, großen Augen sogen sich gleichsam am blauen Himmel fest oder waren mit der Betrachtung ihres Spiegelbildes beschäftigt. Einen kleinen, kostbaren Taschenspiegel hatte Andreas Loebson ihr geschenkt. Dieser war es, der sie immer wieder von dem Kinderspiel zu sich selbst ablenkte.

Immerhin — man tat eine Weile, was die andern taten. Doch in früheren Sommern waren Vater und Mutter in der Nähe gewesen. Vater förderte jetzt die Kunst. Mutter ging mit Herrn Loebson spazieren. Nur im Bade und zu den Mahlzeiten traf man sich. Das gute Fräulein Windelband zählte als Hüterin nicht. Die wurde an der See von einer unsäglichen Müdigkeit befallen. Sie schlief ihr ganzes, dürftiges Arbeitsleben aus. Wenn sie die Augen wieder aufriß und nach der Uhr sah, hatte sie nur zu suchen: wo waren Kurt und Lou? Kurt machte es dem verschlafenen Fräulein nicht leicht. Er ließ in Waitz seine Sandburg liegen und lief Herrn Balduin Rahde nach, einem berühmten

Berliner Schauspieler, den Kurt als sein Ideal erklärte. Trotz seinen sechzehn Jahren hatte Kurt schon Berufskämpfe — er wollte unbedingt Künstler werden. Aber er konnte sich für kein bestimmtes Kunstgebiet entscheiden. Daß dieses nötig war, dämmerte ihm in Waitz. Er beschränkte sein phantastisches Zukunftsspiel, träumte sich nicht mehr als Dichter, der einen ungeheuren Theatererfolg errungen, sah sich nicht mehr als Komponisten, der Beethoven und Wagner in einer Person vereinigte, sondern es wurde in seinem runden Köpfchen klar: er mußte Schauspieler werden. Das war die Erlösung. Deshalb verließ er seine Sandburg mit den bunten Flatterfähnchen und schloß sich Herrn Balduin Rahde an. Der große Schauspieler, der die Bedeutung des Hauses Wollmann kannte, zeigte sich „seinem lieben, jungen Freunde“ gegenüber wohlwollend. Er duldete Kurt, aber er verführte ihn auch zu plötzlichen Segelfahrten, die Fräulein Windelband zur Verzweiflung brachten. Mehrmals stand sie, von Todesangst geschüttelt, am Strande und wartete, bis das Boot zurückkehrte. Ohne ihre Schutzbefohlenen durfte sie sich nicht im Hotel sehen lassen. Eine Klage bei Kurts Eltern nützte nichts. Wollmann und Briggie zürnten zwar, doch Kurt lief bei der nächsten Gelegenheit wieder dem Schauspieler nach. Seitdem er in Rahdes Gesellschaft Elsbeth Fingler und Käthe Honigmann kennen gelernt hatte, zwei geradezu entzückende Operettensängerinnen, war Wollmann junior vollständig dem Theater verfallen.

Schwerer noch machte Lou es der guten Windelband. Sie kam in Waitz auf sonderbare Ideen. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, war sie besonders gut entwickelt. Daß Lou nicht mit den andern badete, daß sie lieber Stunden lang im Sande lag, als zu waten und zu graben — ihrer Eigenart, die familiär dekretiert war, ließ man es hingehen. Das bedenklichste aber waren ihre unberechenbaren Einfälle. Lou ging am Strande barfuß — die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie hübsche

Füße habe. Doch eines Tages, als die See in stürmischem Aufruhr heranrollte, war Lou plötzlich ins Wasser hinausgegangen, weiter, immer weiter, und hatte wie toll gelacht, als Fräulein Windelband verzweifelt am Strande gestanden, mit bis zur äußersten Grenze geschürztem Rock. An eine tragische Absicht des glücklichen Kindes konnte man nicht glauben — es war deutlich, daß es ihr nur darauf ankam, ihr Fräulein in Angst zu versetzen. Sie sollte sich schließlich im Höschen zeigen, um Lou zu retten. Als dieses wirklich sichtbar wurde, kehrte Lou um. Fräulein Windelband konnte sie nicht schelten, sondern nur halb ohnmächtig in den Sand fallen.

Solche gefährlichen Streiche waren aus Lous körperlichem Zustand zu erklären. Ihre frühreifen Augen suchten unstät, ihre Wangen brannten, und sie küßte sich zuweilen den braunen Arm.

Der Wollmannschen Strandburg benachbart gruben drei Knaben Tag für Tag einen mächtigen Wall. Während Lou im Sande lag und blinzelnd zuschaute, standen die drei Kameraden in unschuldigem Jungeneifer und schafften. Das Seewasser wurde von ihnen in einen Kanal geleitet, zwei solide Brücken, über die sich sogar der schwere Papa wagte, waren angelegt, und eines Tages ließ man außer den niedlichen Segelbooten eine lebendige Flunder schwimmen. Lou kannte nichts Interessanteres, als den drei Jungen zuzuschauen. Bronzebraun gebrannt und schön waren alle. Doch am besten gefiel Lou der jüngste. Der hatte goldblondes Haar, war aber scheu und still, weil er ein wenig hinkte. Lou ließ ihn nicht aus den Augen. Er merkte es bald, daß dieser dunkle, beobachtende Blick hinter ihm war. Das machte ihn noch unfreier. Er wurde träge, während die andern fröhlich gruben. Lou bedauerte es, daß ihr Freund nie allein kam. Eines Tages aber — es regnete, und plötzliche Kälte machte den Strand menschenleer — sah sie ihn allein kommen. Er betrat seine Burg. Keinen Blick wandte

er zu Lou hinüber. Die Lauernde regte sich vorsichtig — aber es drohte keine Gefahr: Fräulein Windelband schlief. Da stand Lou plötzlich auf. Die Hände am Rücken, näherte sie sich dem Knaben. Er sah sie an, grub aber schnell weiter, als ob die „Dame“ nicht existierte. Plötzlich passierte seinem Manneseifer ein Unglück — der eiserne Spaten löste sich vom Stock und blieb im Sande stecken. Lous Freund hatte nur das Holz in den Händen. Da lachte sie laut, denn sie war voll Freude, daß durch den Zwischenfall eine Anknüpfung gefunden war. Errötend wandte sich der Junge zu ihr. „Der ist nicht mehr zu brauchen.“

„Warum denn? Geben Sie mal her! Da ist ja bloß 'n Nagel 'raus!“

Ehe er es sich versah, hatte Lou den Spaten aus dem Sand gezogen und hämmerte mit einem Feuerstein daran herum. Bald war der Schaden repariert. Das gefiel ihrem Freunde. Er bedankte sich und faßte militärisch an die Mütze. Hieraus schloß Lou, daß sein Vater Offizier sei, mindestens Oberst.

„Wollen wir 'n bißchen am Strande entlang gehen?“ fragte sie ohne Zögern. Der Freund nickte. Sie wanderten. Oft mußten sie den lockenden Wasserzungen ausweichen. Beide sahen zu Boden, auf den Tang und das zusammengeballte Muschelwerk. Es regnete nicht mehr. Plötzlich sagte Lou: „Komisch!“ — Mit „komisch“ fing sie viele Sätze an. — „Sowie es ein bißchen regnet, laufen die Leute vom Strande weg!“

„Ich finde es bei Regen gerade am schönsten!“ platzte der Freund heraus.

„Ich auch!“ nickte Lou. Sie betrachtete sein goldblondes Haar — dann lächelte sie. Jetzt hatte sie zum erstenmal in seine tiefblauen Augen gesehen. Er wurde immer rot — wie dumm! „Sind Sie mit Ihrer Burg bald fertig?“

„Jetzt sind wir bald fertig.“

„Na, Gott sei Dank! Ich seh' nun schon 'ne Woche zu!“

„Dafür können wir doch nichts?"

„Nein. Aber ist es denn nicht furchtbar langweilig, immer so zu graben? Das ist doch wirklich was für kleine Kinder!"

Der Freund reckte sich. „Für kleine Kinder ist es auch, insofern nämlich meine kleinen Geschwister bald damit spielen werden. Die kommen am ersten August."

„Sind Sie der älteste?"

„Ja."

„Gehen Sie aufs Gymnasium?"

„Bin zu Ostern nach Untersekunda gekommen."

„Donnerwetter! So früh?"

„Fünfzehn bin ich."

„Warum lachen Sie denn?"

Der Freund lachte — er konnte diese Unhöflichkeit nicht unterdrücken. „Weil Sie Donnerwetter sagen! 'n junges Mädchen sagt doch nicht Donnerwetter!"

Lou tanzte plötzlich im Sande umher — dabei geriet sie mit ihren Füßen, die heute feine, weiße Schuhe trugen, ins Wasser. „Warum denn nicht! Sie sind zu komisch! Sie sind wahrscheinlich furchtbar etepetete! Aber das macht nichts! Ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie auch lustig sein können! Sie haben doch immer bloß krumm gestanden und gegraben! Immer so griesgrämig!"

Der Freund errötete plötzlich, verlor sein Lachen und sah zu Boden. Lous Instinkt kam sofort auf die richtige Fährte. Sie sah auf seinen etwas kürzeren Fuß. Beide schwiegen jetzt. Dann fragte Lou, mit zierlichen Schritten vorausgehend: „Was ist 'n Ihr Herr Papa? Soll ich mal raten? Offizier!"

„Richtig geraten," klang es hinter ihr.

„Und was wollen Sie mal werden?"

„Natürlich nicht Offizier."

Lou sah ihn an. In ihren Augen glomm etwas — es war Herzensteilnahme, nach der er gierig griff. „Ich studiere," fügte er rasch hinzu.

„Das ist schön! Was denn? Interessieren Sie sich vielleicht für Musik?"

„Ja, am liebsten möchte ich Musik studieren."

„Ach, bei uns zu Hause wird kolossal viel Musik gemacht!"

„Ich weiß. Ihr Herr Papa gehört ja zum Vorstand der Polyhymnia."

„Was? Sie kennen uns überhaupt?"

„Ihr Herr Papa hat mal mit meinem Papa über die Polyhymnia gesprochen. Aber es ist scheußlich — mein Papa will sich nicht abonnieren."

„Wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Graf Dangwitz-Kesselrot."

„Graf sind Sie?" Lou fuhr es bewundernd von den Lippen. Da lachte ihr Freund laut auf.

Sie gingen nun jeden Nachmittag spazieren. Oft sprachen sie ernsthaft miteinander, aber sie tollten auch. Wenn Erwin strauchelte und hinfiel, lachte Lou ihn aus. Das liebte er. Ganz ungekränkt bat er sie sogar eines Tages, sie möchte ihn möglichst viel auslachen. „Wissen Sie eigentlich, wie Sie aussehen?" fragte er plötzlich, als Lou mit einem Kranz von Abendsonnenstrahlen vor ihm stand.

„Na, wie denn, Herr Graf?"

„Wie die Salome aus der Bibel."

„Ich danke schön! So 'n Frauenzimmer! Übrigens die von Sudermann ist fein! Haben Sie die Sorma gesehen?"

„Nein — ins Deutsche Theater komm' ich noch nicht. Haben Sie vielleicht —"

„Na, selbstverständlich! Also wie die Salome seh' ich aus! Trauen Sie mir auch zu, daß ich Ihnen 'n Kopp abschlagen lasse und auf 'ner goldenen Schüssel trage?"

„Ich trau' es Ihnen zu."

„Aha! Also so sind Sie!"

„Und Sie sind so ..."

Nach diesem Gespräch wurden beide stiller. Lou

„fühlte sich“ — Erwin aber war traurig. Ihre Freundschaft hatte plötzlich einen unsichtbaren Riß. Sie wanderten nicht mehr wie Kameraden. Immer ließ Erwin Lou vorausgehen und sah, wie sie ihre gesunde Schönheit zur Schau stellte. Er fühlte ein wehes Glück. Er dichtete und brachte ihr jeden Tag neue Verse. Mit tragikomischem Pathos schwärmte er für sie und wußte gar nicht, wie schön sie ihn fand. Trotz seinem Fehler. ‚Verwundeter Krieger‘ dachte sie zuweilen.

Eines Tages aber erschien ein wirklicher Krieger auf der Bildfläche. Das war Vetter Bruno, Kadett aus Groß-Lichterfelde. Der hatte stramme Beine und ein freches Eroberergesicht. Lou sah zunächst nur seine Uniform. Wie malerisch bunt war die am Strande. Dagegen war Erwin schwach und süßlich. Wie Vetter Hans ihn „duldete“. Das fühlte Lou sofort. Sie sah ihre Verirrung. Mit fürchterlicher Schnelligkeit ging sie von Erwin zu Bruno über. In jedem blanken Knöpfchen seines Kadettenrocks spiegelte sie sich.

Einmal noch gingen sie zu dreien. Dann aber, am nächsten Nachmittag schon, blieb Erwin fort. „Nich abjereist — durchaus nich! Komische Kruke!“ erklärte Bruno mit näselnder, für den Leutnant vorbereiteter Stimme. Lou machte sich Sorge. War Erwin beleidigt? Hatte sie ihm weh getan? Den ganzen Mut zu einer Salome fand sie doch nicht. Aber sie wollte sich entscheiden. Wenn es denn schon klar sein sollte — ja, sie liebte Bruno. Nur Bruno. An dem warmen Augustabend, da sie dem Kadetten versprochen hatte, noch an den Strand hinunterzuschlüpfen, fand sie ihn nicht. Sie weinte, weniger aus Verlassenheit, als aus Zorn. Was fiel dem unverschämten Bengel ein? Er versetzte sie? Lou Wollmann? Da war doch Erwin ein andrer Kavalier. Der wäre schon lange zur Stelle gewesen. Sie wartete noch eine halbe Stunde, eine ganze Stunde. Dann schlich sie sich traurig nach Hause.

Am nächsten Vormittag hörte sie im Familienbade die neueste Sensation von Waitz: Ihr Herz zitterte dabei. Herr Blumenthal, der immer einen feuerroten Badeanzug an seinem feisten, weißen Leibe trug, erzählte die Neuigkeit Leopold Wollmann: „Haben Sie schon von der schauderhaften Keilerei gehört gestern abend? Unten am Strande haben sich zwei dumme Jungens zu fassen gekriegt, aus adligen Familien, denken Se bloß — verwandt sollen se sogar sein. Und der eine 'n Kadett aus Lichterfelde, nich faul, reißt sein Seitengewehr 'raus und haut dem andern eins auf 'n Schädel. Es soll nich schlimm sein, aber die armen Eltern sind zu bedauern. Heute morgen sind sie abgereist mit dem Jungen. Es scheint 'n Skandälchen hinter zu stecken. Aber die Jungens sollen nichts gestanden haben."

„Romeo und Julia am Strande vielleicht," meinte Andreas Loebson lächelnd, indem er sich durch seine schwarzen Locken fuhr und ohne Absicht auf Lou blickte. Diese wandte sich ab, wollte aber unbedingt zu Ende hören.

„Unglaublich," meinte Wollmann. „Wie heißen denn die Leute?"

„Der Vater von dem Verwundeten heißt Graf Dangwitz-Kesselrot. Der Attentäter is 'n kleiner Verwandter von ihm — den haben sie gleich nach Lichterfelde spediert."

„Aber Graf Dangwitz-Kesselrot — den kenn' ich doch! Hochnäsiger Kerl! Na, dem schadet so 'n kleiner Ärger nichts! Lou! Lauf doch nicht so plötzlich ins Wasser! Bist du verrückt, Lou? Du warst ja noch ganz echauffiert! Das Mädel wird sich den Tod holen!" Wie ein Böcklinischer Triton stampfte Leopold Wollmann hinter seiner Tochter her. Aber Lou lachte in der schäumenden Flut. Sie wußte, daß die Gefahr weit fort war. Sie bespritzte ihren besorgten Vater, und die Herren am Strande hüpften auf ihren behaarten Beinen. —

Während Wollmanns Kinder in Waitz ihre selbständigen Wege gingen, tat auch seine Frau, was in jenen Tagen allgemeine Pflicht war: sie entwickelte sich. Indem sie für die rein geschäftliche Kunstförderung ihres Gatten tiefe Geringschätzung zeigte, schuf sie der Kunst an sich eine Stätte. Sie führte Andreas Loebson den tonangebenden Damen zu. Bald war er Hahn im Korbe. Die einzige Konkurrenz, die Loebson gehabt hätte, befand sich außer Sehweite. Wollmann hatte das interessante Gerücht in Umlauf gebracht, daß Artur Rossi in Waitz erscheinen würde. Rossis Absicht lebte aber nur in Wollmann. Auf die Einladung des Zahnarztes antwortete er, daß für ihn ein großer Badeort nichts sei — er sitze mit Frau und Kind an einem stillen, märkischen See und schreibe ein Streichquartett. So brauche er an die Polyhymnia nicht zu denken.

Der egoistischen Naivität des Komponisten konnte man nicht gram sein. Auch Wollmann schüttelte lächelnd den Kopf, nachdem Briggie ihm die Künstlerlaune erklärt hatte. Die Damen mußten sich mit dem Dirigenten begnügen. Sie taten es gern, denn eigentlich war ihnen der Dirigent interessanter als der Komponist. Andreas Loebson gehörte zu den „brauchbaren" Künstlern, nicht zu den hochmütigen Eigenbrödlern, die vor der Welt davonliefen und hinter ihrer Bescheidenheit Geringschätzung bargen. Loebson erkannte den Anspruch des Publikums an. Seine etwas weiche Mannesschönheit war in der eleganten Faulenzerstimmung zum Verwöhnen geschaffen. Anmutige Ironie trug ihn über jede Gefahr fort. Er verpflichtete sich nirgends und fand durch ein Lächeln seine Getreuen.

Aber Briggie Wollmann war die Tochter von Rosine Larisch aus Köln. Sie gab ihr Eigentumsrecht nur soweit auf, als es die Geltung des bewunderten Mannes erhöhte. Als sie dafür gesorgt hatte, daß Waitz von Loebson erfüllt war, brachte sie die Gewißheit in Umlauf, daß der Russe nicht mehr zu haben sei. Doch

Briggie durfte sich nur beneiden lassen, ohne mit einem Schritt die Grenze des Erlaubten zu überschreiten. Interessant war es den Damen schon in Berlin gewesen, den Verkehr von Frau Wollmann und Andreas Loebson zu beobachten. In der realpolitischen Weltstadt herrschte eine strengere Stimmung als in dem tatenlosen Seebade. Nachzuweisen war Briggie noch nichts, doch die Erfahrung rechnete damit, daß es in Waitz bald soweit sein würde. Für diesen Zeitpunkt hielt man das moralische Richtschwert bereit. Bis dahin setzte man sich graziös über die Nachweissuche fort.

Trotz den gefährlichen Netzen ihrer Umgebung waren Mann und Weib in diesem Falle gefeit. Briggie und Loebson ließen sich, jeder auf seine Art, nicht fangen. Sie wußten voneinander, daß sie vorsichtig waren. Wollmanns Arglosigkeit erkannten sie als ihren Feind. Loebson behielt es stählern im Bewußtsein, daß er noch der Mann der Zukunft war, ein Strebender, ein Abhängiger. Briggie aber dachte an ihre Kinder und an ihr schönes, angesehenes Heim. Auch der Respekt vor ihrem ehrenhaften Gatten blieb in ihr wach. Sie stand noch mit beiden Füßen auf bürgerlicher Erde — sie wußte, wieviel die Welt mitansah, und wie wenig sie verzieh. Der interessante Flirt war höchster Lebensreiz — das wirkliche „Verhältnis“ ließ alle Furien los. Man durfte locken, aber nicht besitzen.

Das war ein wahrhaft tragischer Zwiespalt, wie dazu geschaffen, die Stimmungen einer unverstandenen Frau „auszulösen“. Zeit genug hatte Briggie dazu. Der halbe Tag wurde ihr von Wollmann geschenkt. Sie ging mit Loebson spazieren, die große Natur in allen Sinnen, aber nie außer acht lassend, daß man nicht zu lange aus dem Gesichtskreise der Bekannten blieb. Beide waren in einer schmerzlich nervösen Stimmung und kämpften geheime Sehnsucht nieder. Aber sie kosteten es auch aus, sich solcher Stimmung hinzugeben, denn sie wußten sich in guter Hut. —

Als die schöne Sommerszeit ihr Ende erreichte, gingen die eigentlich Verliebten den uneigentlichen doch noch durch. Weit waren sie eines Abends hinausgeschritten und sahen nichts mehr von Waitz und den lauernden Menschen. Der Himmel war wundersam klar. Ein Zug von Wildgänsen schwebte fern über die funkelnde See.

„Was sind das für Vögel?“ fragte Briggie mit umflorter Stimme.

„Wilde Gänse,“ antwortete Loebson ruhig.

Briggie nickte schwer. „Wilde Gänse,“ wiederholte sie leise.

„Stimmt Sie das traurig?“ fragte der Russe lächelnd.

Da warf Briggie trotzig den Kopf zurück. „Immer spotten Sie! Sie dulden wirklich nicht, daß ich mich einer großen Stimmung hingebe!“

„Bitte, bitte! Warum denn? Was hab' ich denn getan?“

„Finden Sie die Vögel nicht wunderbar? Wie sie an der Sonne vorbeifliegen — das weckt doch eine Sehnsucht in einem ... ! Man zieht ja auch so durchs Leben, nicht wahr, aber man bleibt doch fern von der Sonne und immer auf dem Trockenen. Das heißt, die Vögel können fliegen, aber ... Ach ...“ Das Gleichnis stimmte nicht mehr, und Briggie verhaspelte sich — so schloß sie ziemlich schroff: „Der Sonnenuntergang ist einfach das Schönste an der See!“

„Das Scheenste an der See ist eine Frau, die zuschaut und nicht weiß, wie simbolisch sie ist für die sinkende Sonne.“ Loebson hatte dies gesagt, um Briggie wieder gut zu machen, aber nun sah er, daß seine Bemerkung nicht glücklich war. Briggie bekam Tränen in die Augen, ihre Nasenspitze rötete sich. Wenn sie nur nicht weinte! Loebson erkaltete gegen jede Frau, die in Tränen ausbrach. Er konnte die Grimasse des Weinens nicht vertragen.

„Glauben Sie wirklich, daß das mein Symbol ist? Die sinkende Sonne? Ja, vielleicht ... Vielleicht haben Sie allzu sehr recht ...“

Sie starrte hilflos auf den nassen Ufersand, der die bunten Blasen der Brandung trug. Dabei malte sie mit ihrer Schirmspitze Kringel hinein, die ganz lustig aussahen.

Loebson war von ihrem Anblick gerührt. Er mußte sie um jeden Preis heiter stimmen: „Aber was wollen Sie denn! Es ist ja gar keine sinkende Sonne! Alte Lige ist das! Die Erde sinkt doch, weil sie sich dreht! Wir kommen immer wieder an der Sonne vorbei! So ist es doch!"

Briggie nickte, aber sie hatte seine astronomische Erklärung nicht verstanden. Er näherte sich ihr und ergriff ihre Hand: „Bleiben Sie stehen! Sonne! Bis die schwarze Erde wieder vorbeikommt! Ach, man soll iberhaupt keine Simbole brauchen! Es ist auch deutsch so schwer!"

Briggie wollte eben eine leidenschaftliche Antwort geben, als die leuchtende Einsamkeit von einem breiten Schatten getrübt wurde. Auch Loebson bemerkte ihn, und beide erkannten, daß der Schatten Leopold Wollmann war. Der Zahnarzt stiefelte durch den tiefen Sand auf sie zu. „Kinder!" rief er erregt. „Endlich find' ich euch! Warum rennt ihr denn soweit raus? Die andern sitzen längst beim Skat! Kaffee haben wir auch schon getrunken!"

„Wir wollten eben umkehren," sagte Loebson. — Zu dreien wandten sie sich Waitz zu. Briggie sah, daß Wollmann bedrückt, aber nicht eifersüchtig war. Eine ganz andre Sorge schien ihn zu erfüllen.

„Kinder, bin ich froh, daß wir übermorgen nach Berlin fahren!" stieß er plötzlich hervor. „Ich habe das infame Nest hier satt — das kann ich wohl sagen!"

Loebson und Briggie wechselten einen erstaunten Blick. „Aber warum denn auf einmal? Du warst doch so gern hier?"

„Ach, ich hatte auch schon was erreicht! Mindestens fünfzig neue Abonnenten! Die Hälfte will bei mir in Behandlung gehen! Die Kinder haben sich pracht-

voll erholt! Du auch, Briggie! Du bist ja verbrannt wie 'n Zulukaffer!"

„Also was willst du denn eigentlich?"

„Liebe Briggie! Du kümmerst dich eben nie um den Hintergrund der Dinge! Du nimmst immer bloß das Nette und Angenehme wahr! Sollst du ja auch — gewiß! Aber die Wahrheit kann ich dir nicht länger verbergen! Dieses wunderbare Waitz ist pleite! Henlein & Simon vielmehr, die es gegründet haben! Das sag' ich euch im Vertrauen!"

Loebson verfärbte sich etwas. „Henlein & Simon? Wirklich? O, diese elenden Versenmenschen, denen man nie ins Herz sehen kann! Ist Herr Henlein nicht Aktionär der Polihimnia?"

Wollmann wurde ganz böse vor Widerspruch: „O nein! Was denken Sie denn, lieber Freund? Solche faulen Köppe haben wir nicht!"

Briggie zuckte ärgerlich die Achseln. „Na also! Daß Waitz verkracht ist, kann dir doch gleichgültig sein! Du bist doch nicht Aktionär! Nächsten Sommer gehn wir eben wo anders hin!"

„Ja! Du überkluge Frau! Aber ich habe, um Stimmung für die Polyhymnia zu machen, fünf Aktien von Waitz gekauft!! Weil ich Waitz für 'ne bombensichere Sache hielt! Der Schuft, der Henlein, hat sie mir vorige Woche noch angedreht! Heute hör' ich, daß die Pleite da ist!"

„Um des Himmels willen! Wie konntest du das tun, Wollmann?"

„Wie ich das tun konnte!?"

„Für die Kunst," warf Loebson ein.

„Wieviel ist es denn?"

„Achttausendfünfhundert Mark!"

„Keine Kleinigkeit!"

„Briggie, ich begreif' dich gar nicht! Du lachst?!"

„Entschuldige! Aber es kam so plötzlich! Und Loebson!"

„Ach, was! Laßt mich zufrieden!!"

Leopold Wollmann war außer sich — er rannte in heller Wut davon.

„Wir missen ihn beruhigen! Lachen Sie doch nicht mehr! Ich bitte Sie!" flüsterte Loebson. Er verstand Briggies Triumphgefühl in diesem Augenblick nicht. Er dachte auch nur an die Kunst. So endete der schöne Aufenthalt von Waitz ganz anders, als er angefangen hatte.

Fünftes Kapitel

Bald nach seiner Rückkehr suchte Wollmann den Hafen auf, den seine atemlose Fahrt durchs Berliner Leben noch hatte: er fuhr zu seinen Schwestern. Hulda und Fanni Wollmann hatten nicht geheiratet. Das Glück des Bruders war ihnen nicht hold gewesen. Aus den verschiedensten Gründen nicht. Hulda, die ältere, tüchtig und gebildet, mußte durch ihre sittliche Strenge jede männliche Annäherung zurückschrecken. Sie wollte immer „hoch stehen", und ihre Höhe wurde bereitwillig anerkannt. Aber man verehrte sie nur und hielt sich in scheuer Ferne. Fanni jedoch, die einige Jahre jünger war, hatte im Gegensatz zu Hulda manches Erlebnis hinter sich. Sie war nicht hübsch, aber mit einem Temperament ausgestattet, das den Männern willkommen war. Ein fideler Kamerad, der jede Gelegenheit zum Vergnügen beim Schopfe faßte. Auch als sie alterte, bewahrte sie sich diese Gabe, oft zur Entrüstung der gestrengen Schwester. Hulda blieb auf ihrer „Höhe". Sie hielt sich für Fannis moralischen Halt, und diese ließ sie dabei, denn sie liebte Hulda und wußte, was sie an ihr hatte.

Allmählich waren die Schwestern über die Mitte der vierziger Jahre geraten. Versöhnlicher war Huldas, mütterlicher Fannis Lebenskreis geworden. Nach dem

Tode der Eltern zögerten sie nicht, sich zu vereinigen. In der Neuen Friedrichstraße gründeten sie eine Pension, die sie mit ihren bescheidenen Ersparnissen führten. Ihre Pensionäre waren Herren von der Börse. Sie hatten die Schwestern Wollmann nahe und fanden dort verschiedene Anziehungskräfte. Zunächst in der Hetze des umstürzenden und wieder aufbauenden Berlin ein stilles, trauliches Heim, an längst verlorene Güter erinnernd. Die Herren von der Börse stammten meist nicht aus Berlin oder doch nicht aus dem Berlin, das ihre Kraft verbrauchte. In Städtchen des Ostens oder in die Reichshauptstadt vor zwanzig Jahren, als der „Zoo" noch ein Ausflugsort war, träumte sich ihre Kindheit zurück. Ihre Eltern hatten eine ganz ähnliche Wohnung gehabt, wie die Schwestern Wollmann. Sie waren als Kinder durch dieselben altmodischen Zimmer getobt und hatten auf denselben schön geschwungenen Möbeln gesessen. Sogar die feine, milde Atmosphäre, wo es immer nach gutem Essen roch, war ihnen eine liebe Erinnerung. Woher kamen sie jeden Tag, wütenden Hunger im Magen, Kursegeschrei in den Ohren? Sie kamen aus dem Leben, das einen Gewinn nur vorgaukelte. Sie fanden eine Stunde der Sicherheit, der fröhlichen Selbsterkenntnis.

Die Persönlichkeiten der Pensionsdamen wußte man zu schätzen. Huldas sittliche Strenge nahm man mit Humor und gab ihr innerlich Recht. Man wollte ja auch einmal heiraten, Kinder erziehen, ein vorbildlicher Mann werden. Was an Hulda unangenehm wurde, ersetzte Fanni. Sie war elegant, trotzdem sie sehr dick geworden. Sie hatte „Ideen" und war jünger mit ihren zweiundvierzig Jahren als manches junge Mädchen im Lande der guten Partieen. So konnten die Herren von der Börse mit Hulda über ernste Tagesfragen sprechen und mit Fanni zu den Reizen des Nachtlebens übergehen. Bei Hulda war besonders das politische Interesse entwickelt, mehr aber noch ihre Kenntnis von den Familienangelegenheiten

des königlichen Hauses. Diese beiden Gebiete verband sie trotz einer durchaus demokratischen Gesinnung mühelos. Hulda entstammte dem alten Berliner Bürgertum, das freisinnig blieb und für die Häupter des Konservativismus eine temperierte Bewunderung hatte. Sie betrachtete die höchsten Herrschaften ungefähr wie zu ihrer Familie gehörig. Wenn Hulda von den Söhnen des Kaisers sprach, besonders aber von ihrem Liebling Viktoria Luise, mußte ein Fernstehender meinen, daß sie zum Hof die intimsten Beziehungen unterhalte und mindestens einmal in der Woche im Schlosse Kaffee trinke. Sie ereiferte sich um die Zukunft jedes Hohenzollern und schmiedete Heiratspläne, die in jeder Beziehung das beste stiften mußten. Huldas Hauptsorge war der europäische Friede. Wenn ihr widersprochen wurde, konnte sie in erbitterten Streit geraten. Viel zu ihrer Seelenruhe aber trug es bei, daß der Kaiser im Laufe seiner Regierung dem Antisemitismus fern gerückt war. So hatte Huldas Verhältnis zu ihm wieder etwas persönlich Vertrauensvolles bekommen.

Das religiöse Gebiet war überhaupt auf dieser friedlichen Weltstadtinsel tief betont. Daß es so war, bedeutete vielleicht die stärkste Anziehungskraft der Pension Wollmann. Hier blühte noch ein längst verlorenes Paradies. Hier strömte an den hohen Feiertagen der Kindheitsglaube aus stillen Lichtern, und die Bilder der Eltern blickten befriedigt auf die alternden Töchter nieder. Eines aber gab es, was auch im Weltlichen die Schwestern völlig miteinander verband: das war ihr Stolz auf den Bruder. Leopold, „der Doktor“, sorgte für den angesehenen Namen der Familie — er hatte es wirklich zu etwas gebracht. Überall kannte man ihn in Berlin. Wurde er genannt, so kam eine gewisse Verklärung über brave Mittelstandsgesichter. Es war ein Gemisch von Kredit und Idealismus. An der Spitze der Kultur marschierte Leopold Wollmann — davon war man überzeugt. Besonders seitdem er die „Polyhymnia“ ins Leben

gerufen, sonnten sich die Schwestern in Leopolds Ruhm. Über seiner Verbindung mit der Kunst vergaßen sie fast, was sie früher an ihm bewundert hatten: seinen ausgezeichneten Ruf als Zahnarzt.

Hulda und Fanni hegten und pflegten des Bruders geistiges Bild, aber die Tragik ihres Lebens war es, daß sie von seinem körperlichen Daseinskreis immer weiter getrennt wurden. Das lag nicht an ihm — sie wußten es genau. Er konnte noch so sehr in Anspruch genommen sein — für seine Schwestern hatte er immer Zeit übrig. Nichts lag ihm ferner, als mit seiner gesellschaftlichen Stellung sein Herz zu ändern. Was ihn von der Neuen Friedrichstraße fern hielt, war der böse Geist am Kurfürstendamm. Seine reiche, glänzende Frau mußte ihm mehr sein, als zwei arme, alternde Mädchen. Briggies Vater war zwar auch einst ein schlichter Handelsmann gewesen. Er hatte nur mehr Glück gehabt mit seinen Gummibändern, als der alte Wollmann mit seinen Trikottaillen. Trotzdem hatte Leopolds junge Frau es von vornherein deutlich gemacht, daß sie einzig auf ihren Mann reflektiere und gar nicht auf seine Familie. Sie sei kein Familienmensch, erklärte sie, aber sie meinte sicher nur die Dürftigkeit von Leopolds Angehörigen. Leider erwies sich Wollmann Briggie gegenüber schwächer, als die Schwestern gedacht hatten. Er verteidigte sie nur mit Worten und beschränkte sich, was Briggie ihm nicht nehmen konnte, auf seinen persönlichen Verkehr. Dieser aber durfte von den Schwestern nicht erwidert werden. Leopolds Kinder kamen jedes Jahr nur zweimal in die Neue Friedrichstraße und wurden von den Tanten überschwenglich aufgenommen. Ihren „Altdeutschen" und die vorzügliche Schokolade wußten auch die verwöhnten Wollmannkinder zu schätzen. Im übrigen war es immer amüsant, sich nachträglich über die alten Jungfern lustig machen zu können.

Als Wollmann in den ersten Septembertagen aus Waitz zurückgekehrt war, fühlte er ein starkes Bedürfnis,

die Schwestern wiederzusehen. Von jeher war ihm ihr Segen etwas wert gewesen. Jetzt brauchte er ihn mehr, als er sich eingestand. Er wußte, in der Neuen Friedrichstraße lebten Menschen, die ohne Einschränkung an ihn glaubten. Die Liebe der Schwestern gab ihm das Gleichgewicht, das seit seiner Bekanntschaft mit Andreas Loebson ins Schwanken gekommen war. Er fühlte den Russen zwar nicht als Nebenbuhler, war aber durch die Wirkung seiner ganzen Person beeinträchtigt. Wenn er für diesen Künstler arbeitete, erntete er bei allem Dank auch immer Spott. Das Mißverhältnis wurde deutlich. Weder Briggie noch die Kinder hatten zu dem Mäcen das Vertrauen, das sie zu dem tüchtigen Zahnarzt hatten. Wollmann fühlte sich zum ersten Mal beladen. „Würde bringt Bürde" seufzte er; deshalb fuhr er zu seinen Schwestern, um wieder einmal ungetrübte Anerkennung zu genießen.

Er glaubte sie beim Kaffee. Hulda und Fanni aber leisteten heute noch einem einzigen Mittagsgast Gesellschaft. Der etwa zwanzigjährige junge Mann wurde als Herr Heinrich Stern aus Pasewalk dem berühmten Bruder vorgestellt, sein verspätetes Essen entschuldigt. Er sei eben erst angekommen. „Und denke dir — Sie bringen einen Gruß von Onkel Lazarus!" Den hatte auch Leopold in seiner Kindheit gut gekannt. Der schmächtige und unansehnliche Jüngling, der vor Ehrfurcht verstummt war, konnte nicht weiteressen. Wollmann sprach ihm die Ohren von Dingen voll, die ihn in Berlin nicht interessierten — Jugenderinnerungen waren es an Onkel Lazarus in Pasewalk. Doch Heinrich Stern hörte ein Wohlwollen des einflußreichen Mannes heraus, das ihm willkommen war. So gestand er denn, was die Damen längst aus ihm herauspressen wollten: Er war mit der Absicht nach Berlin gekommen, Musik zu studieren. Er sei Geiger, fügte er flüsternd hinzu. Zu seiner Enttäuschung bemerkte er, daß Doktor Wollmann nach dieser Mitteilung sichtlich kühler wurde. Der Protektor der

„Polyhymnia“ stellte sich einen talentvollen Kunstjünger anders vor. Er blieb trotz Huldas und Fannis bittenden Blicken skeptisch. Solch Jüngelchen aus Pasewalk war in Berlin unmöglich. Halb zwang sich Wollmann zu der Frage: „Wollen Sie denn auf die Hochschule gehen?“

Da antwortete Heinrich Stern, indem er sich ein wenig reckte: „Aber nur in die Meisterklasse. Ich habe eine Empfehlung an Professor Joachim.“

„So?“

„Aber Professor Joachim soll leider so in Anspruch genommen sein — ich werde mich wohl einem frei unterrichtenden Herrn anschließen.“

„Ja, können Sie denn schon soviel?! Entschuldigen Sie die unverschämte Frage!“

In Heinrich Sterns Gesicht vibrierte es. Er wurde rot und lächelte. „Darüber kann ich selbst leider keine Auskunft geben. Aber soviel weiß ich: die allgemeine Ausbildung liegt hinter mir. Ich hatte vorzügliche Lehrer.“

„In Pasewalk?“

„In Pasewalk und in Stettin. Nun will ich in Berlin finden, was ich noch nötig habe.“ Heinrich Stern stand auf. Er wandte sich bescheiden zu den Damen Wollmann: „Ich möchte mich jetzt empfehlen. Ich habe noch einen Brief an Onkel Lazarus zu schreiben ...“

„Gewiß, gewiß, lieber Heinrich!“ rief Hulda. „Gehen Sie nur!“

„Nachher müssen Sie sich aber Berlin ansehen!“ rief Fanni fröhlich.

Der junge Mann nickte lächelnd, verbeugte sich nochmals und ging aus dem Zimmer.

Wollmann hatte seinen Gruß mit einem Anflug von Hochachtung erwidert. Er fühlte sich eingeschüchtert und fragte, als man allein war: „Hat der Junge wirklich soviel los?“

Hulda und Fanni begannen gleichzeitig, doch Hulda

war die ältere und durfte allein sprechen: „Aber das ist ja der hochbegabte Heinrich Stern aus Pasewalk, von dem wir dir immer erzählt haben!"

„Kein Wort habt ihr mir erzählt!"

„Leopold, du mußt dich doch erinnern! Onkel Lazarus' Mündel! Seine Eltern sind leider schon lange tot! Das waren vortreffliche Menschen!"

„Na, weißt du," meinte Fanni kauend, „Moische Langsam wurde sein Vater immer genannt!"

Wollmann lachte.

Hulda fuhr mit spitzen Schultern empor: „Liebe Fanni! Ich finde es wirklich nicht passend, einen Verstorbenen —! Aber lassen wir das! Heinrich hat schon als Knabe eine hervorragende Begabung gezeigt! Er spielte alles vom Blatt! Er war immer weiter als sein Lehrer! Ist das nicht hochinteressant, lieber Leopold? Nun, zu seinem zwanzigsten Geburtstag hat ihn Onkel Lazarus endlich mit den Mitteln ausgestattet, daß er nach Berlin reisen konnte!"

Wollmann wiegte den Kopf: „Hm ... Merkwürdig ... Traut man dem häßlichen, kleinen Bengel gar nicht zu ... Na — man müßte ihn erst mal hören ... Bitte! Ich habe gar keine Zeit! Ich kann mir das Gekratze nicht anhören! Das wolltet ihr doch eben sagen!"

Hulda nickte wohl ein dutzendmal. „Ja, Leopold! Wir wissen, wie du in Anspruch genommen bist! Es ist ja ein Wunder, daß du das alles leistest!"

Wollmann hob in behaglicher Abwehr die Hände.

„Und zu seinen alten Schwestern hat er doch immer noch Zeit — das finde ich besonders nett an ihm," meinte Fanni.

Hulda nickte wieder, obwohl sie von der Bezeichnung „alten Schwestern" nicht entzückt war.

„Also am ersten Oktober wird die Polyhymnia eröffnet!" rief Fanni jetzt glücklich. „Ich hab's in der Zeitung gelesen! Na! Unberufen!"

Wollmann klatschte Fanni aufs Knie. „Das sag'

ich auch! Es ist eine Riesenarbeit, Kinder, und es kann noch so mancher Zwischenfall kommen! Aber mit Gottes Hilfe! Ich sage euch, ganz Berlin spricht davon!“

„In der Tat!“ erwiderte Hulda aufgerichtet. „Und überall wird dein Name zuerst genannt! Ja, Leopold! Wir können das am besten beurteilen! Bei uns kursiert das Urteil der Börse! Das ist immer maßgebend!“

Wollmann bekam einen roten Kopf vor Glück. „Ja, man hat sich eben Zeit seines Lebens immer was fürs Schöne aufbewahrt. Ohne Musik könnte ich überhaupt nicht existieren. Gestern hat mir Artur Rossi sein Bild geschenkt. Mit Widmung. Dem treuen Förderer und Freunde Doktor Leopold Wollmann sein dankbarer Artur Rossi. Schön, nicht wahr?“

Hulda nickte in Permanenz. „Das ist sehr schön! Wie war es doch gleich? Dem treuen Förderer und Freunde Doktor Leopold Wollmann —“

„Sein ewig dankbarer Artur Rossi,“ ergänzte Fanni.

Wollmann wollte das „ewig“ korrigieren, unterließ es aber, um die feierliche Stimmung nicht zu verderben. Bald erhob er sich. „Kinder, ich muß gehen!“

„O — schon?!“

„Ich muß, ich muß! Meine Praxis! Morgen früh fängt die Praxis wieder an! Außerdem die fabelhafte Korrespondenz wegen der ‚Polyhymnia‘! Briggie ist auch schon ganz kaputt! Ich mache mir wirklich Sorge um Briggie!“

Jetzt fiel es den Schwestern erst ein, daß sie nach der feindlichen Partei noch gar nicht gefragt hatten. Der Bruder hatte auch ihnen gegenüber stets das Bedürfnis, von seiner Frau zu sprechen.

„Ich kann mir denken!“ flötete Hulda mit etwas falschen Augen. „Sie ist natürlich der gesellschaftliche Mittelpunkt des Ganzen!“

Fanni war offener: „Ist sie denn wirklich so musikalisch, wie die Leute sagen?“

Wollmanns Haare sträubten sich: „Aber kolossal, Fanni! Sie ist doch Loebsons rechte Hand! Ich sage euch, der Mann tut nichts ohne Briggie!“

„Hochinteressant!“ seufzte Hulda. In die Augen der lebenserfahrenen Fanni kam etwas Lauerndes. Aber sie unterdrückte jede weitere Frage.

Die Schwestern begleiteten Wollmann hinaus. „Überanstrenge dich nur nicht!“ bat Hulda. „Denke auch an deine Gesundheit!“

„Gewiß, gewiß! Übrigens, da fällt mir eben was ein, Kinder: Um nochmal auf den kleinen Kratzer aus Pasewalk zu kommen — wenn der Junge wirklich Talent hat, soll er sich doch vor allen Dingen bei Loebson melden. Die ‚Polyhymnia‘ ist ja dazu da, junge Talente zu fördern. Nach meiner Ansicht wird es direkt für ihn nötig sein, mal in einem großen Orchester zu spielen. Richtig in die Praxis zu kommen, versteht ihr —“

„Aber ja, aber ja!“ nickte Hulda mit leuchtenden Augen. „Davon hat er ja gesprochen, Fanni! Er möchte doch so gern in ein großes Orchester! Eugen Ysaye war auch einmal Konzertmeister, erzählte er, als er Hecht aß!“

„Scheint ganz anständige Vorbilder zu haben, der Junge! Aber das gefällt mir! Was ich für ihn tun kann, soll geschehen! Ich tu' es Onkel Lazarus zuliebe! Der Junge braucht dann nicht mehr von ihm abzuhängen, kann sich auf eigene Füße stellen, denn wenn er engagiert wird, kriegt er auch ein gutes Gehalt! Bis zum berühmten Virtuosen hat er's freilich noch weit — das sagt ihm man von mir! Ich werde also mit Loebson reden! Heute abend seh' ich ihn bei uns — dann schreib' ich euch 'ne Postkarte, wann der kleine Fiedler sich vorstellen darf!“

„Ach, Leopold!“ nickte Hulda und faltete ihre Hände.

„Laß man gut sein, laß man gut sein! Addio, Kinder! Herrgott, es ist ja halb sieben! Wenn man ins

Plaudern kommt! Bei euch ist es aber auch zu gemütlich! Also, ich werde die Kinder grüßen!"

„Ja! Bitte!! Wie geht es denn den Kindern?!"

„Gut! Gut!" Wollmann sprang schon die Treppen hinunter.

„Bitte grüße auch Briggie recht herzlich!" rief Hulda ihm noch nach, während Fanni diesen Gruß unterdrückte. Sie wußte, er wurde doch nicht bestellt. Wollmann hatte auch nichts mehr gehört. Er rannte schon zur Elektrischen.

⊕ ⊕ ⊕

Heinrich Stern war von der Wendung, die der Besuch des berühmten Bruders genommen, mehr betroffen, als beglückt. Er erhielt die gute Nachricht, als er von seinem ersten Berliner Spaziergang zurückgekehrt war. Bereichert und aufgerüttelt war er gekommen, aber die Weltstadt führte ihn nicht aus sich heraus, sondern drängte ihn nur in sich hinein. Heinrich Stern war zuviel allein gewesen. Was er erlebte, mußte er immer mit dem alten Maßstab messen. Unter den Linden, im internationalen Verkehr, und als der Kaiser an ihm vorübergefahren, dachte er sehnsüchtig an Onkel Lazarus' Gärtchen in Pasewalk. All den seelenlosen Lärm durchdrang ihm der Goldton seiner Geige. Er blieb unter vielen allein.

Jedenfalls dachte er in Berlin nicht an Hingabe, sondern an Selbstbewahrung. Sein Ehrgeiz aber wandte sich wie immer von der eigenen Person zu der eines Freundes. Eine „Zukunft" träumte Heinrich Stern nur für Peter Becker. Peter hatte den deutschen Heldenmut zum Leben, der ihm fehlte. Peter sollte siegen, wie Heinrich sich einen Sieg vorstellte: schön, sonnig, ohne Gram und Bitterkeit.

Die beiden waren in derselben Heimat aufgewachsen. Sie waren trotz ihrer Verschiedenheit eng verbundene Freunde geworden. Musik hatte sie schon auf der Schule zusammengeführt, den kleinen, abseits stehenden

Judenknaben und den urgermanischen Förstersohn. Auch Peter war früh verwaist. Sein Vormund war der Kreisarzt Doktor Böhme, der nicht den beweglichen Geist hatte, wie Heinrichs Vormund Onkel Lazarus. Peter durfte nur heimlich komponieren; er war für die Landwirtschaft bestimmt. Heinrich aber konnte endlich ins gelobte Land der Kunst. Die Trennung von seinem Freunde war ihm am schwersten geworden. Aber er glaubte an Peters Bestimmung. Er ging nach Berlin mit der Hoffnung, daß er es dazu bringen würde, Peter berühmt zu machen. Berlin wußte noch nichts von Peter Becker. Das war ein beklemmender und wunderbarer Gedanke. Als Heinrich durch die Berliner Straßen ging, sah er nicht sich selbst am Ziel, sondern Peter, dessen Seele dafür bestimmt war.

Als die guten Damen Wollmann ihrem Pensionär erzählten, welchen Gönner er schon gefunden, dachte er natürlich auch sofort an den Freund. Er sprach es nicht aus, um die Damen nicht zu kränken. Wollmann hielt Wort. Nach zwei Tagen schon kam die versprochene Postkarte, welche Andreas Loebsons Sprechstunde mitteilte. Die große Gelegenheit war da. Heinrich kam mit einem guten Ergebnis zurück, aber auch mit einer kaum bezwungenen Enttäuschung. Ein tolles Getriebe war in Loebsons Vorzimmer gewesen. Sänger, Pianisten, Geiger, Konzertagenten, Reporter. Sogar ein dicker Mann mit einer Posaune hatte neben Heinrich gesessen. Als dieser endlich dem Herrn der „Polyhymnia" gegenüber gestanden, hatte er einen Abgearbeiteten und Übernervösen gefunden, der nach der Uhr sprach, und während Heinrich eine Romanze von Beethoven spielte, Briefe durchlas. Sein Gehör konnte trotzdem nicht ausgesetzt haben, denn er hatte den Geiger aufmerksam angeblickt, als ob er sich sein Gesicht merkte. Im Zentralbureau war dann wirklich ein Engagementsvertrag geschlossen worden.

Trotzdem war Heinrich nicht zufrieden. Er hatte noch die Selbstüberschätzung des Einsiedlers, der von

der Welt erwartet, daß sie sich seiner Person anpaßt. Er wurde wie tausend andre in die Maschine des neuen Unternehmens genommen. Man hatte ja auch mehr zu tun, als sich mit Heinrich Stern aus Pasewalk zu beschäftigen. —

Das Haus der „Polyhymnia“ war vollendet. Jetzt arbeitete Andreas Loebson Tag und Nacht. Leopold Wollmann aber konstatierte, daß Berlin gleichsam mitarbeitete. Der unbestimmte Flimmerrausch, der die Weltstadt beherrscht, wenn sie nach dem Tagewerk von etwas „spricht“ — hier hatte er sich zur Sensation gesteigert. Damals besaßen die meisten Kunstereignisse aber noch eine aus der Tiefe klingende Geistigkeit. Die achtziger und neunziger Jahre hatten viel ans Licht gebracht, was nicht nur neu, sondern auch gut war. Überlebte grollten, Aufkommende jubelten. Man war zwar skeptisch, doch man gab sich auch mit Inbrunst überwunden. Dichtung und Malerei hatten ihren Vormarsch vollendet — nun wagte die Musik ihren wuchtigen Schlag gegen die Tradition. Sie hatte es am schwersten. Seiner absoluten Empfindung glaubte das Publikum sicher zu sein. Die „Polyhymnia“ wollte das Gegenteil beweisen. Da gab es nur ein Resultat: Entweder hatte Deutschland einen Narren oder ein Genie mehr. Man wußte bis jetzt nur den Titel von Artur Rossis Sinfonie: „Arbeit“ hieß sie. Arbeit! Das zündete langsam und tief. Das war die Parole des Kampfes, Schmerz und Lust jeder Persönlichkeit in der Masse. Der ganze, herrliche Krieg entbrannte darum. Aber auch den schönsten Frieden konnte es bedeuten. In der Dichtung und der bildenden Kunst war Arbeit zu sehr ein Vorwurf geblieben — das Größte wartete ihrer in der Musik. Das fehlte der Zeit: ihr tönendes Herz, ihre seelische Stimme.

So harrten denn die Jungen und Jüngsten der Riesenstadt und lasen an den Anschlagsäulen die Reklamen des neuen Kunstinstituts. Sie liebten es, bevor es eröffnet war. Sie kämpften darum, ohne zu wissen,

was es ihnen bringen würde. Tausende von Geisteskämpen standen als Phalanx vor Artur Rossi. Er kannte sie nicht, aber er fühlte: „In philistros!“ tönte es von Ohr zu Ohr. Das war die lebendige Wirkung der Zeit. Das war ihr entscheidender Kunstsieg.

Leopold Wollmann kalkulierte — aber seine Rechnung wollte nicht stimmen. Er kannte die wahre Jugend nicht und überschätzte das Alter. So geriet er in ein schreckliches Premierenfieber. Er, der in Waitz der Sicherste gewesen, machte in Berlin alle andern nervös. Drei Tage vor der Eröffnung beging er als Zahnarzt seinen ersten, schweren Fehler. Er füllte — das kaum Glaubliche geschah — der Frau Kommerzienrat Landsberger einen Backzahn, ohne ihn richtig ausgebohrt zu haben. Eine böse Entzündung entstand, die Wollmanns ganzen Ruf zu entzünden drohte. Doktor Strunz warf ihm vernichtende Blicke zu. Sogar Fräulein Windelband fühlte sich zum ersten Mal über ihren Chef erhaben. Aber die Kunst, um deren willen Wollmann gesündigt hatte, hob ihn auch wieder empor. Man sprach in Berlin so intensiv von der „Polyhymnia“, daß die Schmerzenslaute einer Kommerzienrätin verhallten. Wollmann war Mitglied des Aufsichtsrats — das sicherte ihm die Sympathien. Außerdem leistete er es, vor der Generalprobe noch Frau Landsberger durch eine geschickte Operation von ihren Schmerzen zu befreien.

Sechstes Kapitel

Der erste Oktober war da. Gegen Abend rollten durch die regennassen Straßen des Westens alle Equipagen und Droschken nur nach einem Ziel. Die „Polyhymnia“ war längst ausverkauft, doch es gab noch

viele Leute, die den vergeblichen Weg nicht scheuten. Man wollte wenigstens im Vestibül stehen, vor der geschlossenen Kasse, und mit neugierigem Neid die elegante Kunstkennerschaft Berlins in den Saal einziehen sehen. Zu den Stehplätzen drängte sich nicht nur andächtige Bescheidenheit — man sah auch viele kommen, die sich für eine größere Macht hielten als Parkett- und Logenbesucher. Alle „Individualitäten" waren versammelt. Um halb sieben Uhr wurde der Saal geöffnet — um sieben Uhr schon mußten die Portiers die immer noch anstürmende Menge zurückdrängen. Die Polizei war streng — der Saal durfte nicht überfüllt werden. Wer kein Billett bekam und philosophisch resignierte, hatte freilich Gelegenheit zu einem Spezialstudium. Im Vestibül drängt sich ein buntes, duftendes Durcheinander — da konnte man wenig unterscheiden. Draußen aber im Regen, auf dem blanken Asphalt, wo Schutzmannshelme blinkten, und grobe Kutscherrufe sich bekämpften — da bekam man das gespannte Gefühl vor der Schlacht. Es gab noch keine Automobile — zum Kampfgetümmel um das unsichtbare Kunstpanier paßten die Rosse besser. Mochten es auch großenteils nur bescheidene Droschkengäule sein — sie blähten doch heute die Nüstern, sie bäumten sich, wenn sie gar zu sehr ins Gedränge kamen. Lockige Krieger entstiegen den Streitwagen, entschlossen und bleich. Sie schwangen ihre Regenschirme wie Schwerter.

Im Hause Wollmann hatte es noch ein Extragefecht gegeben. Der Zahnarzt wollte Andreas Loebson an den Ort der Tat begleiten, aber der nervöse Russe lehnte diesen Freundschaftsdienst ab und reflektierte nur auf Briggies Begleitung. Briggie wurde schließlich grob, als Wollmann nicht loszuwerden war. Außerdem gab es einen erbitterten Kleinkrieg mit den Kindern, die nur die Generalprobe mitgemacht hatten. Jetzt wollten sie es durchaus versuchen, sich abends noch auf Stehplätze zu schmuggeln. Der

Vater sah sie wie ein drohender Stier an; er blieb ihren Bitten taub. Die Mutter wurde hart und böse. Loebson aber verschanzte sich gegen den Familienzank und wurde erst aus seinem Gleichmut gebracht, als die Kinder Artur Rossi zu behelligen drohten. Das verbot er ihnen mit schneidender Stimme. Erschrocken begriffen sie plötzlich, daß mit diesem Russen nicht zu spaßen war.

Loebson fuhr also mit Briggie fort. Der wütende Wollmann trabte zu Fuß nach der „Polyhymnia“. Als er sich dem Ort der Ereignisse näherte, verflog sein Groll; der ganze, selige Stolz des Unternehmers kam über ihn. Ja, das war das richtige Rennen und Jagen! So etwas mußte reüssieren! Wollmann stellte sich wie ein Portier vor das Außenportal, guckte in jeden Wagen und ließ keinen Fußgänger ungeprüft vorbei. Als er Briggie und Loebson, die er schon angelangt geglaubt, in einer Droschke erblickte, winkte er ihnen freudig zu.

„Jetzt steht der Mann wahrhaftig vor der Tür und guckt sich jeden Menschen an!“ sagte Briggie mit ärgerlichem Lachen. „Das dürfte er doch nicht! Das macht ja einen lächerlichen Eindruck!“

„Die Geschmäcker sind verschieden,“ war Loebsons halblaute Antwort.

Briggie sah ihn von der Seite an. Sein verächtlicher Ton hatte sie überrascht. So hatte er noch nie von Wollmann gesprochen.

In der Garderobe sah Briggie ihren Gatten zwischen mehreren Bekannten stehen, denen er spekulative Artigkeiten sagte. Loebson verabschiedete sich schnell — Briggie wollte auch nicht länger warten. Resolut ergriff sie Wollmanns Arm und zog ihn zur Garderobe.

„Aber was heißt denn das?“ rief er ärgerlich. „Du springst ja mit mir um, Briggie! Was sollen denn die Leute davon denken?“

Briggie lächelte spöttisch, indem sie ihren Brokatmantel auf den Tisch warf. „Über deine Komplimente denken sie auch nicht besser!“

„Was?! Ah, guten Abend, liebe Schwiegermama!"

Frau Rosine Larisch war eben erschienen. Sie lachte die beiden übermütig an. „Na, Kinder? Zankt ihr euch wieder? Das ist recht! Das gehört zur Premiere!" Die Wollmanns faßten sich und betraten mit der alten Dame den Saal.

In der dritten Reihe, dem Dirigentenpodium gegenüber, hatten sie ihre Plätze. „Feenhafter Anblick! Was, Briggie? Feenhaft!" flüsterte Wollmann. Briggie nickte nur nervös. Dann wurden alle drei von den herumsitzenden Bekannten ins Gespräch gezogen. Der Anblick des Saales war zwar nicht „feenhaft", aber von jener repräsentativen Pracht, die Berlin nur bei besonderen Ereignissen entfaltete. Kaum eine bekannte Persönlichkeit fehlte. Von der Fläche des Parketts und den Höhen der Logen, wo Kopf an Kopf sich drängte glitt das Auge zum Orchesterpodium hinauf. Hier konnte es in dem Schwarz der befrackten Musiker ausruhen, um dann bis zu den Silberpfeifen der Orgel emporzuschweifen und das schimmernde Bild des Frauenchors in sich aufzunehmen. Da wurde auch gewartet und beobachtet und geschwatzt. Man nickte sich zu, man entdeckte überall Bekannte.

Wollmann hielt es nicht länger aus. Er glaubte sich verpflichtet, Stimmung zu machen. Bald sah man ihn hier, bald dort im Saale auftauchen. Nur an die Kritik traute er sich nicht heran — das hatte Loebson ihm streng verboten. Plötzlich traf er Herrn Joseph Süß, den Konzertagenten. Der flüsterte ihm etwas zu. Wollmann bekam sofort einen roten Kopf und lief, zu seiner Frau zurück: „Hältst du das für möglich, Briggie? Der Süß erzählt mir eben, daß Rossi gar nicht kommt! Er hat einen Drohbrief erhalten! Die Bande auf den Stehplätzen will einen Skandal arrangieren!"

Briggie blickte rasch auf die Nachbarn, ob sie auch nichts gehört hätten — dann zischte sie: „Pst! Schrei doch nicht so! Laß doch den albernen Süß! Der

weiß gar nichts! Rossi ist nicht der Mann, um sich vor einem Drohbrief zu fürchten!"

„Sollte man nicht die Polizei —"

„Aber laß doch!"

Wollmann beruhigte sich nur mühsam. Das letzte Glockenzeichen ertönte. Während das große Schweigen über den Saal kam, betrat Andreas Loebson langsam das Podium. In demselben Augenblick tauchte im Hintergrunde der Direktionsloge das bleiche Haupt Artur Rossis auf. Er war also doch gekommen.

Loebsons Erscheinung machte Eindruck. Er begann mit einer neutralen Gabe, einer Mozartsinfonie. Das glättete die Nerven und zog die Gemüter versöhnend in das Freiland des Klassizismus. Die Berliner schmunzelten stolz, als ob Wolfgang Amadeus ihnen persönlich gehörte. Aber sie lauschten auch scharf. Sie verglichen die Auffassung des neuen Dirigenten mit jeder schon erlebten. Sie mußten sagen, das Orchester war gut, Loebson ein feiner Künstler. Aber man wollte sich durch eine Mozartsinfonie nicht imponieren lassen. Die königliche Kapelle spielte sie am Ende doch noch besser. Erst mußte der Russe zeigen, was er wirklich konnte. Zweite Nummer, nach der Pause: „Arbeit", eine Sinfonie der Zeit von Artur Rossi. (Zum ersten Mal.) Das dicke Ende kam nach. —

„Entzückend! Eine Stimme!" berichtete Wollmann, als er am Schluß der Pause auf seinen Platz zurückkehrte.

„Ja, Mozart," antwortete Rosine Larisch sinnend. Ihr Schwiegersohn wollte Artur Rossi durch Mozart nicht beeinträchtigen lassen und rief sofort: „Die Akustik wird auch bewundert!" Er sagte es zu seinem Nachbar, als ob dieser eine Parole weitergeben sollte. Aber der Herr war Engländer und verstand kein Wort. Jetzt kam Loebson, schon von freundlichem Beifall begrüßt. Er begann Rossis Sinfonie. Hart folgte der Geist der Technik auf den Geist des Rokoko, doch dieser Gegensatz lag in der Zeit. Man spürte, etwas Unerhörtes bereitete sich vor.

Der erste Satz, nur dem Orchester überlassen, schilderte „das Werk“. Man vernahm den grauen, mahnenden Ton der Weltstadtfrühe. Man sah die blassen, hoffnungsarmen Menschen durch die häßlichen Straßen schreiten. Der scharfe Heullaut einer Fabrikpfeife ertönte. Während noch die kalte Frühsonne an den Fenstern glänzte, begann es schon, das Klopfen und Stoßen und Schieben und Feilen. Riesenräder sausten über den gebückten Körpern ... Programmmusik! seufzte mancher im Saal mit böser oder enttäuschter Miene. Dennoch griff die feindliche Stimmung nicht um sich. Es lag doch mehr als Illustration in dieser Tonmalerei — das wahrhaft Vermißte meldete sich endlich: Seele! Da brach ein Künstler aus innerstem Neudrang mit Überlieferungen, die er historisch gelten ließ. Keiner mehr von den vielen Nachzüglern, sondern ein Führer kam. Hinter all den Dissonanzen, die alten und bequemen Ohren Pein verursachten, tönte das Lied der Zeit.

Im zweiten Satz noch nicht. Der löste nur aus dem Frondienst der Masse das Individuum heraus. Er malte das Leben des Arbeiters nach der Arbeit. Reste von Frohsinn blitzten neben ewiger Schwermut. Unbekümmertes Kinderlachen, sorgenvolle Frauenklage. Sehnsucht und dumpfer Schlaf. Der Tag war nicht des Arbeiters Gut, sondern die Nacht, wenn er nichts mehr vom Leben wußte. Tote Stunden leiteten ihn zur Frühe, wo der Moloch wieder rief.

Das Publikum wurde während des zweiten Satzes unruhig. Die Längen des Zeitgenossen ertrug man ebensowenig, wie einst die Längen Richard Wagners. Gegner, die mit vorgefaßter Meinung gekommen waren, schienen sich durchzusetzen. Man hustete, man blickte spöttisch umher, man flüsterte die billigsten Witze. Wollmann schoß seine vernichtenden Blicke vergebens. Briggie, die ein Scheitern des Abends fürchtete, umklammerte plötzlich angstvoll seine Hand. Das schien eine Liebesregung zu sein, wollte aber

nur verhüten, daß Wollmann den Skandal heraufbeschwor.

„Dumme Schulbuben," flüsterte Rosine Larisch. „Ich finde den Satz ganz wundervoll."

Als man endlich eine „Melodie" zu hören bekam, beruhigten sich die Gemüter wieder. Nach Schluß des Satzes aber gab es Kampf. Begeisterte Jugend rief nach dem Komponisten — erbitterte Feinde zischten. Gleichmütig blickte Hans Larisch, Briggies dicker Bruder, aus einer Loge in die Schlacht. Er fand das Werk sehr gut, freute sich aber, daß man ihm seinen Standpunkt nicht anmerkte. Frau Anna Larisch war in gesegneten Umständen — plötzlich entfloh sie der wachsenden Aufregung. Hans ließ die Gattin ruhig allein in die Garderobe gehen. Mathilde Weigel aber stand rasch auf und half ihr. Sie hatte Tränen in den Augen. „Unerhört! Diese Menschen!" rief sie, während sie Anna den Mantel zuknöpfte. Dann kehrte sie schnell in den Saal zurück — der dritte Satz begann.

„Paß mal auf! Jetzt übertrifft er sich selber!" flüsterte Wollmann seiner Frau zu, aber so laut, daß ein gereizter Nachbar entrüstet zischte. „Ruhe! Ruhe!" erklang es von mehreren Seiten. Die Musik hatte schon eingesetzt. Wollmann mußte nun noch einen heftigen Hustenanfall unterdrücken. Das geschah ihm oft, wenn er aufgeregt war. Wo steckte denn Rossi?! Der unbegreifliche Mensch war nach dem zweiten Satz nicht aufs Podium gekommen! Wollmann hielt das für einen schweren Fehler. Jetzt hätte Rossi dem Kampf die Stirn bieten müssen. Wenn der dritte Satz nicht durchschlug, war alles verloren.

„Huste doch nicht so!" flüsterte Briggie zornig.

„Ich kann nicht anders!" — „Pst! Ruhe!" —

Der letzte Satz brachte das Lied. Aus der Kleinkunst der Tonmalerei erhob sich das Werk zum großen Singen. Die Qual des Alltags war doch nicht ewige Qual. Höher als der Haß der Unterdrückten flammte die menschliche Liebe. Die Persönlichkeit verband sich

mit dem All. Eine geniale Idee ließ in unbestimmtem Marschrhythmus die Marseillaise hören. Man wußte nicht, ob sie es war, man glaubte sie aber zu vernehmen. So wurde sie des neuen Tondichters Eigentum. Sein Lied fand er dann selbst. Es löste sich aus der Marseillaise. Es war viel mehr, als der alte Franzosensang. Es stillte die Sehnsucht einer deutschen Zeit.

Vor diesem brausenden Anmarsch ergab sich das Publikum. Ein positives, jauchzendes Finale hatte man nicht erwartet. Begeisterung ergriff das Menschentausend im Saal. Als der Schlußchor geendet hatte, war Rossis Sieg entschieden. Loebson lächelte und sah auf Briggie hinunter. Sie war von diesem Blick im Innersten betroffen. Dachte er jetzt zuerst an sie? Eine Auszeichnung fiel ihr zu, die sie von dem Werke weit entfernte. Ihre Wangen glühten, sie wußte weder von Rossi, noch von ihrem Mann. Begeistert klatschte sie dem Dirigenten zu. Wollmann tobte neben ihr. „Rossi! Rossi!" brüllte er, obwohl der Komponist längst auf dem Podium stand. Rossi und Loebson verbeugten sich Hand in Hand. Chor und Orchester beteiligten sich an den Ovationen. Dann zog sich alles zurück und ließ den Komponisten allein danken. Jetzt bekam ihn die Jugend. Jetzt sagte sie ihm, daß er sie im Innersten entflammt hatte. —

Zwei Schmerzen aber wurden Leopold Wollmann heute noch zuteil. Zunächst sah er am Ausgang Kurt und Lou vor sich her laufen. Seine ungehorsamen Kinder hatten sich also doch in den Saal geschmuggelt. Jetzt machten sie sich schleunigst aus dem Staube. „Wirklich 'ne Frechheit!" stöhnte Wollmann. „Morgen gibt's ein paar gehörige Maulschellen — das sag' ich dir!"

„Ach was," erwiderte Briggie abwesend. „Laß doch die Kinder."

Als man in das Hotel kam, wo das Festbankett der „Polyhymnia" stattfinden sollte, erfuhr man, daß der gefeiertste Mann des Abends nicht erscheinen würde.

Artur Rossi fühlte sich zu angegriffen. Er wollte mit seiner Frau allein den Abend beschließen.

„Was sagst du dazu, Briggie?“ fragte Wollmann mit entsetzten Augen. Zu seiner Überraschung war Briggie aber nur halb so enttäuscht.

„Ich versteh das. Loebson sagt, er schreibt eine neue Sinfonie. Die vielen Leute hält er da nicht aus.“

Wollmann beugte sich vor der Laune des Genies und fühlte einen wehmütigen Stolz, daß seine Frau sie wieder besser verstand, als er. Briggie aber sah, daß Loebson nun der Mittelpunkt der Feier wurde. Das tat ihr wohl, das hatte sie eigentlich gewünscht. Sie ließ ihren Mann auf sich beruhen und setzte sich sofort neben Loebson, als ob dieser Platz für sie bestimmt wäre.

„Nun? Sind Sie zufrieden?“ fragte sie, indem sie den Russen mit ihren blanken Augen anleuchtete. „Leben Sie nicht doch ganz gern an solchem Abend? Gestern waren Sie noch ganz melancholisch, sprachen von Vergiften und so dummem Zeug.“

„Heute kennte ich mich nur an diesen Austern vergiften. Geben Sie mir Kaviar, Kellner!“

„Jawohl, Herr Generaldirektor!“

Loebson hatte schon die Allüren des großen Mannes. Der Titel „Herr Generaldirektor“ kleidete ihn gut. Sein Erfolg gab ihm das lässig Imperatorenhafte, und in seinen weichen, dunkeln Augen lauerte etwas, was zu fürchten war. Er strengte sich für die Gesellschaft, die ihn feierte, nicht an. Mit müdem Lächeln verteilte er seine Gunstzeichen. Doch die größte Stunde war für Briggie gekommen. Sie durfte vor aller Welt die Vertraute des großen Mannes sein. Was dem Strebenden gegenüber verboten gewesen, wurde bei dem Erfolgreichen mit einem Schlage erlaubt. Briggie gehörte zu Andreas Loebson. Die Gegenwart ihres Gatten nahm man als Beigabe des alltäglichen Lebens hin. Er war ja trotzdem so gut gelaunt, der liebe, tüchtige Leopold Wollmann. Mochte ihn auch all-

mählich eine leise Komik umwittern — was tat das? Komisch waren viele Ehemänner. Jedenfalls konnte die Kunst mit Wollmann nichts anfangen, soviel er auch für sie geleistet hatte. Seit ihrem großen Siege war sie ihm weit voraus. Neben dem Künstler durfte nur noch die Frau stehen.

So huldigte man auch Briggie. Sie spürte den Wechsel der Stimmung. Es trug sie wie mit Flügeln empor, und sie fühlte sich wie eine Schauspielerin vor ihrem Publikum. Im rechten Augenblick dachte sie an Eleonora Duse. Sie hatte die große Italienerin so oft auf der Bühne gesehen. Für den Typus der bedeutenden Frau dieser Zeit konnte nur sie das Vorbild geben. Besonders dachte Briggie an ihr schmerzlich holdes Lächeln, an die süße, schmeichelnde Bewegung ihrer Hände. Das konnte sie auch. Ihre natürliche Derbheit war ihr schon lange dunkel bewußt, und sie hatte nach einer ausgleichenden Kopie gesucht. Loebson war eigentlich nur für ätherische Frauen. Also versuchte Briggie sich ihm zuliebe in einem Duselächeln, in Dusebewegungen. Sie glaubte, daß es ihr gelang. Loebson warf ihr zwar etwas erstaunte Blicke zu, während er eine Fasanbrust mit Champagnerkraut verzehrte, und die Damen der Umgebung konstatierten, daß Frau Wollmann jetzt ein seltsames Wesen zeige, das offenbar auch zur Kunst gehöre. Vorsichtig begannen sie wiederum Briggie zu kopieren.

Wollmann kümmerte sich um das alles nicht. Er genoß die ganze Seligkeit des Erfolges. Er ließ es sich schmecken, er machte seiner Nachbarin den Hof. Begeisterung ergriff ihn, als Geheimrat Kunow das Hoch auf die „Polyhymnia“ ausbrachte. Während er noch für die junge Kunst erglühte, erzählte er Frau Kommerzienrat Landsberger, daß auch das zweite Konzert schon ausverkauft sei. Andreas Loebson hörte Wollmann. Da warf der Russe Briggie einen lächelnden Blick zu. Sie erwiderte ihn mit demselben Spott und derselben leidenden Geringschätzung. Dann reichte

ihre Dusehand Loebson eine dunkel schwellende Weintraube. Noch einmal sah er sie an. Es war der entscheidende Blick. Ein Feuer glomm in seinen ermüdeten Augen. Jetzt begriff sie, warum er seinen ersten Blick nach dem Siege auf sie gerichtet hatte. In der lärmenden Gesellschaft war sie plötzlich mit ihm allein. Sie wurde wieder jung, sie fühlte den großen Frauentriumph, „verstanden" zu werden. Ja, sie liebte Andreas Loebson. Endlich kam noch Freiheit, endlich zeigte sich noch das höhere Leben. Briggie segnete die Kunst. Dann schob sie ihre linke Hand unter den Tisch und faßte die heiße rechte des Russen. Aber sie konnten sich dem Taumel nur eine Minute hingeben. Loebson sah, daß es Zeit für seinen Toast war. Er stand auf, um auf Artur Rossi zu sprechen.

Siebentes Kapitel

Vor seinem Erfolge hatte Loebson in einer Pension gewohnt, die viel von Russen besucht wurde. Die Inhaberin war an ihre nationalen Eigentümlichkeiten gewöhnt. Nach dem ersten Oktober aber mietete Loebson eine Junggesellenwohnung, wie sie ihm immer vorgeschwebt hatte. An einem der neuen Plätze Wilmersdorfs nahm er eine „Flucht" von Zimmern. In wenigen Tagen richtete er sie ein. Dies gelang so schnell, weil er höchst einfach dabei verfuhr. Er begab sich in eine große Möbelausstellung, schritt mit einem dienernden Kommis einmal durch die Räume und wählte, was ihm in die Augen fiel. So treffsicher Loebsons Geschmack in musikalischen Dingen war, so hilflos zeigte er sich auf andern Kulturgebieten. Sogar in seiner Kleidung bewies er oft, daß noch Barbarentum in ihm steckte. Nie stimmten

die Farben seines Anzugs und seiner Krawatte. Man sah ihn häufig mit schwarzem Beinkleid und gelben Schuhen gehen. Dem entsprechend präsentierte sich auch seine Wohnung. Nach wenigen Tagen aber waren Loebsons Räume schon von jener Lebensgewohnheit erfüllt, die ihm unentbehrlich war: er rauchte den ganzen Tag. Das taten zwar die meisten Russen — er aber übertraf seine Landsleute noch durch die völlige Sorglosigkeit, mit der er die Überbleibsel seiner Leidenschaft umherwarf. Man konnte Abends ohne viel Übertreibung durch sein Arbeitszimmer waten. Zigarettenasche nistete in jedem Gegenstande. Was man von der Stelle rückte, ließ einen Stummel fallen. Loebson sehnte sich nicht etwa aus dieser übelriechenden Unordnung heraus, sondern hatte das Bedürfnis nach mehr und spürte kaum einen Unterschied zwischen seiner Atmosphäre und der frischen Luft draußen.

Am tollsten sah sein Schreibtisch aus. Den Flügel schonte er, damit die Asche nicht zwischen die Saiten fiele. Auf dem Schreibtisch aber erreichte er nach drei Tagen schon Undurchdringlichkeit, und hier war es seine erste Tat, an Briggie Wollmann den entscheidenden Brief zu schreiben. Nie hatte er nervöser geraucht, als bei dieser Arbeit. Briefeschreiben wurde ihm überhaupt sehr schwer, besonders in deutscher Sprache. Hier hieß es dazu vorsichtig sein und die ganze männliche Leidenschaft entfalten. Aber sein kalter Instinkt blieb wachsam. Er warf ein Geständnis hin, und es kam aus klarstem Bewußtsein:

„Geliebte Frau!

Nun ist es endlich da — ich gestehe Ihnen! Sie werden mir gestehen! Ich weiß es schon seit dem großen Abend, als unsre Hände sich faßten — ach, das war es, das, was wir wollten! Nicht?! Briggie, Sie füllen meine Seele! Ich kann nicht leben ohne Sie, und das ist alles!“ — Hier warf er eine Zigarette fort und nahm eine neue. — „Ich weiß, daß ich viel wage. Aber wir kommen nicht zu unsrer letzten Bestimmung, sagt

Korolenko, wenn wir nicht das Letzte wagen. Ich kenne Sie jetzt, Geliebte. Mir ist es, als liegt Ihr ganzes vergangenes Leben wie ein Buch vor mir. Es ist ein schönes, leidenschaftliches Buch, und ich brauche nur darin zu blättern ..." — Hier fiel ihm sehr viel Asche auf den Brief. Wütend nahm er eine neue Zigarette. — „Wunderbar ist es doch, Briggie, daß wir uns gefunden haben! Sie werden staunen, daß ich noch schwärme wie ein Knabe, und ich bin doch wirklich schon ein Mann! Aber es gibt Ereignisse, die unser ganzes Blut aufpeitschen! Ach, Briggie, verzeihen Sie mir — ich will ja sanft sein und ehrfürchtig — ja — ich will nicht heulen wie ein sibirischer Wolf, der durch die Einöde schleicht — meilenweit Schnee —" — Er nahm eine neue Zigarette. — „Ich will beten zu Ihnen, wie ein braver, deutscher Mann! Aber ich bin auch Künstler, und Sie verstehen Künstler! Ach, Briggie, ich verstehe Sie auch! Sie hat der Philister bücken wollen! Plötzlich aber standen Sie vor dem, der sagt: Nein! Tausendmal nein, Du herrliche Frau!" — Hier wurde Loebson so erregt, daß er eine Zigarette fortwarf, die er eben erst angezündet hatte. — „Es ist ja alles nicht wahr! Laß Dich doch nicht einschüchtern! Verkrieche Dich nicht länger! Du bist noch jung! Du hast noch Deine ganze Schönheit! Erwache! Der Mann, der Dich ausnützt, muß dem Manne weichen, der Dich liebt!"

Loebson nahm ganz erschöpft eine neue Zigarette, und seine breit zerfließende Schrift brauchte den sechsten Briefbogen. — „Ja, Briggie, Sie sind das neue Weib! Endlich muß es Ihnen gesagt werden! Sie tragen das Genie des Weibtums, la physiognomie de la modernité personelle! Alltägliche Freude, alltägliches Glück — soviel wir sie auch ausschmücken, immer bleiben sie Philistersachen! In der Kunst wollen wir siegen — warum nicht auch im Leben? Hören Sie mich an! Aber Sie haben mich ja schon gehört! Wagen Sie alles, Briggie! Unsere Liebe wird Ihnen Mut geben!" —

Loebson nahm die letzte Zigarette. — „Auch Klugheit ist nötig! Vorsicht, Briggie! Wir müssen sehr vorsichtig sein! Kein schlechtes Gerücht darf entstehen — wir wollen nie die bösen Zungen reizen! Aber ich kenne die Welt — solange wir nicht anstoßen, gönnt man uns alles! Ich bin ein Künstler, der Erfolg hat! Sie sind eine schöne, junge Frau! Wird man einem Zahnarzt helfen?“

Loebson säuberte den Brief zum letzten Male von Asche. — „Wenn wir vorsichtig sind, können wir es herrlich haben! Ich glaube, wir werden den Traum von Richard Wagner und Mathilde Wesendonck noch einmal träumen! Tristan und Isolde! Unser Fall ist zwar anders, aber jeder Fall ist anders, und das wichtigste bleibt die unerbittliche Kraft! Nun warte ich auf Ihre Antwort! Wann wird sie kommen? Bald! Ich zähle die Stunden!

Ihr Andreas.“

Briggie Wollmann las diesen Brief auf einem Postamt, das weit vom Kurfürstendamm im Geschäftsviertel des Zentrums lag. Sie las ihn mit glühendem Gesicht, das pochende Herz an ein Schreibpult gepreßt. Nun war es also wirklich geschehen. Nun hielt sie sein Bekenntnis in Händen. Sie mußte ihm antworten. Aber so ergriffen sie auch war — es blieb ihr ein erstauntes Bewußtsein, wie dergleichen noch über sie herkommen konnte. Sie hatte ihre Wurzeln so tief geglaubt. Sie hatte wirklich ganz zu ihrem Manne gehört. Nun schob sich alles noch durcheinander. War das Leben wirklich so? Sie glaubte, daß Andreas Loebson es kannte. Aber ob er in dem ihrigen Bescheid wußte? — Immer wieder las sie seinen Brief. Zuweilen warf sie schnelle und mißtrauische Blicke um sich, ob auch niemand sie beobachtete. Aber sie war ja so vorsichtig gewesen. Hier in der Spandauer Straße kannte sie kein Mensch. Während sie Wort für Wort in sich aufnahm, röteten sich ihre runden Wangen. Im innersten Herzen fühlte sie sich gehoben und ausge-

zeichnet. Wie viele hochgemute Frauen würden sie jetzt beneiden. Andreas Loebson, der gefeierte Mann, er liebte nur eine, nur Briggie Wollmann! — Ja, sie wurde wieder ganz jung! Ihr Herz schlug, als ob sie siebzehn wäre! Dieser Zustand rührte sie, als ob sie sich selber zuschaute. Andreas Loebson hatte Recht. Sie war gebeugt worden — sie sollte verkümmern in dumpfer Alltäglichkeit. Und das neue, das bedeutende Weib steckte doch in ihr! Sie hatte ganz andre Interessen als die ewigen Geldsorgen! Warum ihr das auch niemals eingefallen war? Oder doch? Sie entschuldigte sich bei sich selbst. Daran hatte nur er Schuld, er, dieser ewige Philister, dieser traurige Arbeitsmensch. Aber wenn sie das erkannte, konnte sie sich auch befreien. Sie hatte den Mut dazu. Fern hörte sie den Siegeschor aus Artur Rossis Sinfonie. Die Jugend rief mit klingendem Spiel — auch sie war ein neuer Mensch. Sie wollte nicht zurückbleiben.

Rasch schrieb sie ihre Antwort.

„Liebster Freund! Ich kann nicht viel sagen, nur danken kann ich, danken! Tausendmal! Sie haben mich geweckt! Der Federhalter zittert mir in der Hand, außerdem ist die Feder gespalten hier im Postamt — verzeihen Sie bloß meine scheußliche Schrift! Aber das ist ja Nebensache! Die Hauptsache ist, wir beide verstehen uns! Ihr Brief hat mir sehr gefallen! Am schönsten finde ich die Stelle von Richard Wagner und Elisabeth Wesendonck! Ach nein — ich sehe rasch noch mal nach — sie hat ja Mathilde geheißen! Ich bin so verwirrt! Aber Sie werden mich ja verstehen! Meine Kinder — ich denke eben an meine Kinder — ach was! Die wollen ja selbst, was ihnen gut ist! Also, wir werden uns schreiben! Aber französisch, damit Sie's nicht zu schwer haben! Sie Ärmster! Nicht? Wir müssen bloß vorsichtig sein, dann sind wir glücklich! Ach, Andreas! Wenn Sie wüßten, wie glücklich ich schon bin! Ich kann's nur nicht sagen! Ich habe Fieber in allen Gliedern! Dabei ist heute

abend Skat bei uns! Ich habe noch schrecklich viel zu tun! Ich möchte immer bloß lachen und weinen! Aber ich bin ganz artig! Ich bin ja fast schon eine alte Frau! Gefalle ich Ihnen denn wirklich?! Nun, ich will's mal glauben! Ich will! Ich will! Ich will!

Ihre Briggie." — —

Bei der Mittagstafel fiel Leopold Wollmann die merkwürdige Belebtheit seiner Frau auf. An einem Gänseknochen nagend, fragte er: „Wo warst du denn heute, Briggie?"

Seine Frage reizte sie. Ihre Vorsicht drohte sie schon zu verlassen. „Wenn du's ganz genau wissen willst — bei meiner Schneiderin!"

„Sei doch nicht gleich so gnatzig," erwiderte Wollmann gelassen. „Warum ist denn Mutter gleich so gnatzig, Kinder?"

„Ich möchte lieber wissen, warum du schon wieder Mutter von mir sagst!"

„Ist das nicht richtig?"

„Richtig vielleicht, aber nicht geschmackvoll!"

„Wieso?"

„Nun, ich bin doch wohl noch kein altes Weib!"

„Du bist aber heute komisch, Briggie. Die Kinder werden dich doch gewiß nicht für 'n altes Weib halten? Was, Kinder?"

„Ne, Vater!" rief Lou. „Mutter ist man höchstens mittelalterlich!" Kurt lachte.

Briggie wurde ganz blaß und stand auf. „Ich verbitte mir solche Unverschämtheiten, Lou! Du bist auch kein Kind mehr! Von dir möcht' ich so was am wenigsten hören!" Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Vater und Kinder sahen sich ganz verblüfft an. „Nanu? Was hat sie denn auf einmal?" fragte Wollmann. Er machte ein Gesicht, als ob er sich an erwachsene Freunde wandte. „Wahrscheinlich Ärger mit der Schneiderin."

„Ne, ne, Papa," meinte Kurt altklug. „Das glaub'

ich nu weniger. Mutter war ja zuerst ganz fidel. Ich glaube sogar, daß die Schneiderin ihr sehr viel Freude macht."

„Da hast du wohl Recht, mein Junge. Na — wer kann in die Damens immer hineinsehen!" Nach diesem philosophischen Abschluß trank Wollmann seinen Kaffee aus und ging in die Praxis.

Nach Tisch fragte Kurt seine Schwester Lou: „War Mutter heute nicht ganz komisch?"

„Ja, ja, 'n bißchen verrückt," antwortete Lou und blickte mit ihren schimmernden Augen aus dem Fenster. Dann lachte sie plötzlich, schüttelte ihr offenes, dunkles Haar und lief auf den Kurfürstendamm. —

⊕ ⊕ ⊕

Eine Woche lang wurde korrespondiert — dann endlich kam Briggie in Loebsons Wohnung. Er hatte sie immer mehr dazu gedrängt. Die Korrespondenz verursachte ihm große Unbequemlichkeiten. Auch wenn er französisch schrieb — den Aufwand geistiger Energie gönnte er nur seiner Kunst. Außerdem hatte er in der neuen Wohnung nichts zu fürchten — hier herrschte Marfa, die Wirtschafterin aus Petersburg. Diese ältliche Person nit dem harten Megärengesicht war ungern in Berlin; ihre Einsamkeit gab ihr ein bitteres, schadenfreudiges Herz. Sie fühlte sich nur wohl, wenn sie einem Glück helfen konnte, das ein andres unterminierte. Ihren Herrn verstand sie. Sein Interesse war das ihrige. Loebsons Lebensführung wandte sie sonst den Rücken, weil es ihm am liebsten war, wenn sie diente und schwieg. Nun aber brauchte er Marfa. Mit kurzen Worten bereitete er sie auf das Kommende vor.

Eines Nachmittags erschien Briggie Wollmann zum ersten Male am Bayerischen Platz. Ein Wagen brachte sie, und tief verschleiert hastete ihre kleine Gestalt zu dem Freunde hinauf. Das Herz klopfte ihr gewaltig, aber was ihren Entschluß beflügelt, war weniger Sehn-

sucht als Neugier. Wie lange hatte der Schritt aufs andre Ufer schon gelockt — nun mußte er getan werden. Loebson hatte die Tür geöffnet; er stand Briggie in einem moosgrünen Sammetjacket gegenüber. Das kannte sie noch nicht, und sie konstatierte, daß es ihn vorzüglich kleidete. Mit glücklichem Stolz ließ sie sich von ihm den Schleier lösen. Seine ungestüme Art, eine Frau zu empfangen — wie himmelweit unterschied sie sich von Wollmanns Behaglichkeit. Hier fühlte Briggie wieder Jugend, Temperament und alles, was sie nicht anders als das „Ideale“ nennen konnte. Lächelnd starrte sie Loebson ins Gesicht. Immer behielt sie denselben halb seligen, halb neugierigen Ausdruck. Er aber war mit ihr zufrieden — sie sah wirklich noch recht jung aus und wurde, durch die Eleganz ihrer Toilette unterstützt, wahrhaft hübsch. Dazu der halb bewußte Bannkreis der Gefahr — all das erhöhte Loebsons Frohsinn, und er führte die Eroberte mit einem Triumphgefühl in seine Wohnung.

Marfa servierte den Tee. Briggie erschrak erst vor dem bösen, steinernen Gesicht, dann aber verstand sie Loebsons Beruhigung und hielt die Teilnahmlosigkeit einer ergebenen Kreatur für das beste.

„Kind!“ rief Loebson, ihre Hände haltend. „Wie ist es dir denn gelungen? Weiß es niemand? Hat niemand Verdacht? Siehst du — und du hast dich so gefürchtet! Siehst du, es geht — es geht so leicht! Nur Mut muß man haben!“

Briggie konnte es gar nicht erwarten, ihm von ihrem Mut einen Begriff zu geben. „Denk dir, Schatz, er hat mir's selber so leicht gemacht!“

Loebson starrte sie an — leises Mißtrauen schimmerte in seinen Augen. Das war ihm doch noch nicht passiert. „Wer — wer hat es dir leicht gemacht?“

„Nun — er! Er hat doch durchaus gewollt, daß ich mich für Wohltätigkeitssachen interessiere! Ich bin im Vorstand vom neuen Säuglingsheim! Da sind auch zwei andre Damen von der Polyhymnia! Das war

doch großartig — gerade jetzt, Andreas! Ich habe noch nie so viel freie Zeit gehabt, wie durch diese Geschichte! An sich ist es ja ganz schön, aber ich hatte nie viel Interesse für kleine Kinder!“

Loebson schlang lachend die Arme um sie. „Ich verstehe! Ich verstehe! Jetzt hast du Interesse!“

„Ja!“ rief Briggie lachend. „Du bist schlau! Also es ist doch fein — er weiß, daß ich jeden Nachmittag im Säuglingsheim zu tun habe — er ist sogar stolz darauf! Ich tu' auch was — gewiß — so 'n absoluter Schwindel, das ist nichts — ich tu' was, aber in 'ner halben Stunde bin ich immer fertig, und dann fahr' ich zu dir! Das Säuglingsheim ist gar nicht weit!“

„Herrlich!“ flüsterte Loebson, der sie jetzt losließ, denn Briggies Parfüm war ihm auf die Dauer nicht angenehm. Er beschloß ihr ein andres zu schenken. Sie aber wurde allmählich von dem betäubenden Zigarettengeruch angewidert, der die Wohnung erfüllte. Außerdem bemerkte sie das häßliche Gemengsel der Einrichtung. Mit welchen Unmöglichkeiten umgab sich dieser Künstler. Briggie war durch ihre Mutter verwöhnt und wurde fast körperlich von der bunten Roheit attackiert. Sie bereute es in diesem Augenblick, den letzten Schritt gewagt zu haben. Aber Loebson, der ihre Stimmung zu ahnen schien, bezwang sie sofort wieder durch das Kostbarste, was er hatte, und was alle Begleiterscheinungen vergessen ließ. —

Anfangs ließen sie zwischen ihren Zusammenkünften einen Tag — dann aber, als sie keine Gefahr mehr sahen, schenkten sie sich die Pausen, und Briggie kam jeden Nachmittag. Bei schlechtem Wetter blieben sie zu Hause, bei gutem machten sie Ausfahrten. Draußen, in der märkischen Landschaft, verließen sie den Wagen und genossen mit leiser Koketterie die Schlichtheit ländlicher Lokale. Briggie ließ sich von Loebson gern darüber täuschen, was das Gefürchtete plötzlich leicht machte. Nicht die Arglosigkeit des einen Mannes war es, sondern das Tempo des ganzen

weltstädtischen Lebens, dessen charakteristisches Element Loebson und Briggie waren. Der Erfolg trug sie mit seinen undefinierbaren Reizen, die strafende Augen schlossen, Moralisten zum Schweigen brachten. Man hatte keine Zeit zur Strenge, wenn die Persönlichkeit siegreich war. Man lebte zu rasch. Die Erscheinungen stürmten unaufhaltsam auf das Individuum ein und konnten unmöglich in der Tiefe verarbeitet werden.

Es kam soweit, daß auch kein Hindernis mehr bestand, Loebsons Verkehr im Hause Wollmann zu einem täglichen zu erweitern. Der Zahnarzt schwärmte nach wie vor für den berühmten Russen und nahm ihn bereitwilligst in sein Familienleben auf. Loebson hatte den Nebenbuhler auf die Probe gestellt — sobald er wußte, daß es Wollmann nur auf die Wahrung der Form ankam, lieferte er ihm mit genialer Geschicklichkeit die „Form“ und wagte es, den Inhalt völlig zu annektieren.

Trotzdem war es unvermeidlich, daß bald auch feindliche Elemente sich regten, Leute, die das, was sie sahen, „sich einfach nicht gefallen ließen“. Loebson wußte nicht, daß in seiner Nachbarschaft Frau Marianne Bamberger wohnte, die sich für die „Polyhymnia“ begeistert hatte, als ihr Sohn Julius hunderttausend Mark in das Unternehmen gesteckt. Diese Kulturtat war freilich aus einer egoistischen Erwägung hervorgegangen, denn Julius war ein Kompositionsdilettant und erhoffte von seiner Beteiligung den Ruhm. Diesen Traum hatte ihm der in Kunstfragen unerbittliche Loebson sofort zerstört. Seit Julius' Enttäuschung hatte sich das Freundeslager Bamberger in ein feindliches verwandelt. Zufällig ging die auf Rache sinnende Mutter vorüber, als Briggies Wagen vor Loebsons Hause hielt. Die Verschleierte wartete zwar ab, bis die unbequeme Dame vorbeigewatschelt war. Aber die Schlauheit der alten Berlinerin war Briggies kölnerischem Wagemut doch überlegen. Frau Bamberger drehte sich im entscheidenden Augenblick um und wußte nun bestimmt,

daß Frau Doktor Wollmann das Haus betrat, in dem Andreas Loebson wohnte.

Ihr Sohn genügte nicht für den Erinnyenchor — man fand den rechten Zusammenklang erst durch einen lieben Besuch, der sich soeben melden ließ. Briggies Schwägerin, Frau Anna Larisch, kam. Sie war mit den Bambergers bisher nur bekannt gewesen. Nun steigerte sich die Bekanntschaft zur Freundschaft. Die geborene von Lippert hatte sich von jeher durch Briggie beeinträchtigt gefühlt. Da sie sonst nicht mit der Schwester ihres Mannes konkurrieren konnte, hatte sie sich wenigstens moralisch im Übergewicht gefühlt. Jetzt aber, durch die Bambergers eingeweiht, explodierte Anna Larisch. Ohne die zweite Tasse Tee abzuwarten, fuhr sie nach Hause und betrat das Arbeitszimmer ihres Gatten. Der dicke Hans schrieb eben eine Kritik über das dritte Abonnementskonzert der „Polyhymnia". Bei dem Satze, „man erlebt immer wieder mit steigender Genugtuung, was für ein Kulturfaktor uns in Andreas Loebson erstanden ist", wurde er unterbrochen. Die geborene von Lippert hatte sonst vorbildliche Manieren. Heute aber knallte sie heftig die Tür hinter sich zu.

„Na, na!" rief der dicke Hans unangenehm berührt, indem er sein blondes Haupt in eine Tabakswolke hüllte.

„Verzeih, lieber Freund," erwiderte Anna, „aber das geht denn doch zu weit! Eben war ich bei Frau Bamberger und traf sie mit ihrem Sohn in der größten Erregung!"

„Is er wieder mit 'ner jroßen Sinfonie abjeblitzt?" fragte Hans gelassen.

„Nein! Es hat nicht das mindeste mit ihm selbst zu tun! Aber du erinnerst dich wohl, daß er mit seiner Mutter neben Andreas Loebson wohnt?"

„Hat auch nichts jeholfen?"

„Hans, ich bitte dich, nimm meine Mitteilungen ernst! Es ist geradezu fürchterlich und betrifft auch uns beide!"

„Na, was is es denn, um Jottes willen?“

„Frau Bamberger hat sich mit eigenen Augen überzeugt, und die Portierfrau hat es ihr bestätigt, daß Loebson seit Wochen jeden Nachmittag von einer verschleierten Dame besucht wird!“

„Verschleierte Dame? Donnerwetter, is das intressant!“ Hansens Worte klangen fast neidisch.

Anna stieß einen Kehllaut höhnischen Triumphes aus. „Ja, aber wer es ist, mein Lieber — diese interessante Dame! Du wirst es weder ahnen, noch für möglich halten! Aber es ist jetzt erwiesen, daß deine Schwester Briggie täglich den Generaldirektor der Polyhymnia besucht! Wir stehen vor einem Skandal!“

Der dicke Hans erhob sich. Er ging mit seinen etwas einwärts gestellten Füßen, die in bunten Pantoffeln steckten, schneller, als sonst, im Zimmer umher. „Donnerwetter!“ sagte er. Dann blickte er zerstreut auf seine unterbrochene Kritik. Er mußte heute noch einen Klavierabend und ein Orgelkonzert besuchen. Die Entfernungen in Berlin waren entsetzlich. Dann besann er sich wieder auf das Privatleben. „Hat denn Wollmann keine Ahnung?“

„Wollmann?! Ich bitte dich! Das muß man wohl zu seiner Ehre annehmen! Wenn die Mutter seiner Kinder sich soweit vergißt —!“

Hans Larisch wurde einem rein moralischen Standpunkt gegenüber immer nervös. Er blieb, die Hände aufstützend, am Schreibtisch stehen und blickte seine Kritik an. „Anna, das is nu freilich i h r e Sache,“ sagte er gedämpft. „Laß du die Hände davon weg. Weiß Mama von der Geschichte?“

„Ich werde mich höchstwahrscheinlich an sie wenden! Das bin ich meiner Familie schuldig!“

„Na höre mal! Bist du deiner Familie schuldig, was meine Familie sich vielleicht nich schuldig is?! Herrgott, is das 'ne verzwickte Geschichte! Ich muß außerdem noch fertig werden und mir die neuen Stiefel anziehen! Nachher spielt Ansorge!“

„Also entschuldige! Du bist ja nur mit halbem Kopf dabei! Ich rate dir übrigens, nicht soviel Cognak zu trinken! Die Flasche ist wieder halb leer!"

Nach dieser scharfen Bemerkung verließ die geborene von Lippert ihren Gatten. Zu Rosine Larisch wagte sie sich nicht. Es war ein Gebiet, auf dem sie sich mit ihrer Schwiegermutter nicht verstand. Die alte Dame hatte einen zu großen „Stil". Vielleicht nahm sie Briggies Partei — ihr war ja selbst genug verziehen worden. Doch Anna beobachtete von nun an die Wollmanns. Bald wußte sie, daß nicht nur Frau Bamberger die große Entdeckung gemacht hatte. Allmählich erfuhr es ‚tout Berlin'. Nur der am nächsten Beteiligte, der Ehemann, befand sich nicht im Kreise der Wissenden. Ihn aufzuklären, wagte die empörte Anna am wenigsten. Sie beschränkte sich darauf, ein schwermütiges Mitleid für Wollmann an den Tag zu legen. Doch hiermit fiel sie dem Zahnarzt auf die Nerven. Er schien, wenn die Schwägerin anwesend war, Gefahr zu wittern. Als man ihn mit einer unheimlichen Moralforderung umschlich, wurde er immer heiterer und selbstzufriedener. Vor der Axt, die ihn ins Mark treffen wollte, lief er einfach davon.

⊕ ⊕ ⊕

Doch auf jener Seite, um die sich Anna und ihre Welt nicht kümmerten, auf der Seite der Jugend gab es kein Davonlaufen. Da standen zwei grundverschiedene Beobachter, die der Entwicklung der Dinge standhielten, mehr gelockt, als erschreckt. Kurt und Lou hatten den angeborenen Instinkt, das Gefährliche ihrer Umgebung zu wittern. Am tiefsten und darum auch am schmerzlichsten beobachtete Lou, die eben der Kindheit Entwachsene. Sie nahm sich die Tragikomödie des Elternhauses zu Herzen. Im Grunde ihres Wesens blühte noch das Reine, Leidenschaftliche, das in ernsten Konflikt geriet. Aber solches Leiden konnte auch in Lou nur von kurzer Dauer sein. Das

leichtere Erbteil wurde in ihr wach und rief sie zum Egoismus. Sie belauschte ein Dienstbotengespräch, das von den heimlichen Fahrten der gnädigen Frau handelte; sie weinte eine ganze Nacht. Dann plötzlich kam seltsame Härte in ihr auf. Sie lachte die eigenen Tränen aus, denn wer fragte nach ihren Tränen? Man lief an jedem wahren Konflikt vorbei. Um Lappalien bangten sich Vater und Mutter. Waren es nicht Lappalien gewesen: Masern, Diphtheritis? Kinderkrankheiten! Damit gab sich die Sorge der Großen ab. Nicht mit dem, was ein Weltbild umstürzte. Damit mußte man allein fertig werden. Sie hatten ja alle nur mit sich selbst zu tun, die Großen. Sie betrogen die ganze Welt, um Genuß zu finden, das Unnennbare, Geheimnisvolle, das Glück.

Lou verhärtete. Prüfend blickte sie auf das Dreieck: Vater, Mutter, Loebson. Der Eindringling wurde ihr unheimlich, und sie verstand ihn doch vollkommen. Es mußte eine Lust sein, zu zerstören in dieser minderwertigen Welt, den wimmelnden Ameisenhaufen aufzustöbern mit dem Wanderstock des Abenteurers. Stunden gab es, da Lou den Russen schwärmerisch verehrte, Stunden, da sie ihn haßte und auf sein Verderben sann. Niemand ahnte das in dem raschen, nervösen Kinde. Sie konnte Komödie spielen. Sie lachte, wenn ihr Innerstes zerrissen schrie, und wurde traurig, wenn Friede über sie kommen wollte. „Widersprüche der Entwicklungsjahre!“ Damit erledigte man die schlanke, zu merkwürdiger Anmut erblühende Lou. Am treuesten blieb ihre Neigung eigentlich dem Vater. Er tat ihr leid. Die Mutter beneidete sie nur. Doch wenn sie dem Vater ansah, daß das Leben ihm nicht weh tat, daß es ihm vielmehr recht gut ging, so genügte ein Blick auf sein behagliches Bäuchlein, um Lou zu einem plötzlichen Gelächter zu bringen. Sie konnte dann nur noch auf die Straße hinauslaufen und die Luft schnappen, die allen gehörte. Am Kurfürstendamm zogen Tausende von fremden Existenzen an ihr

vorüber. Verwöhnung, Hoffnung, grübelnde Not. Lou konnte alle verstehen. Sie wußte, daß sie in dem Wirrwarr ihren Weg zu suchen hatte.

Kurt schlüpfte zur Tür hinaus, als er die Schwester durchbrennen sah. Dem Leben dieses jungen Mannes widersprach der Schulzwang. Durch einen Trick, auf den er sich etwas einbildete, wurde er ihn los. Der Vater hatte ihn zum juristischen Studium bestimmt. Als Kurt aber in Untersekunda zum zweiten Male hängen blieb, wurde es auch Wollmann vor der höheren Bestimmung seines Sohnes bange. Diesen Augenblick benutzte Kurt, um den Vater zu überzeugen, daß für ihn der sofortige Eintritt in einen praktischen Beruf das richtige sei. Die Mutter werde ihn zwar verachten, denn für die fange der Mensch erst beim Künstler an, doch das sei ihm egal. Er wolle in ein großes Bankgeschäft — am Ende komme ja alles nur aufs Geld an. Dieses realistische Bekenntnis entzückte Wollmann. Der schlaue Sohn bekam seinen Willen. Auf der Presse wurde das „Einjährige" durchgesetzt, und Wollmanns Beziehungen brachten Kurt eine hübsche Anstellung in einer Großbank. Nun wandte er sich insgeheim seinem eigentlichen Beruf zu. Bei seinem ersten Gönner Balduin Rahde, dem er in Waitz schon nachgelaufen war, nahm er Unterricht und wurde von ihm in der Überzeugung bestärkt, daß sein erstes Engagement das Königliche Schauspielhaus sein würde. Dann war es gleichgültig, ob er Jurist oder Bankier geworden. Dann waren auch die Eltern versöhnt. Was aber das neue Leben Kurt am wertvollsten machte, waren die leichteren Moralbegriffe, in denen er umherplätschern konnte. In der Theaterwelt verlor man die Schwere, die einem von andern aufgeladen worden. Dem Weisen glich sich dort alles zum Narrentanz aus. —

⊕ ⊕ ⊕

So kam es in den Jahren individueller Trennung zu einem trügerischen Zusammenschluß der Familie

Wollmann, der das äußere Band festigte, weil er das Unerträgliche zum Normalen machte. Man kannte sich, aber man sah sich nicht zu. Man ließ die Seelen verdorren, während sie gierig der Sonne entgegen strebten. In der neutralen Kunst fanden sich die heimlichen Feinde zusammen. „Kultur“ lehrte eine Geheimsprache, die jeder, ohne dem andern zu schaden, verstand.

Doch das war die Welt des sinnlichen Egoismus. Wo noch ein religiöser Altruismus lebte, gab es Widerspruch oder abseits kämpfendes Leid. Wollmann besaß in der Riesenstadt Berlin eine Gefühlspartei. Seine Schwestern wußten natürlich, was die Welt wußte. An ihrem Pensionstisch gab es oft genug Debatten sittlicher Entrüstung. Die Herren von der Börse konnten ja immer das Neueste erzählen. So stolz auch Hulda und Fanni auf ihren berühmten Bruder waren — was jetzt auf sie zukam, griff an ihre Wurzel. Das durfte unter den Bildern der Eltern nicht gut geheißen werden. Hulda und Fanni waren verstört — jene natürlich noch mehr, als diese, weil Hulda nur auf der moralischen Höhe existieren konnte. Fanni verstand Frau Briggie im Grunde ihres Herzens. Daß der Bruder es wie der Vogel Strauß machte, konnten beide nicht glauben. Hulda betete jeden Freitag abend in der Synagoge, daß Gott ihn ahnungslos erhalten möge. Sie wußte selbst nicht, daß solche geheime Abmachung mit Gott den Moralbegriffen widersprach, die ihr von Gott gekommen waren. Fanni betete auch, hielt sich aber im übrigen an das praktische Leben und blieb unterrichtet, was man von der „Affäre“ Wollmann sprach.

Heinrich Stern, ihr stillster Pensionär, wurde an den Debatten nicht beteiligt. Er hörte nicht, wie Herr Mühlfeld, ein solider Ethiker von der Produktenbörse, den Stab über Briggie Wollmann brach. Er wußte nicht, daß der kleine Herr Oppermann von der Diskontogesellschaft als fanatischer Ibsenverehrer die These

verfocht, daß Leopold Wollmann am glücklichsten in seiner „Lebenslüge" bleibe. Die Schwestern wollten, daß Heinrich Stern seinen Idealismus behielte. Er war im Orchester der „Polyhymnia" — er sah in Leopold Wollmann seinen väterlichen Gönner, in Andreas Loebson sein künstlerisches Vorbild. Ob das wirklich so war, ließ sich dem verschlossenen jungen Mann nicht anmerken. Er verehrte den Dirigenten, aber seine Liebe sprach er nur zwischen seinen vier Wänden aus, wo er auch erst der rechte Geiger wurde. Er geigte für Peter Becker, den immer noch fernen, sieghaften Freund. Im übrigen hielt er es mit Trösteinsamkeit. Er wanderte viel durch den märkischen Wald, er fand im Weben der Natur den Frieden nachdenklicher Bescheidenheit.

Dieser Friede blieb ihm erhalten, bis ihn eines schönen Nachmittags eine Begegnung über den Haufen warf. An der Havel, nicht weit von Schildhorn, traf Heinrich Stern seinen Generaldirektor Andreas Loebson, der untergefaßt mit Frau Briggie Wollmann ging. In ein Gespräch vertieft, hatte das Paar den schmächtigen Jüngling, der im Schatten der Kiefern schritt, nicht bemerkt. Plötzlich sahen sie ihm ins Gesicht, und Loebson erkannte seinen Geiger. Heinrich blieb nichts andres übrig, als ehrerbietig zu grüßen. Dann stolperte er über Wurzeln weiter. Fast atemlos kam er nach Schildhorn. Das war ja unglaublich! Also so hingen die Dinge zusammen! Er kannte die Dame, er hatte sie ja oft genug bei den Proben und Aufführungen der „Polyhymnia" gesehen. Briggie Wollmann untergefaßt mit Andreas Loebson! Heinrich Stern saß im Restaurationsgarten von Schildhorn bei einem Glas Lagerbier und grübelte. Aber er wußte schließlich nicht recht, was so entsetzlich begrübelnswert war. —

Der Zwischenfall hatte Briggie nervös gemacht. Um so mehr, als Loebson ihr gesagt hatte, wer der Mitwisser war. Bei Wollmanns Schwestern wohnte er — das hatte gerade noch gefehlt.

„Siehst du!“ rief sie kurzatmig. „Wir hätten nicht untergefaßt gehen sollen! Heute haben wir's zum ersten Mal gewagt, und gleich muß der dämliche Bengel kommen!“

„Ich bitte dich,“ erwiderte Loebson gelassen, „er wird doch nicht plaudern. Ich habe ihn in der Hand, nicht wahr. Ich mache nicht viel Umstände mit unbequemen Leuten.“ Loebson machte das Gesicht eines russischen Knutenmannes.

Briggie wurde ruhiger. „Ja, ja. Aber was die Familie meines Mannes anbetrifft — da bin ich am empfindlichsten. Ich werde mir noch sehr überlegen, was ich tue.“ —

Nach der Generalprobe des nächsten Abonnementkonzertes wollte Heinrich Stern eben das Orchesterpodium verlassen, als er sah, daß Frau Doktor Wollmann ihm im Wege stand. Briggie hatte mit Loebson gesprochen. Plötzlich wandte sie sich zu Heinrich: „Sie sind doch Herr Stern, nicht wahr? Ach, ich muß Sie doch mal kennen lernen! Sie sind mir nämlich schon immer aufgefallen durch Ihren schönen Ton! Jawohl, ich habe Sie direkt herausgehört! Ich glaube, Sie sind gar nicht so 'n einfacher Orchesterviolinist — nicht wahr? Zu Hause sind Sie gewiß was andres! Hahaha! Na ja — mein Mann hat mir erzählt! Sie wohnen doch bei seinen Schwestern? Besuchen Sie uns doch mal, Herr Stern — das würde mich sehr freuen! Ach, wir wollen doch lieber gleich was verabreden! Nächsten Sonntag — ja? Zum Mittagessen, um zwei Uhr, ganz kleiner Kreis! Herr Loebson kommt auch und Artur Rossi wahrscheinlich! Kurfürstendamm 207B! Also, auf Wiedersehen!“

Heinrich Stern hatte kein Wort gesagt, sondern nur von Zeit zu Zeit mit dem Kopf genickt. Als Frau Wollmann verschwunden war, wußte er, daß er zugesagt hatte. Obgleich ihm nun alles ins Wanken kam — gegen diese „force majeure“ war nichts zu machen. Briggie Wollmann besaß sie. Sie vertrat

ja auch schließlich die Welt, in die Peter Becker hinüber mußte. Bei dem Gedanken an Peters Ruhm verschwanden Heinrichs Bedenken. Ging er auch gegen sein eigenes Interesse zu den Wollmanns, er förderte doch sicher das Interesse des Freundes. —

Anfangs schien Heinrich eine angenehme Überraschung erleben zu sollen. Als er zaghaft den Wollmannschen Salon betrat, wurde er mit erquickender Herzlichkeit empfangen. Er bereute sein Mißtrauen. Freilich war der „kleine Kreis“, von dem Briggie gesprochen, gar nicht klein. Aber Heinrich machte schöne Entdeckungen. Da saß Artur Rossi, in den Wollmann die musikalischen Tagesereignisse hineinschwatzte. Resigniert lächelte der Meister. Dasselbe etwas maskenhafte Lächeln hatte seine Frau, eine stille, schöne Dame, die älter war, als Rossi, und deutliche Spuren von Gram zeigte. Vor Briggie fürchtete Heinrich sich ein wenig. Er glaubte anfangs, daß sie ein tieferes Interesse für ihn hätte, weil sie ihn sofort ins Gespräch zog. Dann aber, als er nicht von sich, sondern von Peter Becker sprach, merkte er, daß sie dies in keiner Weise interessierte. Sie hörte nicht zu, sondern folgte dem Gespräch von Wollmann und Rossi. Heinrich war nicht gekränkt, sondern zog sich nur beschämt zurück. Die Konversation wurde allgemein — es gab ein lustiges, ungeniertes Wortgeplänkel. Der dicke Hans Larisch erzählte die neuesten Witze. Er hörte damit nicht auf, als die Kinder des Hauses eintraten. Lou war schon eine junge Dame, wenn sie auch noch gewaltsam in kindlicher Kleidung gehalten wurde. Kurt aber, der schon etwas verlebt wirkte, schnappte nach Witzen, wie ein hungriger Hecht. Heinrich spürte es mit wachsender Pein, daß man in Gegenwart des jungen Mädchens nicht das Thema wechselte. Man zog Lou sogar ins Gespräch. Trotzdem kam Heinrich nicht aus einer bewundernden Rührung heraus. Reizend war Leopold Wollmanns Tochter. So hübsch und begabt. Vielleicht auch gut.

Heinrich wußte es nicht. In diesem schlanken Backfisch mußten geheimnisvolle Schätze warten — Temperament, Sehnsucht, Künstlerwille. In ihren Augen glomm bei aller Kindlichkeit ein tiefes Feuer. Sie hatte die Grazie, die mit einer Handbewegung Seelen erobert.

Plötzlich bemerkte Heinrich ein junges Mädchen, das für die andern nichts Auffälliges hatte. Mathilde Weigel saß, wie immer, still und ernst dabei. Ihren weichen, kräftigen Händen merkte Heinrich die Pianistin an. Ihre nicht demütige Bescheidenheit ließ auf eine ihm verwandte Natur schließen, und in den grauen Augen wachte ein kluger, sarkastischer Verstand. Sie war nicht schön, aber fein und tapfer. Sie hatte in dieser Umgebung das Erreichbare für Heinrich. Plötzlich sah sie auch ihn an und errötete. Es war, als ob die beiden sich voreinander schämten, daß sie sich nicht sofort entdeckt hatten.

Ein Gast verspätete sich — natürlich Loebson. Wollmann sah immer wieder nach der Uhr und warf, wie an jenem Einführungsabend, seiner Frau empörte Blicke zu. Briggie aber hatte die Technik, über Wollmanns Blicke fortzulachen. Plötzlich platzte der Zahnarzt heraus: „Loebson begreif' ich nicht! Es ist halb drei!"

„Vielleicht hat er Solistenprobe," meinte Briggie.

„Am Sonntag?"

„Weißt du noch immer nicht, daß er auch Sonntags probiert?"

„Ich kenne die Gepflogenheiten des Herrn Loebson nicht! Ich denke, wir werden zu Tisch gehen!"

Heinrich klopfte das Herz. Sollte mitten in dieser Gesellschaft eine eheliche Szene entstehen? Schrecklicher Gedanke. Aber Frau Briggie lächelte gleichmütig. „Warte doch noch fünf Minuten, Leopold. Ich habe telephoniert. Er hat sich einen Wagen genommen und wird gleich hier sein."

„Ach, du hast telephoniert! Das wußte ich nicht!"

„Ich habe mit Marsa gesprochen.“
„Auch 'ne unausstehliche Person!“
„Sehr interessant für unsre Gäste!“ Briggie lachte, aber man sah einen gefährlichen Zorn in ihren Augen.
„Immer verspätet er sich,“ knurrte Wollmann, indem er sich zu dem Konzertmeister der Polyhymnia, Herrn Oktavio Spinola wandte. Der Spanier verstand ihn nicht und lächelte nur freundlich. Die andern Gäste schwiegen ängstlich verlegen, als ob sie um eine Granate herumsäßen. Heinrich glaubte allmählich in die Erde zu sinken.
Endlich kam Loebson. Er entschuldigte sich nur bei Briggie. Erstaunt sah Heinrich, daß Wollmann ihm ohne jede Verstimmung die Hand schüttelte. Er hatte mehrere Neuigkeiten für ihn, aber Briggie ließ ihn nicht erzählen. Man ging zu Tisch. Loebson sollte neben Frau Rossi sitzen. Es stellte sich jedoch heraus, daß die Karten vertauscht waren. Der Kapellmeister saß neben der Hausfrau.
„Was heißt denn das, Briggie?“ brummte Wollmann. „Du machst immer Konfusion!“
„Bitte, die hat Lou gemacht!“
„Ich, Mutter? Nu hört sich aber doch verschiedenes auf! Wir hatten uns vor Tisch geeinigt! Herr Loebson braucht doch nicht immer neben dir zu sitzen!“
Alle lachten — es war ein zu schnell einsetzendes, krampfhaftes Gelächter. Heinrich beteiligte sich daran, merkte aber plötzlich, daß es taktlos war, und stockte. Briggie warf ihrer Tochter einen funkelnden Blick zu. „Also jetzt Schluß, nicht wahr? Wir wollen nicht lange debattieren! Bitte schön, Herr Loebson! Setzen wir uns!“
Loebson gehorchte mit einem zweideutigen Lächeln. Behaglich saß er zwischen Briggie und ihrer Mutter. Er faltete seine langen, mit Ringen geschmückten Hände. Er blickte sich um, wie ein gesicherter Mann. Zum ersten Mal haßte ihn Heinrich.

Doch der Pasewalker wurde bald durch das erste Berliner Diner abgelenkt. Er konnte zwar nicht viel essen, denn entweder beantwortete er mit aufgeregter Gewissenhaftigkeit Fragen des behaglich schmausenden Wollmann, oder er spann sich in ein Seelengespräch mit seiner schweigsamen Nachbarin Mathilde Weigel ein. Ihm imponierte noch alles. Er wurde verwirrt, aber nicht zur Kritik gebracht. Nur in einen grellen Widerspruch konnte er sich nicht hineinfinden. Die Gespräche, die ihn umschwirrten, handelten von den ersten Kulturwerten Deutschlands. Einer von diesen war sogar in Artur Rossi leibhaftig zugegen. Aber all das Mächtige versank in materiellem Schwall. Das Naschen von erlesenen Konfitüren, die in silbernen Schälchen auf der Tafel standen, das Anpreisen, Kosten, Schieben und Weiterreichen zwischen den Hauptgängen schien auch die geistige Nahrung zu verkleinern. Während die Kühnheit eines Kunstwerkes gerühmt wurde, versicherte man mit demselben Affekt, daß der russische Likör, den Briggie auf Loebsons Rat aus Petersburg verschrieben, etwas Unübertreffliches sei. Die Kinder des Hauses gierten danach, und die großen, berühmten Gäste gierten ebenso. Sie benahmen sich nicht weniger kindlich. Zwischen äußerster Feinnervigkeit und derbster Gewöhnlichkeit schwankte das ganze Treiben. Ländliche Einsiedler schienen sich mit den Parvenüs der Weltstadt zu verbrüdern.

Heinrich Stern lauschte mit heißen Wangen und wußte nicht, auf welche Lockung er zuerst hören sollte. Er konnte nicht einmal unterscheiden, ob er Bewunderung oder Schauder empfand. „Nehmen Sie doch noch, Herr Stern! Sterlett aus Rußland, echter, lebender Sterlett, in Seewasser transportiert! Warten Sie! Ich geben Ihnen noch ein schönes Stück!“ Er hörte Frau Briggies helle Stimme aus dem Schwall, und klacks, hatte er zum dritten Mal Fisch auf dem Teller. Zum dritten Mal auch einen Haufen von der ach so köstlichen, ach schweren Trüffelsoße. Eben noch tat es

ihm leid, nicht mehr von dem wunderbaren, warmen Hummer genommen zu haben, als er schon von Artur Rossis neuem Streichquartett erzählen hörte, das ihm wichtiger war. Zugleich perlte französischer Sekt in seinem Glase. Sein erster! Das war ein Leben! Dazu Lous funkelnde Blicke und ein Halbkreis blutroter Rosen vor ihr ausgebreitet. Aber als der kleine Heinrich eben dionysisch werden wollte, sah er Mathilde Weigel an. Die hatte einen vorwurfsvollen Ernst. Ihr Wesen wirkte wie ein Hafen.

Lou schien sich zu langweilen. Die Leckereien waren ihr schon zum Überdruß. Sie aß nicht mehr, sondern sah sich, die Arme auf den Tisch gelegt, mit ihren unruhigen Augen um. Ein seltsamer Spott zeigte sich auf ihren durchsichtigen Zügen. Eben noch ein naschendes Kind, schien sie plötzlich die Menschen um sich her zu durchschauen. Ein gefährlicher Hang, die Zündschnur dieser zugedeckten Mine zu finden, kam über sie.

„Papa, ich darf morgen zur Probe gehen!“ rief sie plötzlich.

Wollmann hatte Loebson eben von einer glänzenden Kritik erzählt, die er über ihn gelesen hatte. Jetzt fuhr er ärgerlich hoch: „Was heißt das, Lou? Was für 'ne Probe?“

„Na, von Christus! Herr Loebson hat es mir erlaubt!“

„Das ist sehr liebenswürdig von Herrn Loebson, aber du hast morgen vormittag Schule! Ich habe keine Lust, dir einen falschen Entschuldigungszettel zu schreiben!“

„Warum denn falsch? Wegen Kopfschmerzen! Kopfschmerzen hab' ich doch immer!“

„Kleene Urkundenfälschung, Vater! Macht doch nichts heutzutage!“ Kurt rief diese Worte mit seiner komischen, mutierenden Stimme herüber. Man lachte und wurde auf die neue Debatte aufmerksam.

„Halt deinen Schnabel, Kurt! Herr Rossi kann dein Gekrächz nicht vertragen! Also, ich tu' es nicht, und

damit ist es gut! Du gehst zur Schule, Lou! Du hast nichts in der Polyhymnia zu suchen!“

Lou saß, die Ellbogen aufgestützt, und lachte mit ihrem breiten Munde. „Wahrhaftig, Vater? Meinst du? Unglaublich! So 'ne vorgefaßte Meinung!“

Man nahm ihr Wagnis als eine Keckheit, die ihr stand, und lachte mit. Nur Briggie glaubte etwas Einlenkendes sagen zu müssen: „Sei artig, Lou! Nimm dir lieber noch mal kalifornisches Kompott!“

„Hab ja schon, Mutter! Pfirsiche und Kirschen! Pfürschüsche und Kürschen!“ Sie kopierte eine allen bekannte Dame. „Nein! Ich gehe morgen in die Polyhymnia!“

„Tät ich auch, Lou!“ assistierte ihr Kurt. „Schwänze du man, mein Engel!“

„Ick schwänze! Natürlich! Ick schwänze!“

Während die meisten Gäste an solche Zwischenfälle gewöhnt waren und belustigt zuhörten, sah Heinrich mit verhaltener Angst auf den herausgeforderten Vater. Mußte er jetzt nicht seine Autorität wahren? Gerade in Gegenwart so wertvoller Freunde? Und besonders — dies packte Heinrich am stärksten — in Gegenwart Loebsons? Doch Leopold Wollmanns Verhalten wurde rätselhaft. Er schien mit geheimer Furcht auf weitere Widerstände seiner Kinder zu warten. Loebson wandte sich lächelnd dem verstummten Vater zu. „Also du bleibst zu Hause, Lou,“ sagte Wollmann jetzt noch einmal gedämpft und ohne aufzusehen.

„Ich gehe auf die Probe!“ erwiderte Lou mit singender Stimme.

„Ich hab' es dir jedenfalls verboten.“

„Herr Loebson hat es mir jedenfalls erlaubt.“

Nun kam ein Unbehagen über die Gesellschaft. Man rückte auf den Stühlen, das Lächeln wurde starr, Hans Larisch warf ein neues Thema auf. Heinrich erwartete nichts andres, als daß der Vater seine pietätlose Tochter von der Tafel weisen würde. Wollmann aber saß und aß und schwieg. Da wurde es Heinrich

kalt im Leibe. Seine Füße zitterten, er stieß gegen Mathilde Weigels Fuß. Beide zuckten zusammen. „Entschuldigen Sie!"

„O, bitte sehr! ..."

Jetzt hielt es Loebson an der Zeit, zu intervenieren. „Lou, Sie müssen natürlich tun, was Papa befiehlt," sagte er mit seinem etwas ironischen Lächeln. Da sprang das Mädchen plötzlich auf und lief weinend ins Nebenzimmer. Nach einem beklommenen Schweigen sagte Briggie: „Leopold, ich begreif' dich nicht. Warum gönnst du ihr nun nicht das Vergnügen? Außerdem hat Herr Loebson es ihr erlaubt."

Wollmann rückte heftig auf dem Stuhl umher. „Na — macht, was ihr wollt!"

Briggie stand auf und ging zu Lou ins Nebenzimmer. „Du darfst gehen!" hörte man sie rufen. —

„Hab' mir's ja gleich gedacht," brummte Kurt.

„Mahlzeit!" rief Wollmann, während sich alle geräuschvoll erhoben. „Das sind Kinder! Was sagen Sie zu meinen Kindern, Herr Stern? Die können einem den Kopf heiß machen! Was?"

„Wenn man's drauf anlegt," meinte, wieder eintretend, Briggie. „Was wünschen Sie für Likör, Herr Loebson? Kognak, Chartreuse, Bénédictine, Grand Marnier?"

„Vor allen Dingen Zigaretten, Frau Briggie."

Heinrich war zusammengefahren, als Wollmann sich an ihn gewandt hatte. Während er nach einer Antwort suchte, war Wollmann schon lächelnd zu einem andern Gaste geeilt. Erleichtert zog sich Heinrich in den Salon zurück. Aber zu seiner Enttäuschung sah er, daß Mathilde Weigel fort war. Wie Recht hatte sie! Auch Heinrich wollte sich heimlich drücken. Er versuchte in ängstlicher Befangenheit die Tür zu erreichen. Da kam ihm Loebson plötzlich entgegen. Der Herr Generaldirektor sprach ihn zum ersten Mal an. Dieser große Augenblick nahm Heinrich wieder den Mut.

„Sie wollen doch nicht schon gehen, Herr Stern?“ fragte Loebson leutselig.

„O, nein! Ich ...“

„Kommen Sie einmal her. Setzen wir uns da gemütlich in die Ecke. Rauchen Sie? Nein? O, wie kann ein junger Künstler nicht rauchen! So! Nun sagen Sie mir, lieber Freund, wie gefällt es Ihnen eigentlich bei uns? Sind Sie mit Ihrer Position zufrieden?“

Heinrich empfand einen leisen Schwindel. Wie gütig Loebson plötzlich war. Welche Gelegenheit ... Er dachte an Peter.

„Sie schweigen? Reden Sie ohne Scheu. Schauen Sie, wenn man ein paar hundert Existenzen unter sich hat, wie ich, dann kann man nicht von jedem wissen, wie er sich fühlt. Sprechen Sie offen. Sie gefallen mir. Sie sind mir eines meiner simpathischsten Mitglieder.“ Loebson trank während dieser Worte zwei Schnäpse. Jetzt kam eine starke, tröstende Hoffnung in Heinrich empor.

„Ich bin wirklich ganz zufrieden, Herr Generaldirektor,“ sagte er tief atmend. „Ich bin sehr glücklich. Aber ich glaube Ihnen meine Dankbarkeit am besten beweisen zu können —“

Loebson unterbrach ihn. „Was Dankbarkeit! Spielen Sie gut! Das ist alles!“

Heinrich wurde immer mutiger. „Aber ich möchte doch auch die ganze Sache — ich meine — wenn man als Mitglied etwas weiß, was vielleicht von großer Bedeutung für die Sache ist, der man angehört — ich meine — dann möchte man das doch nicht verschweigen ...“

Eine Verfärbung kam auf das Gesicht des Russen. Lächelnd, aber voll Mißtrauen blickte er Heinrich an. „Was meinen Sie damit? Ich verstehe Sie wirklich nicht.“

Nun platzte Heinrich heraus. Er erzählte Loebson von Peter Becker. Wirr und mit vielen Nebensächlichkeiten, von seinem großen Zweck gejagt. Als er

fertig war, klopfte ihm der Herr der „Polyhymnia“ auf die Schulter. „Bravo. Sie gefallen mir immer besser. Sie sind, was die wenigsten sein können unter uns Künstlern: ein Freund. Also ich danke Ihnen, und ich bitte Sie, mein Lieber, heren Sie, ich bitte Sie — bringen Sie mir das Werk Ihres Freundes. Ich verspreche Ihnen, daß ich es sofort lesen und Ihnen sagen werde, was ich davon denke.“

Heinrich leuchtete vor Glück. „O, Herr Generaldirektor! Ich bringe Ihnen Peter Beckers Penthesilea! Morgen! Darf ich?“

„Ja, Sie dürfen!“ Loebsson klopfte Heinrich mit gutmütigem Lachen auf die Schulter, und der kleine Geiger verschwand. Auf der Straße kam es ihm erst zum Bewußtsein, wie schön dieser häßliche Tag noch geendet hatte.

Achtes Kapitel

Frau Rosine Larisch hatte den großen Zug, der in jener Zeit moralphilosophischer Umwälzung beiden Lagern selten eigen war. Bei den Jungen glaubten ihn die meisten zu besitzen und waren doch hilflos, wenn das Leben es darauf ankommen ließ. Bei den Alten aber dankte man ihn mehr der Luft, in der man aufgewachsen war, als dem eigenen Erleben. Rosine Larisch gehörte zu den Frauen, die nie in fremden Schuhen gegangen waren. Ein fester, unsentimentaler Blick war ihr Heil. Sie genoß das Leben, soweit es ihr erreichbar war. Dennoch hatte sie sich in ihrer Grunewaldvilla einen Alterssitz geschaffen. Sie brauchte diese Möglichkeit des Zurückgezogenseins, weil sie mit den Menschen der neuen Zeit nicht zufrieden war. Als kluge Zuschauerin sah sie, welche wunderlichen

Zickzackwege sie gingen. Auch dort, wo man sie in ihrem eigensten Kreise glaubte, bei ihrem Schwiegersohn, übte sie Kritik. Wandel zu schaffen — daran dachte sie nicht mehr. Sie fühlte sich für die damit verbundenen Erregungen zu alt und ließ sich nicht aus ihrem Egoismus locken. Nur daß die vielen ätzenden Heimlichkeiten das gesunde Familienglück zerstörten, daß über die schöne Gefahr des Lebens auch die häßliche Gewöhnlichkeit kam, schmerzte Rosine Larisch. Von ihrer Tochter Briggie hatte sie mehr erwartet. Die wollte sie nicht auf dem Wege kleiner Abenteurerinnen sehen.

Rosine Larisch wußte, daß ihre Tochter sie gern kopierte. Doch es zeigte sich hier ein großer Unterschied zwischen Berlin und Köln. Eine moderne Frau mußte in der Weltstadt andre Wege gehen. Die Herausforderung zum Individualismus wurde in Berlin nicht an ein Dutzend, sondern an hunderttausend Frauen gestellt. Schnell tauchte die Persönlichkeit empor, schnell tauchte sie wieder unter. Auch Rosine Larisch war eines soliden Arbeitsmenschen Gattin gewesen, eines Mannes, dessen harter Lebensweg ohne Seitenpfad, mit wenig Schmuck und Licht zur Höhe geführt hatte. Dennoch hatte sie vierzig Jahre an seiner Seite gelebt. Ohne sie hätte Gotthold Larisch sein großes Vermögen nicht erworben, ohne ihn wäre Rosine nicht die erste Frau von Köln gewesen. So viel man ihr auch nachgesagt — im weltüberschauenden Sinne war sie ihrem Manne treu gewesen.

Als ihre Tochter Briggie den Zahnarzt Leopold Wollmann geheiratet, sah die Mutter eine Parallele zu ihrem eigenen Leben aufsteigen. Aber sie wußte, daß ihre Jugend in Berlin nicht möglich war. Berlin hatte keinen Karneval. Die Grenzen der Freiheit wurden hier dem bürgerlichen Leben enger gezogen — es fehlte die Zeit der absoluten Lust neben der Zeit des absoluten Ernstes. Eine Frau, die an der Seite eines Mannes leben wollte, um ein festes Altersheim zu

zimmern, durfte sich niemals ganz von ihm entfernen. Der Strudel riß sie sonst mit. Im Brausen der Weltstadt, im rücksichtslosen Kommen und Gehen hieß es moralische Werte um der materiellen willen festhalten. Unter der kulturellen Hülle und Fülle herrschte der Bourgeois. Seine Frau war ihm Halt im Strom — seine Kinder der Wert, den keine Börse antasten konnte.

Rosine Larisch hatte es lange vor der „Welt" gewußt, was Andreas Loebsons Eintritt in das Haus ihres Schwiegersohnes bedeutete. Ein Blick, den der Russe Briggie bei dem Bankett der „Polyhymnia" zugeworfen, hatte ihr die ganze Zukunft gezeigt. Sie sah ein Gewitter aufsteigen, das vielleicht keinen Blitzschlag in sich barg, aber einen langsam auflösenden Regen. Rosine Larisch beobachtete scharf. Wollmann, dessen Verhalten nirgends begriffen wurde, verstand die Schwiegermutter am besten. Sie wußte, daß man einen Flügellahmen lassen mußte, wo er noch herumhüpfen konnte. Seine Kinder aber wurden von der klugen Frau, ohne daß sie es ahnten, auf ihre Zukunft hin geprüft. Nach alter Gewohnheit kamen Kurt und Lou jeden Sonnabend in die Grunewaldvilla. Dann wurden sie von Caspar, der noch Diener bei Gotthold Larisch gewesen, zärtlich betreut. Dann bekamen sie in den vornehmen, altmodisch eingerichteten Zimmern köstliche Dinge. Friederike, die Köchin, ebenfalls ein Erbstück aus Köln, kochte ihre Meisterwerke. Im Garten durfte man toben und faulenzen, als ob es kein Berlin gäbe. Aber man war allmählich größer geworden. Lou interessierte sich für die edlen Mahagonimöbel der Großmutter und stöberte in ihrer Bibliothek nach Büchern, die fern von den Klassikern standen. Kurt freilich schwärmte nach wie vor für Schlagsahne mit Eisfrüchten, für Kirschkuchen mit Vanillecreme. Er setzte der Großmutter jedesmal die Vorzüge ihrer Küche gegen die elterliche auseinander. Am liebsten war er aber beim Kutscher Heinrich unten im Stall. Der und seine runden Braunen waren Kurts beste Freunde.

Sie hatten noch einen Kindeskern, trotz ihrer Dekadenz. Aber dicht an der Grenze befanden sie sich. Sie konnten noch hochkommen oder für immer verderben. Das gab eine tiefinnere Sorge für die schöne Großmutter, die immer so guter Dinge war. Eines Tages traf sie Lou, wie sie im Salon vor dem Photographieenalbum stand. Briggies und Loebsons Bilder hatte sie aufgeschlagen. Scharf sah die Großmutter hin. Etwas Angstvolles und doch Lüsternes lag auf dem jungen Gesicht. Plötzlich stampfte Lou mit dem Fuß. Zorn bezeugte das, Scham und Entrüstung. Fast hätte sie Loebsons Bild zerrissen. Rosine Larisch stand vor ihrer Enkelin. Lou blieb mit gesenktem Blick, die Hände am Rücken, stehen. Die Großmutter strich ihr über das seidige, dunkle Haar. „Na, Lou? Was gibt's denn? Hast du dich geärgert?"

Lou schüttelte den Kopf. Dann ging sie zum Flügel und betrachtete Photographieen, die darauf standen. Sarasate, den Rosine Larisch schon als junges Mädchen gekannt, und Johannes Brahms, mit dem sie als Frau korrespondiert hatte. Hinter diesen Bildern stand eine Mozartbüste. Rosine Larisch ließ ihre klugen Augen nicht von der Enkelin. Keinen Menschen liebte sie so, wie Lou. Kurt sah sie auf einem Dutzendwege — in Lou spürte sie eine höhere Möglichkeit. Gern hätte Rosine Larisch diesem Wesen zwischen Kind und Weib einmal in die Seele gesehen. Jetzt fühlte sie die Gelegenheit dazu.

„Lou," sagte sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme. „Du hast was — gelt? Du hast irgend was Schweres, was dich drückt. Nun ja, ich kann mir's ja denken — jedes junge Mädel in deinen Jahren hat mal einen Konflikt. Mir ist es auch nicht besser ergangen. Aber ich hab' eine Mutter gehabt, der ich's sagen konnte. Sagst du's deiner Mutter?"

Diese plötzliche Annäherung wirkte tief auf Lou. Sie sah ja in der Großmutter eine Frau, die von den edelsten Geheimnissen des Lebens umgeben war. Nun

sollte sie ihr Vertrauen finden. Da stand eine hohe, eiserne Wand in Lous Seele. Ihr Echtestes vielleicht. Für sie konnten diese schönen Locklaute nichts sein. Aber sie wollte sich für die „Auszeichnung", die ihr widerfuhr, dankbar zeigen. Deshalb schüttelte sie lächelnd ihren schmalen Körper, der in einem weichen Hänger steckte, und lockerte ihre Hände in den Händen der Großmutter. „Mir geht es ja sehr gut! Mir geht es ganz famos! Und Mutter, weißt du — Mutter wär' die letzte — ich meine, die hat doch gar nicht so die Art, daß man ihr was sagen könnte! Die hat doch immer bloß mit sich zu tun!"

Die Großmutter nickte mit ihrem schönen, grauen Kopf. Dann sagte sie, ohne Lou loszulassen: „Ja, ja. Es tut mir so leid, daß du dir selbst überlassen bleibst. Das ist nicht gut für dich. Du müßtest ins Leben eingeführt werden von jemand, der das Leben kennt. Verstehst du mich, Lou? Ich sage gewiß nichts gegen deine Mutter. Die muß so sein. Vielleicht hat sie es selbst zu schwer, um ..."

Jetzt unterbrach Lou ihre Großmutter in leidenschaftlicher Veränderung: „Was? Mutter hat es schwer? O, nein, Großmutter! Vater allenfalls! Der hat ja eigentlich gar nichts mehr vom Leben! Der rackert sich bloß ab! Aber Mutter! Die weiß ganz genau, wo sie bleibt! Darum ist es ja so bei uns! Kurt, der Bengel, ist auch nicht etepetete! Bloß ich — ich bin das Kalb! Vielleicht studier' ich! Ich weiß noch nicht! Vielleicht geh' ich weit weg — nach Amerika — raus aus dem ganzen Schwindel! Ich weiß wirklich noch nicht, Großmutter! Aber heutzutage hat man ja die Auswahl — nicht? Wenn man Grips hat und nicht grade puckig ist! Aber nun entschuldige mich bitte! Ich muß nämlich wirklich nach Hause! Heute abend geh' ich ins Opernhaus! Tristan! Mit Kraus! Das ist mehr als der ganze Schwindel!" —

Als ihre Enkelkinder sie heute verlassen hatten, beschloß Rosine Larisch, mit Briggie zu sprechen. Doch

ihr Vorsatz wurde durch ein jähes Hindernis durchkreuzt: Sie fühlte sich krank. Eine Verlassenheit überkam sie, die sie noch nie empfunden hatte. Plötzlich verschob sich ihr Lebensbild. Leere, wo sonst Fülle gewesen. Tote Gegenstände um sie her, die des „lebenden" Besitzers spotteten. Eine Weile kämpfte Rosine Larisch gegen die Gespenster der Einsamkeit — dann ergriff sie ein Schüttelfrost, und sie verlor die Besinnung. So fand sie nach einer Stunde erst der entsetzte Caspar. Ein Arzt kam, Briggie traf so schnell als möglich ein. Aber der Arzt beruhigte sie — die Mutter sei nicht in Lebensgefahr. Eine schwere Influenza müsse überwunden werden.

Doch während der Rekonvaleszenz beobachtete Briggie, wie ihre Mutter sich veränderte. Sonst hatte es keinen Menschen gegeben, dessen Lebenskraft sie so bewundert hatte. Nun sah sie plötzlich eine alte Frau, müde und hinfällig. Rosine Larisch ruhte viel, sprach nur wenig und lachte kaum noch. Die Kinder mußten jeden Tag kommen. Wenn sie ausblieben, wurde die Kranke von schlimmen Angstzuständen befallen. Briggie wohnte in diesen Tagen bei ihr. Zum Glück befand sich Loebson auf einer Konzertreise — so konnte sie mit ihren Gedanken ganz bei der Mutter sein. —

⊕ ⊕ ⊕

Es war der erste, schöne Frühlingsabend im Jahr. Fahlgolden wölbte sich der Himmel über den schwarzen Grunewaldkiefern. Briggie saß neben dem Diwan, auf dem ihre Mutter ruhte. Sie hatte gelesen, denn sie glaubte die Kranke eingeschlafen. Als sie jetzt aufblickte, sah sie ihre großen, dunkeln Augen zum Garten hinaus gerichtet. Sie schienen draußen etwas zu suchen. Da regte sich Briggie, und die Mutter sah sie an. „Du schläfst nicht, Mama?"

„Schon lange nicht mehr, mein Kind. Ich mache wieder 'ne Erinnerungsreise. Lauter dummes Zeug. Es war wohl alles ganz anders."

„Ich glaube, man soll sich mit Erinnerungen nicht plagen."

„Hab' ich auch nie getan. Jetzt erst kommt es. Na, ich bin ganz zufrieden, Briggie."

„Mit deinem Leben? Das kannst du wohl sein, Mama."

„Ja, es stimmt alles. So konfus die Geschichte auch war. Das ist die Hauptsache, Briggie."

„Loebson sagte mir mal, daß die Beethovenschen Sinfonien von den Zeitgenossen auch als konfus und unbegreiflich aufgefaßt wurden. Die höhere Ordnung darin verstanden sie erst nachher. Ist das nicht mit dem Leben ähnlich, Mama?"

Rosine Larisch schwieg. Plötzlich sah Briggie ein feines, spöttisches Lächeln auf ihren Lippen. Die Mutter blickte sie jetzt an, wie sie noch nie geblickt hatte. Da wurde Briggie dunkelrot und sah zu Boden. Rosine Larisch nahm ihre Hand: „Na, Kindchen ... Was verstummst du denn so? ... Ich wundere mich bloß, daß du plötzlich auf Loebson kommst."

Briggie trotzte: „Wundert dich das wirklich, Mama? Du weißt doch, daß ich endlich einen geistigen Austausch durch ihn habe?"

„Na, du hast wohl auch das Bedürfnis, von ihm zu reden. Es ist das erste Mal, Briggie."

„Mama ... Ich glaube, du quälst dich ganz unnötig."

„Das wär' ja gut. Aber wer sagt dir denn, daß ich mich quäle?"

„Es ist nicht so, wie du es dir denkst, Mama."

„Was meinst du denn, wie ich es mir denke?"

Briggie wollte auffahren, besann sich aber auf den Zustand der Mutter. Sie schwieg. Indem sie die Achseln zuckte, starrte sie vor sich hin. Rosine Larisch lehnte den Kopf in das Kissen zurück und sah zu einem Deckengemälde empor. Es stellte Paris vor den drei Göttinnen dar. Es war von einem feinen, altmodischen Künstler. Leise sagte die Mutter: „Ich will es dir

erleichtern, Kind, damit wir endlich mal zur Sache kommen. Also ich weiß Bescheid. Ich fürchte auch, daß viele andre schon Bescheid wissen. Aber darum handelt es sich nicht. Du kennst mich, Briggie — ich gehe nie von fremden Menschen aus, wenn ich mit meiner Tochter rede."

Briggie zitterte und blickte nicht auf. „Ja, ja, liebe Mama ... das hoff' ich auch ... Aber ich kann wirklich nicht darauf eingehen, bevor ich nicht weiß ... Du kannst dich ja vollständig irren, Mama."

„Hast du ein Verhältnis mit Loebson oder nicht?"

Briggie schnellte empor — dann aber wandte sie sich geduckt zum Fenster. „Also ja! ... Aber bitte! ..."

„Gut! Nun wissen wir, wovon wir auszugehen haben!"

„Die Bezeichnung Verhältnis kann ich nicht dulden! Ein Verhältnis ist es nicht!"

„Was ist es dann?"

„Ach Gott! Wer will denn das mit einem Wort ausdrücken! Die gesteigerte Gemeinsamkeit der seelischen Bedürfnisse! Die späte Erkenntnis, daß man allein war, und daß man sein ganzes Leben gesucht hat! Das ist ja alles so furchtbar kompliziert, Mama! Verhältnis! Solche klobige Bezeichnung paßt wirklich nicht auf unsereinen!"

Rosine Larisch schwieg. Sie blieb zurückgelehnt, und das wehe, spöttische Lächeln brachte tiefe Schatten in ihr Gesicht. „Hm ... Na, ich halte euch trotzdem beide für ganz einfach. Wir Menschen sind überhaupt viel einfacher, als wir glauben. Aber ich bin 'ne alte Frau. Ich werde bald überhaupt nichts mehr sein. Über solche Sachen will ich nicht mit dir streiten."

Briggie näherte sich ihrer Mutter. „Warum sprichst du so, Mama? Wir werden dich noch lange haben."

„Nein, mein Kind. Es gibt Ahnungen. Vielleicht komm' ich bald zu meinem Gotthold. Und darum ... Siehst du — das fürcht' ich. Ich fürchte, du wirst mal nicht so zu deinem Leopold kommen."

Briggie lächelte: „Mein Leopold lebt, Mama. Außerdem — m u ß ich mir denn das wünschen?"

„Du mußt nicht, nein. Aber siehst du, Kind — Ehe ... Was ist denn Ehe? Weiter nichts als ein gemeinsamer Weg. Was nützt uns ein Weg, den wir nicht zu Ende gehen? So oder so. Es muß alles ein Ziel haben. Du weißt, wie ich bei deinem Vater gelebt habe. Trotzdem — wir standen wirklich gut miteinander. Wir liebten uns, wir waren bis zuletzt verheiratet. Heutzutage gibt es lauter enttäuschte Weiber. Lauter Noras mit den großen Redensarten. Ja, warum denn? Ohne Sinn und Verstand in was 'reinlaufen — nein. Gewisse Sachen verpflichten — nach außen nur, gewiß. Aber das Äußere gehört zum Inneren."

Die Mutter fieberte — Briggie spürte es. Doch sie konnte sie nicht auf andre Gedanken bringen. „Du mußt mich nicht mit dir vergleichen, liebe Mama. Ich bin selbstverständlich bloß die Hälfte von dem, was du mal gewesen bist."

„Das ist nicht richtig, Kind! Ich glaube, du bist ganz genau so! Wollmann ist auch so wie Gotthold! Der Unterschied ist bloß der: wir haben in Köln gelebt, und ihr lebt in Berlin!" Jetzt lachte die Mutter wieder, aber leise und verlöschend klang ihr Lachen.

„Das versteh' ich nicht," flüsterte Briggie.

„Ich konnte in Köln mit Gotthold marschieren, trotz allem. Aber du — wenn du in Berlin als Frau und Mutter nicht die Gedanken beisammen hast, wirst du sachte hinter Leopold zurückbleiben."

„Mama, wenn du glaubst, daß ich keine gute Mutter mehr bin! ..."

„Du, das ist ein großer Begriff! Bleiben wir bei den kleineren! Bleiben wir zunächst mal bei deinem Mann!"

Noch einmal fuhr Briggie hoch. „Ich kann aber nicht mehr! Ich will nicht mehr! Jawohl! Ich w i l l nicht mehr!"

Dieser Ausbruch wirkte auf die Mutter. Sie richtete ihren schweren Blick erstaunt auf Briggie: „Hm ...

Man m u ß aber wollen ... Ich habe auch nicht an mich selbst gedacht, sondern an die andern. An Gotthold und an euch ..."

„Herrgott, was tu' ich denn aber andres?! Wer kann mir denn überhaupt was nachsagen?! Ich tu' meine Pflicht, wie jede anständige Frau!"

„Wirklich, Briggie? ... Ich glaube, du hast kein Interesse mehr für die Arbeit deines Mannes. Du hast kein Interesse mehr für das Leben deiner Kinder. Wie dein Mann es sieht, mein' ich."

„Wie i ch es sehe! Darauf kommt es an!"

„Er ist der Vater! Du kannst ihn doch nicht plötzlich aus der Welt schaffen?"

„Ich bin die Mutter! Ich bin eine Frau, die noch Wünsche hat, Sehnsüchte! Ja! Das ist das Wort! Ich kann nicht verbauern und versauern! Meine zweite Blüte erleb' ich! Wie eine Offenbarung ist es über mich gekommen! Ich bin noch jung, ich habe überhaupt noch nicht gelebt, ich bin zu einem andern, größeren und reicheren Leben berechtigt!"

Briggie schöpfte Atem. Die Mutter schwieg eine Weile. Dann sagte sie aus schwerer Brust: „Also das alles hast du von Loebson? ... Ja ... So ist das jetzt ... In meiner Zeit war's anders."

„Mama! Du hast dich doch selbst immer zur individuellen Freiheit bekannt!"

„Vielleicht, liebes Kind ... Aber laß bitte die großen Fremdworte ... Man war das vielleicht und hat nicht darüber nachgedacht ... Darum war neben dem Genuß auch die Pflicht möglich ... Ich habe deinem seligen Vater niemals vorgeworfen, daß er mich nicht ‚verstanden' hat ... Das wär' ja auch Blödsinn gewesen ... Kein Mensch hat mich so gut verstanden, wie dein Vater ..."

„Aber glaubst du denn, daß Leopold mich versteht?!"

„Na, Briggie! Achtzehn Jahre ist es ihm ja gelungen!"

„Ich weiß nicht, was du willst, Mama! Von einem Konflikt ist gar keine Rede! Leopold steht mit Andreas ausgezeichnet!“

„Andreas? ... Mach' mir nichts vor, Briggie ... Wollmann wird immer die Form wahren — er lebt ja von der Form. Aber laß ihn innen nicht hohl werden — darum bitt' ich dich — nimm ihm sein Herz nicht, du — das hat er nicht um dich verdient.“

Mit großen Augen starrte Briggie ihre Mutter an. Aber sie sah nur einen alten, sterbenden Menschen — sie selbst blieb leben — das wußte sie. Deshalb hütete sie sich, der Mutter etwas zu versprechen. Ausweichend antwortete sie: „Hast du denn keine gute Meinung von Loebson, Mama?“

„Loebson ist ein Künstler — darin kenn' ich ihn ... Im übrigen kenn' ich ihn nicht... Ich habe immer das Gefühl, daß er plötzlich mal nach Rußland abreisen wird. Auch seelisch, Briggie. Verstehst du mich?“

Eine krampfhafte Zuversicht kam auf Briggies Züge. „O nein, Mama! Nun kann ich dir's ja sagen: Du kennst Andreas wirklich nicht! Und darum kannst du auch mein Erlebnis nicht beurteilen! Das war so naturnotwendig —!“

Rosine Larischs alter Kopf fiel in das Kissen zurück. „Merkwürdig, was du jetzt für Worte brauchst ... Ohne darüber zu stolpern ... Sind die wirklich auf deinem Mist gewachsen? ... Aber die Worte sind Nebensache ... Behalte die Tatsachen im Auge ... Deine Kinder ängstigen sich ... Ich weiß es von Lou ... Deine Kinder ängstigen sich! ... Man muß immer noch zurück können, Briggie ...“ — —

Am nächsten Morgen wurde Leopold Wollmann schon um sechs Uhr geweckt. Eine Stunde zu früh. Er verstand die Welt nicht mehr und wollte schon zu toben beginnen. Da drang die verweinte Stimme des Hausmädchens zu ihm: „Herr Doktor, erschrecken Sie nicht! Herr Doktor möchten doch sofort ans Telephon kommen! Der Caspar aus dem Grunewald hat

telephoniert!“ Wollmann rannte in Unterhosen zum Telephon. Caspar mußte ihm die Wahrheit sagen: Um fünf Uhr war die Frau Kommerzienrat gestorben. Wollmann faßte es nicht. Seine Schwiegermutter! Seine Schwiegermutter! — „Briggie!“ schrie er in den Apparat. Die ganze Zärtlichkeit, die er in diesem Augenblick für sie empfand, erklang. Aber Caspar sagte, daß Frau Doktor unfähig sei ... Da machte Wollmann sich fertig und fuhr mit seinen Kindern nach dem Grunewald. Zum ersten Mal hatten Kurt und Lou Tränen in den Augen, die das Leid erzeugte.

⊕ ⊕ ⊕

Doch mit dem Tode der Großmutter war eine ungeheure Verführung zum Leben verbunden. So mußte es bei Rosine Larisch sein. Ihr gewaltiges Vermögen fiel ja den Lebenden zu. Wollmann hatte mit Briggies Erbschaft immer gerechnet — ihre Verwirklichung nahm er mit scheinbarer Betroffenheit hin. Briggies Macht aber wuchs. Vor ihrer Beziehung zu Loebson hatte sie in praktischen Entschlüssen stets Wollmann gehorcht. Nun stellte sich ein andrer Standpunkt ein. Die Erbin kommandierte; sie tat, was ihr Gatte nicht wollte. Als der Schmerz um die Mutter stiller geworden, sah Briggie sich um und erklärte, daß die Wohnung am Kurfürstendamm viel zu klein sei. Überhaupt müsse man sich zu einem andern Lebensstil entschließen. Man habe jetzt Anspruch darauf. Das ging Wollmann durchaus nicht in den Kopf. Er war im Grunde anspruchslos. Er arbeitete und genoß mit andern, nie persönlich. Am meisten widersprach er Briggies Wunsch, ein ganzes Haus zu bewohnen. Welche Anschaffungen waren dafür nötig! Schließlich wollte er seine Zustimmung nur unter der Bedingung geben, daß man das Haus der Mutter übernähme. Dagegen opponierte Briggie heftig. In dem Hause, wo ihre Mutter gestorben, könne sie unmöglich existieren. Ob er denn ihre schmerzlichen Erinnerungen

nicht begreife? Das Haus müsse unbedingt verkauft werden. Sie wisse schon einen prachtvollen Bauplatz für ein neues.

Wollmann antwortete in überraschender Weise. Er wandte sich zu Andreas Loebson. Der Kapellmeister saß wieder als Mittagsgast in einem weichen Sessel. Loebson sei doch ein vernünftiger Mann — ob er es nicht auch für besser halte, Vorhandenes auszunützen und nicht Hunderttausende in einen Neubau zu stecken? Loebson dachte scheinbar nach, wußte aber schon genau, was für ihn maßgebend war: er wollte, daß Briggie außerhalb Berlins wohnte und doch leicht zu erreichen war. So lächelte er, den Zigarettenrauch aus Mund und Nase stoßend, und erwiderte: „Ja, lieber Freund — ich als Kinstler kann mich durchaus in die Gefihle Ihrer Gattin hineinversetzen. Gewisse Erinnerungen verleiden einem das scheenste Haus. Bedenken Sie doch auch, wieviel besser Ihre Kinder es in einer neuen Villa haben. Außerdem erwartet man wirklich einen größeren Stil von Ihnen.“ Loebson hatte gefunden, womit Wollmann zu treffen war. Erschrocken dachte der Zahnarzt nach und sagte dann ja, der Kinder wegen.

Es wurde also gebaut. Briggie leitete die neue Lebenswende. Aber auch Lou hielt keinen Wunsch zurück. Da Wollmann sich immer mehr mit seinem Beruf betäubte, ließ er schließlich alles gehen, wie es ging. „Meine Frau ist ja so praktisch,“ erzählte er seinen Patienten. „Es wird großartig, sag' ich Ihnen.“ Großartig wurde es auch. Das Grundstück an der Hubertusallee trug eine Villa im vornehmsten Stil. Die besten Künstler einer gärenden Geschmacksepoche wurden von Briggie beauftragt. Sie sprach nur noch von Empiremöbeln und Innenarchitektur, sie kaufte kostbare Gobelins und Bilder. Schließlich mußte sie selbst einsehen, daß sie sich verrechnet hatte. Ein Manko von achtzigtausend Mark war da, das nur mit Wollmanns Zustimmung gedeckt werden konnte. Plötzlich fürchtete Briggie ihren Mann. Es bestand die Gefahr,

daß er wieder seinem „Bock“ verfiel, einer unüberwindlichen Familieneigenschaft. Deshalb ging Briggie nach Beratung mit Loebson diplomatisch vor. Sie klagte Wollmann als Vorspiel die unbescheidenen Ansprüche der Kinder. Lou sei ganz aus dem Häuschen. Sie habe zwei Zimmer für sich allein verlangt. Ihr Schlafzimmer solle eine Rokokoeinrichtung bekommen, die am teuersten im ganzen Hause werde. Dergleichen habe sie bei Herta Simon, der Millionärstochter in der Königsallee, gesehen; die wolle sie wahrscheinlich kopieren. Sie sei zu anspruchsvoll. Ob denn ein Turnzimmer im amerikanischen Stil wirklich nötig sei? Wollmann zuckte die Achseln. Er wußte es nicht — Turnzimmer — ihn hatte man nicht gefragt. Lou sei ein verrücktes Frauenzimmer, knurrte er. Aber er wagte gegen die Wünsche seiner Tochter nicht mehr einzuschreiten. Im Grunde war er auch zu stolz auf ihre vorbildliche Eleganz. „Na Kurt, der Junge, ist doch wohl vernünftiger?“ fragte er schließlich gereizt.

Da wußte Briggie nicht zu klagen. „Kurt! Was soll denn Kurt verlangen? Der braucht ja außer dem Hause genug!“

„Na, es hapert doch irgendwo! Wo hapert's denn?“

Jetzt verlor Briggie ihre fremdartige Bescheidenheit. „Also, mit einem Wort — wir müssen noch achtzigtausend Mark geben!“

Wollmann sperrte Mund und Augen auf. „Achtzigtausend —? Ja, bist du denn — —?“

„Keine Szene bitte! Du sollst die Kalkulationen sehen! Es stimmt alles!“

„Aber woran liegt es denn, zum Donnerwetter?! Was fehlt denn noch?!“

„Die Automobilgarage! Wenn wir eine Automobilgarage haben sollen! Aber zu ändern ist das nicht mehr — sie haben sie schon eingebaut!“

Wollmann sprang auf. Jetzt kam sein Furor. „Blödsinn!! Kein Mensch hat eine Automobilgarage!! Wir haben ja noch gar kein Automobil!!“

„Aber wir w e r d e n eins haben!"
„Loebson!" Loebson war wieder Mittagsgast. „Was sagen Sie dazu? O, diese Weiber! Diese Weiber!"
Der Russe zuckte mit malitiösem Lächeln die Achseln. „Frau Briggie wünscht sich ein Automobil." Er dachte an die schnellere Verbindung zwischen Schöneberg und dem Grunewald.
„Außerdem bezahlen wir es vom Gelde meiner Mutter," sagte Briggie kalt.
Wollmann lief im Zimmer umher. „Diese Weiber! Diese Weiber! Ich rate Ihnen, Loebson — heiraten Sie nie!"

Neuntes Kapitel

Am Tage nach seiner bedeutungsvollen Begegnung mit Loebson hatte Heinrich Stern Peter Beckers Manuskript zu dem Generaldirektor der Polyhymnia gebracht. Daß der Russe ihn zwar aufs freundlichste empfing, aber keine Ahnung mehr hatte, was der kleine Geiger von ihm wollte, entmutigte diesen nicht. Heinrich Stern hatte bei all' seiner scheuen Verträumtheit eine zähe Energie, wenn es etwas durchzusetzen galt. Mit eindrucksvollen Worten schilderte er, was er brachte. Jetzt rief Loebson: „Ah! Jawohl! Ich danke Ihnen!" Dann aß er sein Frühstücksbrötchen, während der Geiger liebevoll das Paket öffnete. Mit fettigen Fingern griff der Russe in das Manuskript. „Penthesilea! Hm! Das kann ja interessant sein!" Nach diesen Worten warf er Peter Beckers sinfonische Dichtung in einen großen Schrank. „Nun kann der Nächste kommen, Krüger!" rief er dem Diener zu. „Ich danke Ihnen nochmals, liebster Stern! Ich werde mir die Sache anschauen! So bald als möglich! Addio!"

Heinrich empfahl sich und war von dem Ergebnis seines Besuches beglückt. Er schrieb es Peter noch an demselben Tage. Aber Wochen vergingen — Monate — Loebson schien nichts mehr von der Penthesilea zu wissen. Erst gespannt, dann enttäuscht, schließlich zornig wartete Heinrich. Er glaubte Loebson bei jeder Begegnung durch seine sehnsüchtig vorwurfsvollen Blicke zu mahnen. Aber der Russe sah nur, was er sehen wollte.

Plötzlich half sich Heinrich in seiner Ratlosigkeit selbst. Es kam ihm ein Gedanke, der psychologischen Zynismus zeigte. Das weltstädtische Leben hatte schon auf den stillen Pasewalker gewirkt. Er steckte sich hinter die einzige Person, die auf Loebson Eindruck machte, hinter Frau Briggie Wollmann. Daß sie Wert auf die Sympathie des sonst so gleichgültigen Geigers legte, hatte Heinrich schon gemerkt. Mit einer gewissen Herzlichkeit betrachtete ihn die Dame, sobald sie seiner ansichtig wurde. „Für was is was!“ hatte Onkel Lazarus in Pasewalk immer gesagt. Jetzt hatte Frau Wollmann Gelegenheit, sich Heinrich erkenntlich zu zeigen. Merkwürdig leicht machte sie es ihm. „Warum sind Sie bloß immer so traurig, lieber Herr Stern? 'n junger Mann, wie Sie, mit Ihrem Talent! Ihnen müßte doch die ganze Welt gehören!“

Heinrich schüttelte den Kopf. „Ach nein, gnädige Frau. Meine Welt ist mein Freund.“

„Gott, ist das rührend! Gibt es so was wirklich noch?“ Er mußte ihr von Peter Becker erzählen. Das Resultat war, daß Briggie es übernahm, Loebson zur sofortigen Lektüre der „Penthesilea“ zu veranlassen.

Bei der nächsten Probe schon winkte Loebson Heinrich heran. „Sie missen nicht denken, daß ich an Ihren Freund vergessen habe. Das gibt es bei mir nicht. Aber Sie wissen ja selbst: ich mißte mich vervierfachen, um durchzukommen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Kommen Sie heute nachmittag in meine Privatwohnung, Bayerischer Platz 7, und spielen Sie mir die ‚Penthesilea‘ vor. Aber nicht vor sechs Uhr bitte.“ —

Heinrich kam in einer Erregung zu Loebson, als ob es sich um sein eigenes Geschick handelte. Trotz seiner Benommenheit spürte er, daß der Zigarettenrauch in Loebsons Zimmer von einem Parfüm durchsetzt war, das er kannte. Aber darüber nachzudenken war jetzt keine Zeit. Er durfte sich sogleich an den Flügel setzen. Nach der Introduktion sagte Loebson: „Hm ... Ganz interessant." Als Heinrich den Schlachtchor der Amazonen gespielt hatte, flüsterte der Russe, in Zigarettenrauch gehüllt: „Weiter!" Das Liebesgespräch des Achill und der Königin ließ ihn im Zimmer umhergehen. Als aber das Sterben der Penthesilea verklungen war, trat Loebson an den Flügel und sagte: „Gratuliere. Verrickt, aber gut. Was soll man machen? Vielleicht fihr' ich's auf. Aber nicht, wie es da ist. So ist es unmöglich. Schicken Sie mir Herrn Becker."

Glückselig lief Heinrich davon. Doch erst in der Neuen Friedrichstraße kam es ihm zum Bewußtsein, daß das nicht so einfach war: „Schicken Sie mir Herrn Becker!" Herr Becker saß in Pasewalk. Sein Vormund war nicht Onkel Lazarus, der außer für Gummibänder auch für die Kunst etwas übrig hatte. Doktor Stanislaus Böhme, der Kreisphysikus mit der harten Schlächterphysiognomie, war Peter Beckers Vormund. Der glaubte nur an gutes Essen. Außerdem war er antisemitischer Parteimann und wies von vornherein jeden Einfluß aus Onkel Lazarus' Hause zurück. Heinrich schrieb an Peter. Es war ein Herzenserguß. Er schilderte dem Freunde, welchen Eindruck Andreas Loebson von der „Penthesilea" gehabt, welche Aussichten sich durch seinen Ruf nach Berlin eröffneten. Aber nach Heinrichs Art, die mitten in der Begeisterung zu trüber Reflexion kam, erwog er in seinem Briefe auch, was eigentlich Peters Sache war: den Entschluß, von der Heimat loszukommen, die kaum überwindlichen Schwierigkeiten, die sich Peter entgegenstellen würden.

Heinrich fürchtete, Peter herabgestimmt zu haben.

Er beruhigte sich durch eine für die Sache selbst zwecklose Aussprache mit Hulda und Fanni Wollmann. Aber er hatte in seiner Lebensferne nicht ermessen können, welche Wirkung die Nachricht aus Berlin auf den eingesperrten Pasewalker ausübte. Als Heinrich am nächsten Sonntag leise fiedelnd am Fenster stand, wurde plötzlich hinter ihm die Tür aufgerissen. Eine wohlbekannte Stimme rief: „Da sind wir! Heinz! Oller Junge! Was sagst du nu?"

Es war keine Täuschung. Peter Becker stand vor ihm, mitten in seinem Berliner Zimmer. Wie paßte er zur Sonne, die von draußen kam, wie brachte er sie mit! Nach einer stürmischen Umarmung fragte Heinrich halb betäubt: „Aber wie denn! Aber sage mir doch bloß —!"

Peter lachte laut. „Hast du am Ende deinen Brief vergessen? Fragst du mich, warum ich in Berlin bin?"

„Nein! Aber wie du es möglich gemacht hast! Ich weiß doch!"

„Na, ausgekratzt bin ich! Der dicke Stanislaus war mit seinen Schlächtermessern über Land gefahren — die Gelegenheit war günstig! Ich habe gewartet, bis Rieke bei den Gänsen war — dann hab' ich mein Kofferchen und meine Botanisiertrommel vom Boden geholt und bin hinterm Hause weg über die Kartoffelfelder gelaufen! Kein Mensch hat mich gesehen! Eben ging ein Zug! Weil ich noch nicht gefrühstückt hatte, konnt' ich mir auf'm Bahnhof noch 'n paar Spritzkuchen kaufen, bei Mutter Pehle! Die sind besser als die Angermünder, aber sie liegen mir noch wie Steine im Magen! Na schadt nichts! Ich bin wenigstens in Berlin!"

Allmählich erst glaubte Heinrich an keinen Spuk mehr. Er lachte und bekam Tränen in die Augen. Wie lange hatte er diese echte Pommernkehle nicht gehört. Als Peter Heinrich endlich lachen sah, lachte er noch lauter, faßte ihn um und tanzte mit ihm im Zimmer umher. — „Na ja! Na ja! Na ja!" rief

Heinrich atemlos. „Du machst eben alles! Ach, Gott sei Dank, daß du da bist! Jetzt lass' ich dich aber nicht mehr weg! Wie hast du denn bloß in dem kolossalen Berlin hierher gefunden?“

„Ich hab' ja 'n Plan! Von Papierhändler Ohlerich! Ohlerich mit de Abziehbilder! Wenn man 'n Plan hat, ist Berlin gar nicht so kolossal! Ich habe bloß 'n paarmal Krach gekriegt, weil der Plan so groß ist, und ich ihn immer an 'ner Häuserwand ausbreiten mußte! Dann wurde ich angeulkt, und das lass' ich mir nicht gefallen! Die Berliner haben ja 'ne Schnauze!“

Heinrich wischte sich die Augen. „Ja, freilich! Und hast du denn Geld? Entschuldige die Frage!“

„Natürlich hab' ich Geld! Mein Sparschwein! Da waren ja einundzwanzig Mark drin! Außerdem verklopp' ich meine Uhrkette! Hab' ich nie leiden können — so 'n dämliches Konfirmationsgeschenk!“

„Und wie lange willst du damit auskommen?“

„Na, so lange doch gewiß, bis ich aufgeführt werde! Dann verdien' ich ja Geld wie Heu! Ach, überhaupt — die Hauptsache ist: da sein! Wer da ist, bleibt oben!“

Jetzt schwindelte es Heinrich doch ein bißchen. Aber er mußte es einsehen — nur diese tolle Flucht hatte Peters Kommen ermöglicht. Mit Hilfe der gutherzigen Damen Wollmann brachte Heinrich den Freund unter. Hulda konnte zwar einem so typischen Germanen nicht ihr Herz öffnen, doch fügte sie sich, als Fanni von Peter entzückt war. Beim ersten Mittagessen am großen Pensionstisch aber merkte Heinrich seinem Freunde an, daß er sich nicht wohl fühlte. Als die Herren von der Börse in ihrer selbstsicheren Art das Gespräch beherrschten, wurde Peter blaß und still, sein blondes Haupt senkte sich, und das hübsche Gesicht verlor seine blühende Frische. Er wirkte wie verbannt. Er war eine Unmöglichkeit in diesem Kreise. Das kam Heinrich zum Bewußtsein. Es beschämte ihn plötzlich, wie lange auch er schon zwischen Geldmenschen gesessen hatte. Nach Tisch kam Peter auf ihn zu. „Du, komm mal mit!“

Heinrich folgte ihm in sein Zimmer. — „Du, soll ich nu wirklich hier bleiben?“

„Aber gewiß — befürchte doch nichts. Ich habe die Damen orientiert. Du hast hier Kredit, Peter, bis du mit Onkel Böhme einig bist.“

Peter schüttelte den Kopf. „Aber nein doch — das ist es ja nicht! Ich bin ja kolossal dankbar. Die Damen sind nobel, rührend geradezu. Werde ich ihnen nie vergessen. Aber offen gestanden — ich halt' es hier nicht aus, Heinz. Nimmst du mir's übel? Wenn ich daran denke — jeden Tag diese Jobber! Ich interessier' mich weder für Kurse, noch für Klatsch. Ich bin schon in Pasewalk solchen Leuten davongelaufen — soll ich mich in Berlin an ihren Tisch setzen?“

Heinrich schüttelte den Kopf. „Ich habe mir's schon gedacht. Aber wie willst du wo anders durchkommen? Ich habe nichts, und Onkel Böhme wird dich sicherlich aushungern. Jawohl, das tut er, Peter.“

Peter fuhr sich durch die blonde Mähne. „Stanislaus soll machen, was er Lust hat!“ rief er, nervös lachend. „Ich bin mit ihm fertig — er soll es selbstverständlich auch mit mir sein! Aber ich bin nach Berlin gekommen, um die große Welt zu finden! Verstehst du mich nicht, Heinz? Mach' dir keine Sorge! Ich rede mit den Damen und eise mich los! Im übrigen weiß ich schon eine andre Pension, wo es besser für mich ist!“

„Woher weißt du sie denn?“

„Ach, ich habe auf der Fahrt hierher eine Dame kennen gelernt — kolossal interessante Frau. Die wohnt da. Die hat sie mir empfohlen. Aber ich wollte ja selbstverständlich erst zu dir.“

Peter war nicht zu halten. Heinrich sah ihn an demselben Nachmittag schon mit seinem geflickten Handkoffer und seiner grünen Botanisiertrommel losziehen. Fanni blickte ihm betrübt nach. Hulda aber zog die Schultern hoch und meinte: „Es ist doch besser so, lieber Heinrich.“

Dieser schwieg; auch er war jetzt seinem ersten

Berliner Heim etwas entfremdet. Doch er konnte nicht behaupten, daß Peters neue Pension in der Lützowstraße das ersehnte Obdach bot. Hier fehlte das, was die Schwestern Wollmann schenkten. Nichts erinnerte den Heimatlosen an das Verlorene. In der „Pension moderne“ war alles käuflich und lieblos. Peter stieß sich nicht daran und wurde nicht einmal durch Frau Krüger-Laporte, die etwas unheimliche Pensionsmutter, zurückgeschreckt. Er behauptete, daß er hier frei sei, in einer neutralen Umgebung. Außerdem merkte Heinrich, daß jene Reisegefährtin die eigentliche Anziehungskraft der „Pension moderne“ war. Er sah sie nur einmal vorübergehen und fühlte etwas Imposantes, aber auch etwas Abstoßendes. Peter konnte er sich unmöglich neben dieser Frau denken. Dabei schien sie seine bedrohte Lage in der Pension zu schützen. Dies alles beunruhigte Heinrich. Es drängte ihn, den eigentlichen Weg seines Freundes in Berlin zu beschleunigen. Möglichst bald sollte Peter Loebson besuchen. Aber der Komponist behandelte den großen Zweck seiner Reise mit unbegreiflicher Nachlässigkeit.

„Ach, weißt du, Heinz — du seelenguter Kerl — mir geht es komisch damit! Lass' mir noch Zeit! Ich kann noch nicht zu dem Gewaltigen gehen! Der Bonze stört mir meinen Traum! Versteh mich um Gottes willen nicht falsch, Heinz! Es ist für mich von größtem Wert! Es muß ja prachtvoll gewesen sein, wie du ihm die Penthesilea vorgespielt hast! Hätt' ich dir gar nicht zugetraut, du sanfter Geigenengel! Aber laß gut sein! Ich will jetzt was andres machen! Das ist es! Ich muß vor allen Dingen wissen, was Berlin bedeutet! Verschaff' mir die ‚Arbeit‘ von Rossi! Oder lass' es lieber — ich will mich nicht von fremden Leuten umschmeißen lassen!“

„Loebson erwartet dich, Peter.“

„Meinst du wirklich? Hat der Mann nicht andre Leute zu erwarten? Sieh mal — mir ist bei der Penthesilea nicht mehr wohl! Hier nicht, Heinz! Nächste

Woche geh' ich selbstverständlich zu Loebson! Bis dahin werde ich mich schriftlich entschuldigen! Vor allen Dingen muß ich jetzt die Stadtbahnfahrt um Berlin 'rum machen, und dann muß ich noch mal ins Kupferstichkabinett zu Klinger! Mensch, die Brahmsphantasie! Das ist ja nicht zu glauben!"

Heinrich saß in einem Schaukelstuhl des Pensionszimmers und sah den Freund umhergehen. Wieder übermannte ihn das Wesen dieses Menschen. Germanische Urkraft blühte aus ihm, das unbekümmerte, lachende Heldentum. Er lebte, lebte wirklich — wo blieben da Ehrgeiz und Sorge? Nie war Heinrich Peters Sieg so sicher gewesen. Aber er hielt sich soviel als möglich in seiner Nähe. Sogar einige Fahrten durchs Berliner Nachtleben machte er mit. Doch er hatte nichts davon. Wo es für ihn problematisch wurde, griff Peter zu. Aber auch Peter kam nicht zum unmittelbaren Vergnügen, weil er Heinrichs Ernst neben sich hatte. Außerdem fand er das ganze Gewimmel geschmacklos. Er behauptete, so lange ihm nicht ein Weib begegne, das in keinem Winkel seines Herzens an Bezahlung denke, sei Berlin ein kleineres Nest als Pasewalk. Er glaube noch an dieses Weib — er glaube überhaupt an das Kommende, Große, das mit eherner Faust den ganzen Milbenkram zusammenschlage. Jenseits von Feilheit und Häßlichkeit — wahrhafte Weltstadt mit Weltbürgern. Heinrich nickte eifrig und freute sich, daß die verlangenden Augen des Lasters wirkungslos auf seinen Peter blickten.

Aber dieser hochgemute Rausch war nicht lange aufrecht zu erhalten. Peter hatte kein Geld mehr. Noch gab Frau Krüger-Laporte Kredit, doch Onkel Böhme in Pasewalk, an den sich Peter nun doch hatte wenden müssen, schickte ein kategorisches Nein. „Er ziehe die Hand von dem Undankbaren." Mit der Heimat war also gebrochen — was nun? Da gelang es Heinrich endlich, seinen Freund zu Andreas Loebson zu führen. Er ließ ihn mit dem Generaldirektor allein.

Loebson erinnerte sich zwar erst allmählich an Peter, zeigte sich aber durch die Saumseligkeit des jungen Mannes so gekränkt, als ob er ihn täglich erwartet hätte. Peter gelang es, ihn umzustimmen. Loebson betrachtete ihn aufmerksam. Das war wirklich ein Kerl. Er studierte Peters ungewöhnliche Erscheinung, als ob er ein ideelles Kapital in ihm sähe.

„Herr Stern hat Ihnen gewiß erzählt, daß Ihre ‚Penthesilea' mich sehr interessiert hat. Ich möchte sie unter der Bedingung aufführen, daß Sie sich zu einer Umarbeitung entschließen."

Peter errötete. „Darf ich fragen, um was es sich handelt, Herr Generaldirektor?"

Loebson lächelte. „Selbstverständlich. Wir müssen uns darüber einigen." Er streifte Peters abgerissene Kleidung mit einem Blick, ging dann zum Flügel und entwickelte ihm seine Wünsche. Peters zweite Antwort überraschte ihn vollkommen. Dieser junge Mensch stand mit gerunzelter Stirn und sagte, er müsse erst seine persönliche Erkenntnis abwarten, bevor er eine abgeschlossene Sache wieder anpacke. Loebson fühlte, daß diese Antwort künstlerisch war — trotzdem sagte er pikiert: „Bitte, ganz wie Sie wünschen. Um eine baldige Entscheidung muß ich Sie aber bitten. Mein Arbeitsprogramm für diese Saison ist vollständig fertig. Ihnen liegt doch gewiß daran, noch in dieser Saison aufgeführt zu werden. Das wird aber nur möglich sein, wenn ich in acht Tagen die definitive Fassung des Werkes habe."

Peter machte den Eindruck eines Bauernkandidaten, der im Examen saß. Doch was er gesagt hatte, blieb bestehen. Als Loebson schon ärgerlich an verstockten Hochmut glaubte, wurde er durch die innige Dankbarkeit überrascht, mit der sich der junge Mann verabschiedete. Keinerlei Enttäuschung war ihm anzumerken, nur Gehobenheit und Zuversicht. „Haltung hat er," dachte Loebson. „Der Schlingel geht, als ob er Zentner in den Taschen hätte und doch federleicht wäre." —

Heinrich kannte Peter zu gut, um in seinen Kampf einzugreifen. Er sah ihn ringen, hörte aber kein Geständnis. Plötzlich, kurz vor dem Ablauf von Loebsons Frist, sagte Peter: „Es geht nicht ... Was Loebson will, ist auch was Gutes, aber was andres. Merkwürdig — die Leute in Berlin scheinen bloß immer auf Sachen zu warten, wie sie geworden sind. Wenn sie sie aber kriegen, sollen die Sachen so sein, wie sie sie erwartet haben."

„Ist das nicht übertrieben, Peter?" wagte Heinrich einzuwerfen. „Du hast mir ja Loebsons Wünsche nur angedeutet, aber —"

„Laß mich in Ruhe, Heinz! Ich weiß, warum du zu einem Kompromiß rätst! Man soll für den Magen sorgen, nicht wahr? Für die verfluchte, stumpfsinnige Seßhaftigkeit? Berühmter Mann in Zipfelmütze und Pantoffeln! Wenn ich das will, kann ich auch Noten abschreiben!"

Traurig sah Heinrich dem Wütenden nach. Nun setzte Peter den pommerschen Dickkopf auf — nun war nichts mehr zu machen. Bald merkte aber Heinrich auch, daß es einen Einfluß gab, der Peter in seinem Trotz bestärkte. Am nächsten Tage ließ sich der Freund nicht von ihm sprechen, und Frau Krüger-Laporte teilte Heinrich lächelnd mit, daß Herr Becker natürlich bei Frau Lydia Schlagintweit sei. Dahin begebe er sich immer in übler Laune. Frau Lydia Schlagintweit war jene Reisegefährtin, die Peter die „Pension moderne" empfohlen hatte. Immer wieder hatte er von ihr geschwärmt. Heinrich mußte von dieser nicht mehr jungen Provinzschauspielerin das Bild einer verbannten Königin haben. „Lydia" — Peter nannte sie immer nur Lydia — „hat den Stil, den ich meine! Lydia geht mit jedem Schritt ins große, freie Land! Verstehst du mich, Heinz? Laß sie in Bettlerlumpen gehen — die Leute werden doch stehen bleiben und den Hut abnehmen! Hast du ihre Stimme schon gehört?"

Heinrich nickte, doch er ließ sich nicht anmerken, daß diese metallische, seelenlos klingende Stimme ihm unangenehm war.

„Wie aus einem Nietzsche- oder Klingerwerk — nicht wahr!?“ fuhr Peter fort. „Ihre gewaltige Auffassung erstreckt sich bis auf die kleinsten und jämmerlichsten Dinge des Lebens! Dabei ist dieser Adelsmensch tief unglücklich! Die unglaublichsten Leiden haben sie dazu gemacht, was sie ist! Denk dir, Heinz — sie ist verheiratet, aber sie lebt von ihrem Mann getrennt! Der Kerl ist nicht wert, ihr die Schuhriemen zu lösen! Jetzt ist er Gesangskomiker in Rostock! Sie war dort mit ihm engagiert! Sie hat mit ihm gehungert, Mensch! Sie hat ihm drei Kinder geboren! Aber er sumpft mit andern Weibern! Genug! Kein Wort mehr von dem Halunken! Nur ihre Kinder will sie wiederhaben! Wenn sie die hat, ist sie glücklich! Ach, Heinz, das ist ein Weib!“

Heinrich ließ sich umarmen. Tiefe Sorge aber beschlich ihn, daß Peter der Theaterdame sein Herz schenken könnte. Heinrich kannte keine Theaterdamen, doch er mißbilligte sie. Nun glaubte er gewiß zu sein, daß Lydia Schlagintweit Peters Trotz Loebson gegenüber bestärkte.

Nach der nächsten Probe rief der Generaldirektor Heinrich Stern in sein Bureau hinauf. Er schien ärgerlich zu sein und reichte dem Geiger statt aller Worte einen Brief. Heinrich las, was Peter an Loebson geschrieben hatte. Es war das prachtvolle Bekenntnis seiner kämpfenden Künstlerseele. Es sagte, daß Peter den Gedanken an eine Umarbeitung der „Penthesilea“ fallen lassen müsse. Sie wachse nicht aus ihm und könne darum keine Früchte tragen. Loebson sah, daß Heinrich von dem Brief ergriffen war. „Verstehen Sie Ihren Freund?“ fragte er ziemlich schroff. „Ich nicht! Ist sich Herr Becker dariber klar, was eine Auffihrung in der ‚Polihimnia‘ für ihn bedeutet?“

Heinrich senkte den Kopf. „Das ist er wohl sicher, Herr Generaldirektor.“

„Es scheint doch nicht! Sonst wirde er sich nicht so terricht benehmen! Ich will doch sein Bestes! Er verscherzt sich die greßte Gelegenheit! Solche Verstocktheit ist mir noch nicht vorgekommen! Sagten Sie mir nicht, daß der Mann nichts zu essen hat? Er wird in Berlin zugrunde gehen, wenn er es so weiter treibt! Oder halten S i e ihn iber Wasser?"

„Ich habe ja selbst nichts, Herr Generaldirektor."

Heinrichs Ratlosigkeit schien dem Russen leid zu tun. Er sprach noch eine Weile über Peter, als fühlte er eine künstlerische Verpflichtung dazu.. Schließlich preßte Heinrich das Geständnis heraus, daß man unbedingt eine Existenz für Peter schaffen müsse. Er sei sonst in der größten Gefahr. Heinrich habe an eine Lehrtätigkeit in der „Polyhymnia" gedacht. Wenn das Gehalt auch bescheiden sei ...

Loebson unterbrach ihn schnell: „In ein Konservatorium können wir Ihren Freund nicht stecken! Das ist keine Schulmeisternatur! Aber glauben Sie, daß er Privatstunden ibernehmen wirde? Natirlich ganz besondere, für ihn passende?"

„Dafür wär' er Ihnen gewiß unendlich dankbar, Herr Generaldirektor!"

„Ich weiß nämlich etwas. In einem Hause, wo er nicht nur in kinstlerischer, sondern auch in menschlicher Beziehung einen Halt fände. Das erscheint mir nämlich als das Allerwichtigste. Er muß Boden unter den Fißen haben."

„Das wäre sicher vom größten Nutzen für ihn. Darf ich fragen, welches Haus Herr Generaldirektor meinen?"

„Sie kennen es sehr gut, obwohl Sie es sträflich vernachlässigen. Ich meine die Familie Wollmann. Lou, die Tochter, ist ein großes musikalisches Talent. Man sucht einen Kompositions- und Klavierlehrer fir sie. Ich habe Frau Doktor Wollmann gestern von Ihrem Freunde erzählt. Sie interessiert sich ja schon lange fir ihn. Wenn Herr Becker sich also vorstellen will, wird er offene Tiren finden."

Heinrich dankte Loebson mit einem Überschwang, der aus seiner Verlegenheit stammte. Er wollte nur rasch fortkommen. Wirklich — solch künstlerischer und menschlicher Halt, wie Loebson sagte — das war es, was er Peter in Berlin gewünscht hatte. Wenn es nur nicht — ja, wenn es nur nicht wieder das Haus Wollmann gewesen wäre! In Heinrich lebte es auf, was ihn selbst so lange von der gastfreien Familie ferngehalten hatte. Er dachte mit Schrecken an jenes Mittagessen mit dem Gewirr geheimer Kämpfe und Pietätlosigkeiten. Durfte er Peter da hineinlassen? Peter Becker in dieses Milieu, von dem er keine Ahnung hatte, das vielleicht sehr reizvoll auf ihn wirkte?

Aber was war zu tun? Wenn Peter, durch ihn beeinflußt, auch diese Förderung Loebsons ablehnte, war alles vorbei. Dann rächte sich der Russe. Dann lebte Peter in Berlin und konnte nicht zu denen gelangen, die über Berlin herrschten. Drüben aber lockte alles Große und Zukunftsvolle. Seine Verantwortung lastete schwer auf Heinrich. Lange durfte er nicht mehr zögern, um Loebsons Gunst nicht völlig zu verscherzen.

Als er sich endlich Peter näherte, um das entscheidende Gespräch herbeizuführen, fand er ihn noch unzugänglicher, als sonst. Gewiß glaubte Peter, daß Heinrich ihn nochmals wegen der Penthesilea gefügig machen wollte. Aber bald mußte dieser merken, daß Peter überhaupt nicht zuhörte. Plötzlich sprang der Komponist auf und rief: „Ich befreie sie!"

„Wen, Peter?"

„Ach, entschuldige, du weißt wohl gar nicht, von wem ich rede? Natürlich von ihr! Von Lydia! Ich muß sie befreien, du!" Er packte die Hände des erschrockenen Heinrich: „Stell dir vor, Mensch — kannst du diesen Jammer ermessen? Hast du 'ne Ahnung, wie dieses Weib leidet? Er gibt ihr die Kinder nicht! Er widersetzt sich der Scheidung! Dieser Hanswurst in Rostock! Aber sie kann ihm hundertfachen Ehebruch nachweisen! Und dann, lieber Heinz — dann heirate i ch sie!"

Heinrich wäre fast auf den Rücken gefallen. „Du, Peter? Du — diese Frau?"

Peter sah ihm groß ins Gesicht. „Wie meinst du das?" fragte er fast drohend.

Heinrich wich ein wenig zurück. „Ich kann mir das unmöglich vorstellen," stammelte er. „Du bist noch so jung, und deine Freundin ist — sagtest du mir nicht sechsunddreißig? Zwölf Jahre älter als du, Peter! Und drei Kinder hat sie! Und sicher kein Geld! Wie willst du durchs Leben kommen? Wo du selbst noch um deine Existenz zu kämpfen hast?"

Peter ging mit großen Schritten im Zimmer umher. „Eigentlich müßte ich jetzt das Tischtuch zwischen uns zerschneiden! Aber du meinst es zu gut! Es ist eben die alte Geschichte! Du bist nur in der Kunst kein Philister!"

„Glaubst du, daß ich als Philister spreche?! Ich spreche als Künstler! Ich will dich als Künstler nicht zugrunde gehen lassen!" Heinrich rief es mit seiner dünnen Stimme markig und laut. Jetzt wurde auch er wütend.

Peter sah ihn betroffen an. Dann umfaßte er ihn. „Nein, Junge, nein! Ich kenn' dich ja! Aber du kennst *sie* nicht! Ich habe ihr mein Wort gegeben! Ich verlasse sie nicht! Mein Schicksal hängt mit ihr zusammen!"

Peter lief wieder davon. Heinrich hatte ihm nichts von Loebsons Vorschlag sagen können. Doch als er abends, von schwerer Sorge beladen, in seinem kleinen Zimmer umherwanderte, klopfte es plötzlich, und Peter trat ein. Erschrocken sah Heinrich, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Zunächst kam eine stumme Umarmung, dann — Heinrich hätte es nie für möglich gehalten — schluchzte Peter, das Gesicht an seiner Schulter bergend. Dieser Sohn des Lichtes, dieser Jüngling aus Germaniens Träumen weinte.

„Was ist denn geschehen? Was hast du?" bat Heinrich.

Nun heulte Peter laut. „Dies Weib! Dies Weib! Wer hätte das geahnt! Ich kann es noch immer nicht fassen!“

„Aber sage mir doch —!“

„Sie hat mich preisgegeben! Heinz! Sie hat mich preisgegeben!!“

„Dann war sie deiner nicht wert!“

„Ach, Gott — ich habe mich ja immer bloß am Saum ihres Kleides gefühlt! Gestern noch waren wir ganz einig! Ein Bündnis, sag' ich dir — nicht umzuschmeißen! Sie hat einen Meineid geschworen beim Haupt ihrer Kinder! Diese Bestie!!“

„Beruhige dich doch — erzähle mir —“

Heinrich schöpfte Hoffnung, denn er dachte nur an Loebsons Vorschlag. — Peter erschlaffte nach seinem Ausbruch. Eine Weile saß er, den Kopf in die Hände gepreßt. „Laß sein — erlaß es mir,“ flüsterte er dann. „Der Hanswurst aus Rostock ist bei ihr gewesen. Plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht, ist er aufgetaucht und hat sie 'rumgekriegt. Sein Geschwätz genügte, um dieses Weib von ihrer Höhe in die Pfütze zu reißen. Sie kriecht unter. Der Kinder wegen! Aber es ist ihr persönlicher Bankerott. Sie hat mir ihren großen Willen nur vorgetäuscht. Ich werde sie nicht wiedersehen, Heinz.“ Die letzten Worte sagte Peter mit einem so innig leidenden Ausdruck, daß Heinrich tief erschüttert war. Sein Anblick gab Peter die Fassung wieder.

Sie saßen eine Weile stumm beisammen. Dann fand Heinrich das rechte Wort: „Also laß sie hinter dir ... Laß sie vergangen sein, Peter ... Wir können ja nichts für unsre Irrtümer.“

Von Loebsons Vorschlag wagte Heinrich heute nicht zu sprechen. Auch in den nächsten Tagen mußte es dabei bleiben, daß Peter als seelischer Rekonvaleszent geschont wurde. Er wohnte nun doch bei den mitleidigen Schwestern Wollmann. Als die Freunde aber an einem wunderbar klaren Herbstnachmittag durch den Grunewald wanderten, brach Peter plötzlich

das dumpfe Schweigen. Sein Lebenstrotz suchte Aktivität — das weiche Sinnen Heinrichs konnte ihm nicht mehr helfen. Was nun eigentlich geschehen solle, fragte er fast ingrimmig. Allmählich sei er in Berlin vor dem Hungertode angelangt. Mit seinen Muskeln komme es ihm nicht darauf an, Straßen zu pflastern. Nur geschehen müsse etwas. Heinrich brauchte die Gefahr des Hungertodes nicht ganz ernst zu nehmen, denn Peter kam eben vom Mittagstisch der Damen Wollmann. Aber die Gelegenheit, ihn für Loebsons Vorschlag zu gewinnen, ließ er nicht vorüber. Noch einmal tauchten seine Bedenken gegen das Haus im Grunewald auf. Doch als er eben damit kämpfte, rannte er an einer Straßenecke gegen ein weiß gekleidetes, junges Mädchen. Die Tennisspielerin lachte erschrocken. Heinrich kam an Lou Wollmann nicht vorüber.

„Wie geht's Ihnen denn?“ fragte sie. „Ich dachte, Sie wären längst gestorben!“ — Heinrich stotterte eine sinnlose Entschuldigung und stellte Peter vor. Da man bald darauf vor der Villa Wollmann stand, erfolgte rasch die Verabschiedung.

„Wie findest du das Mädchen?“ fragte Heinrich nach einem Schweigen.

Peters Gesicht war verjüngt; sein schweres Erlebnis schien wie ein Traum von ihm genommen zu sein. „Die ist ja fabelhaft!“ sagte er, tief atmend.

„Ja, ja. Ein interessantes Wesen.“

„Interessant? Ich bitte dich! Das ist ein Menschenfrühling! Das ist Leben! Das ist Welthumor! Das ist überhaupt das entzückendste Mädel, das ich bis jetzt gesehen habe!“

Nach diesem elementaren Urteil konnte Heinrich nicht länger schweigen. Er kam, was das Wollmannsche Haus betraf, zu keiner Warnung. Peter wollte nur von Lou hören. So hatte der Lehrer seine Schülerin gefunden. Er besuchte Loebson diesmal schon am nächsten Tage und sagte in fröhlicher Dankbarkeit zu.

Zehntes Kapitel

Heinrich wartete in verantwortungsvoller Spannung auf Peter, als dieser von seinem ersten Besuch im Hause Wollmann zurückkehrte. In einem Café an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche hatten sie sich verabredet. Heinrich sah immer wieder aus der Ostseezeitung auf und zur Tür hin — er wollte das Eintreten Peters nicht versäumen. Zum ersten Male regte sich der Verdacht in ihm, daß sein Freund eine Maske mitbringen würde. Er wollte die unbelauschten Gedanken auf Peters Miene sehen. Aber beschämt sah er, daß dieser wie sonst kam. Nicht ganz so frei und guter Dinge — aber das war Heinrich ein Beweis, daß Peter nicht maskiert war. Der Freund setzte sich zu ihm und schwieg eine Weile. Nachdem er seinen Kaffee ausgetrunken und immer wieder einen kühn gezeichneten Mädchenakt in der „Jugend" betrachtet hatte, sagte er: „Ja, ja, lieber Sohn. Das sind schon kolossal merkwürdige Leute."

„Wen hast du gesprochen?"

Peter fuhr sich über die blonde Mähne, dann erwiderte er errötend: „Zuerst wieder das Mädel." Er lächelte vor sich hin. „Es war ganz merkwürdig. Ich verlief mich, wie immer, und kam in den Garten. Auf dem Rasen saß Lou und spielte mit zwei jungen Hunden. Ich sage dir, das war ein Bild! ... Sie ist ein Stück Natur. Sie hat das absolut Triebhafte, wie so 'n junger Teckel. Bloß daß sie nicht so tollpatschig ist. Sie hat eine Grazie ..."

„Führte sie dich zur Mutter?"

„Ja, zum Vater auch. Ich kam natürlich zur unpassendsten Zeit. Du hast dich geirrt, lieber Sohn. Die Familie saß noch bei Tisch."

„Wie ist das möglich? Sie haben doch früher um zwei gegessen?“

„Jetzt haben sie englische Tischzeit. Des Doktors wegen. Ich mußte mich dazu setzen.“

„Um Gottes willen ...“

Peter sah in Erinnerung verloren vor sich hin. Dann schlug er sich plötzlich lachend aufs Knie. „Sind das komische Menschen! Aber famos! Ich bin also engagiert. Ich gebe der Lou zweimal in der Woche Kompositions- und Klavierunterricht. Die Bezahlung ist unglaublich. Ich wollte erst opponieren, aber Loebson winkte mir energisch ab. Er ist doch ein netter Kerl. Ich glaube, er interessiert sich wirklich für mich.“ —

Am nächsten Sonntag waren die beiden Freunde im Hause Wollmann Mittagsgäste. Heinrich hatte Peters wegen zugesagt — er glaubte jetzt in seiner Nähe bleiben zu müssen. Es war ein schöner, klarer Oktobertag. Außer Andreas Loebson traf man auch Artur Rossi und seine Frau. Der dicke Hans Larisch erschien ohne die Geborene von Lippert, die eben ihr fünftes Kind erwartete. Herr Joseph Süß, Konzertagent, der sein Geschäft nach dem Erfolge der „Polyhymnia“ vergrößert hatte und sich „Herr Direktor“ titulieren ließ, war auch anwesend. Sobald er gehört, daß Peter Becker ein junger, talentvoller Komponist sei, richtete er einige gönnerhafte Bemerkungen an ihn, mit der merkbaren Vorsicht, sich zu nichts zu verpflichten. Briggie hatte es sofort ihrem Bruder erzählt, wie vorzüglich sich der junge Mann Loebson gegenüber verhalten habe. Nun sei er, zum Lohn klang es beinahe, der Lehrer Lous geworden. Auch Herrn Süß informierte sie, aber die Wirkung auf den Agenten war seltsam. Sobald er gehört hatte, daß dieser blutjunge Anfänger sich gegen die Umarbeitung seines Werkes für die „Polyhymnia“ sträube, warf er ihm mißtrauische Blicke zu, als ob ein gemeingefährlicher Mensch an der Wollmannschen Tafel säße. Herr Süß begriff nur die

nützlichen Gesinnungen, doch er war gewandt genug, um auch den Nutzen der Verrücktheit einzusehen.

Peter blieb bei Tisch verlegen und still. Artur Rossi, der ihm gegenüber saß, beschäftigte ihn vollständig. Er hatte einen tiefen Genuß davon, diesen prachtvollen Kopf zu betrachten, aber es schmerzte ihn, daß er selbst für den Meister Luft blieb. Dabei hatte Peter gehört, daß Frau Wollmann Rossi von ihm erzählt hatte. Freilich erzählte sie fortwährend, so daß der verträumte große Mann nur die Hälfte in sich aufnehmen konnte. Artur Rossi war in der Zeit seines Ruhmes bequemer geworden. Wenn er bei den Wollmanns war, aß und trank er gemächlich und ließ das Bächlein neben sich herplätschern. Seine Frau machte einen viel unruhigeren Eindruck. Ihr Wesen war leidend und still, sie beobachtete Peter, als ob er ihr am besten von allen gefiele. Während Kurt in seiner Weise schwatzte, saß Lou mit einem undurchdringlichen Gesicht, dunkle Lockenbüschel über den Ohren, da. Sie schien nur zuzuhören. Von Zeit zu Zeit warf sie einen schnellen Blick auf Peter Becker. Sie bemerkte, daß ihr Lehrer von Rossis Anblick bezaubert war — mit ihr hatte er sich noch kaum beschäftigt. Plötzlich schlug Lou mit der Hand auf den Tisch. „Ich finde es heute mordsmäßig langweilig!“ rief sie ziemlich laut. Es waren ihre ersten Worte. Man blickte auf sie und lachte. Auch Rossi warf ihr einen heiteren, fast zustimmenden Blick zu.

„Geh du zu deinen Teckeln, wenn es dir da interessanter ist!“ rief Wollmann humoristisch böse.

„Nee, Vater! Erst ess' ich Eis!“ erklärte Lou und lachte Peter mit ihren weißen Zähnen an. Dieser war nun von Rossi abgelenkt.

Als man nach Tisch in den Garten hinausging, schritt Peter an Rossi, der eine verlegene Bewegung machte, als ob er ihn ansprechen wollte, vorüber. Auch Heinrich, der mit Mathilde Weigel sprach, suchte Peter nicht auf. Er fand Lou bei ihren jungen Hunden.

Das kindische Spiel mit den quabbligen Geschöpfen wurde Peter zuwider. Doch Lou beachtete ihn nicht. Sie lag auf dem Bauch und zerrte an den weichen Ohren der Teckel oder ließ sich von den zahnlosen Mäulchen beißen. Schließlich wurde Peter grob. Da schnellte Lou empor und lachte ihm toll ins Gesicht. Peter sah sich erschrocken nach den Gästen um. Niemand war in der Nähe. Als er sich wieder zu seiner Schülerin wandte, kniete Lou vor ihm und faltete mit einem Schelmengesicht die Hände: „Ich will's nicht wiedertun, Herr Lehrer! Bitte, Bitte! Verzeihen Sie auch Herrn Ludi und Frau Schnudi!“ Sie versuchte den kleinen Teckeln die Vorderpfoten zu falten.

Plötzlich hörte Peter Briggies rauhes Gelächter hinter sich. „Was treibt denn die Kleine? Ist das nicht ein komisches Mädchen, Herr Becker? Du bist wirklich noch 'n reines Kind, Lou! Kümmern Sie sich gar nicht drum, Herr Becker! Sie hat mal die Zunge rausgesteckt, als ein Ministerialdirektor hinter ihr stand und ihr die Backe streichelte! In 'ner großen Gesellschaft! Was sagen Sie dazu?“ Peter hatte diese Anekdote schon bei seinem ersten Besuch gehört. Aber er lachte aus Höflichkeit, als ob sie ihm neu wäre. „Hier, wo Sie stehen,“ sagte jetzt Briggie, mit dem Hacken ihres Lackschuhs auf die Erde schlagend, „da lass' ich im Winter große Bäume einsetzen. Der Garten ist mir viel zu armselig. Wir müssen im nächsten Sommer richtigen Schatten haben.“

„Aber das werden wohl nur ganz junge Bäume sein, die sich hier einsetzen lassen, gnädige Frau,“ meinte das Landkind Peter.

„Wieso? Ich bestell' mir bei einem Potsdamer Hofgärtner fünfzigjährige Kastanien und Linden. Die werden mit Frostballen gebracht.“

„Ja, ja — aber wird das gehen? Werden die hier Wurzel fassen? Fünfzigjährige Bäume?“

„Selbstverständlich! Sie müssen halt!“ Briggie drehte sich lachend auf ihrem Absatz herum.

„Alles geht, wenn der nötige Draht vorhanden ist,“ sagte der dicke Hans Larisch, mit einer köstlich duftenden Havana herantretend. Er war der einzige Gast, der Peter nicht sympathisch war. Daß Loebson in diesem Hause verwöhnt wurde, begriff Peter. Der Russe war zum Verwöhnen geschaffen. Aber das Umschmeicheln und Füttern dieses korpulenten Kritikers war ihm, auch Briggies Schwesterliebe abgerechnet, unausstehlich.

„Herr Becker wird uns nachher was vorspielen,“ sagte Briggie, die keine Gelegenheit, ihre Gäste anzupreisen, vorüberließ. „Er ist auch Komponist — er hat eine große sinfonische Dichtung geschrieben.“

„Jawohl, jawohl,“ brummte Hans. „Das hast du mir schon dreimal erzählt. Wie bekommt Ihnen denn der Unterricht meiner geliebten Nichte, Herr Becker?“

Lou klatschte ihrem Onkel auf die umfangreiche Hinterseite, dann lief sie davon. Peter schwieg verlegen. Er ärgerte sich, daß Briggie sein ihr völlig unbekanntes Werk vor dem Kritiker erwähnt hatte. Er wollte von Hans Larisch nicht protegiert werden. Als dieser mit seiner wohlmeinenden Taktlosigkeit abprallte, sah er den jungen Komponisten erstaunt von der Seite an. „Dir komm' ich auch nicht noch mal,“ las man auf seiner geröteten Miene.

Jetzt kehrten die Gäste in das Haus zurück. Der Tee wurde eingenommen, und der musikalische Teil des Sonntags begann. Peter hatte versprochen, mit Lou vierhändig zu spielen. Fast verzagte er jetzt bei dem Gedanken. Er fuhr nervös zusammen, als Kurt plötzlich mit seiner musikfremden Stimme dazwischenrief: „Ne, Kinder, das könnt ihr nicht von mir verlangen! Ich gehe pokern! Ich kapier' ja doch bloß: Is denn kein Stuhl da für meine Hulda! Addio! Amüsiert euch gut!“ Er winkte mit seiner schlaffen Hand und ging. Wollmann schimpfte hinter ihm her: „Idiot! Banause!“ Doch Briggie fuhr ihn ärgerlich an: „Laß doch das! Es paßt sich doch nicht, auf solch großen Jungen so zu

schimpfen! Er interessiert sich eben nicht für Musik! Ob du nicht auch lieber Karten spielen würdest?"

„Oho! Was sagen Sie dazu, Loebson? Man wird doch hoffentlich wissen, daß i ch mich zu jeder Zeit für Musik interessiere!" Wollmann wandte sich, Zustimmung erwartend, an den Russen. Der aber lächelte nur und schwieg.

Peter spielte mit Lou ein sinfonisches Fragment. Es war seine einzige Berliner Arbeit bisher. Er vergriff sich oft, da ihn die Anwesenheit Rossis verwirrte. Als er geendet hatte und Wollmanns dröhnendes Händeklatschen über sich ergehen ließ, merkte er nicht, daß Rossi langsam hinter ihn getreten war. Erst als er die bekannte, etwas nasale Stimme hörte, sah er erschrocken zu dem Meister auf.

„Das Stück ist sehr interessant," sagte Rossi, an Peter vorbei in die Noten blickend. „Wird es denn nicht aufgeführt?"

„Nein, Herr Rossi, ich lasse noch nichts von mir spielen! Ich möchte noch ein bißchen warten!" Peter platzte mit dieser Antwort heraus und richtete seinen leuchtenden Blick auf Rossi. Lou saß neben ihm und ließ ihre unruhigen Augen von ihm zu dem Meister gleiten. „Nachher kommt alles auf einmal, und dann liegen sie platt, die Bonzen!" So rief sie, indem sie plötzlich einen Schuh vom Fuß zog. „Der verdammte Stein! Jetzt hab' ich ihn endlich!" — Peter und Rossi lachten.

„Ich hörte eben, daß Sie auch eine ‚Penthesilea' geschrieben haben," sagte dann Rossi, sich wieder zu Peter wendend. „Frau Doktor Wollmann erzählte mir davon. Möchten Sie mir nicht mal das Manuskript schicken?"

Peter wurde dunkelrot vor Freude. „Aber gewiß, sehr gern!"

Die halb geschlossenen Augen Rossis richteten sich auf ihn. „Ich hoffe, daß Sie mir's selbst bringen. Dann können wir auch über manches reden, nicht wahr?"

Wollmann wackelte heran. Er war in den letzten Jahren korpulenter und ein bißchen kurzatmig geworden: „Nu wird uns Lou eine Beethovensonate vorspielen!"

„O, Sir, sagt Schiller! Ich habe meine Sache geleistet! Spiel du doch eine, Vater! Hier, 'ne kinderleichte! Opus 106! Für Hammerklavier!"

„Jawohl, du Chammerklavier! Du machst dich wieder rar, wie 'ne große Künstlerin! Lächerlich! Wozu geb' ich denn das viele Geld für deine Stunden?"

Peter ärgerte sich, und Lou klappte die Noten zu. Jetzt trat Briggie heran. „Laß sie, Wollmann. Sie darf sich nicht überanstrengen. Der Arzt ist überhaupt nicht für das viele Vorspielen. Mathilde Weigel wird uns eine Beethovensonate vortragen, und dann singt vielleicht Frau Rossi was. Ach ja, Frau Rossi! Sie haben mir's fest versprochen!"

„Bitte, bitte!" rief auch Loebson, seine schönen Hände faltend. „Ich begleite Sie!"

„Das würde mich allerdings reizen," antwortete die stille Frau. Peter erfuhr jetzt erst, daß sie früher eine bedeutende Konzertsängerin gewesen.

Im Freilande der Beethovensonate genas Peter von seinen widerspruchsvollen Erregungen. Heinrich saß neben ihm. Mit ihm hatte er von Kindheit auf Beethoven gehört. Mathilde Weigel spielte gut — Peter hatte es dem herben Mädchen gar nicht zugetraut. Heinrichs Vorliebe für sie war ihm bisher nicht verständlich gewesen. Nach Mathilde ging Loebson an den Flügel, um Frau Rossi zu begleiten. Als die sichtlich tief erregte Sängerin ein Lied von Brahms begann, verhandelte Hans Larisch noch laut mit dem Diener, der ihm Kaviarbrötchen servieren sollte. Briggie brachte ihren Bruder zum Schweigen. Dann hörte man Frau Rossi erst Brahms, später Lieder ihres Mannes singen. Der Zauber eines schwermütigen Alt und die vollendete Begleitung brachten einen tiefen Genuß. Peter saß ganz selig in seinem weichen Fauteuil. Das war doch das ideale Leben, mit Menschen, die auf der Höhe

der Kultur wandelten, das Schöne genießen zu können. Er blickte Rossi an. Es berührte ihn eigentümlich, daß dieser von dem Gesange seiner Frau mehr bedrückt als gehoben war. Er rückte mit harter Miene auf seinem Stuhl umher, er griff sich wiederholt an den Kopf, als wollte er sich gegen seine eigenen Lieder wehren. Oder wehrte er sich gegen die Frau, der er sie einst gewidmet hatte?

Heinrich gab, als Peter ihn auf dem Heimweg befragte, nur ausweichende Antwort. Man sprach in Berlin von einem Ehekonflikt Rossis und nannte eine schöne Amerikanerin, die zwischen den Gatten stände. Doch Heinrich besaß Pietät, wenn es sich um die intimste Angelegenheit verehrter Personen handelte. Er hatte selbst nicht weiter geforscht und konnte deshalb keine Auskunft geben.

„Wie findest du denn Lous Klavierspiel?" fragte Peter, mit einiger Ungeduld das Thema wechselnd.

„Besser als ihre Manieren," fuhr es Heinrich plötzlich heraus. Er merkte sofort, daß Peter gekränkt war. Erschrocken fühlte er, wie leidenschaftlich der Freund schon die Partei des jungen Mädchens ergriff.

„Du mußt mir doch zugeben," sagte Heinrich, „es ist schade, daß solche Begabung einfach — wie soll ich mich ausdrücken — brach liegt, und daß nur Unkraut daraus wachsen wird!"

„Unkraut?!" Peter rief es so laut, daß zwei alte Damen, die vor ihnen hergingen, entsetzt auseinanderfuhren.

„Ich rede jetzt nicht von Kunst," fuhr Heinrich fort. „Ich rede vom Leben, von der Zukunft des Mädchens, und weil ich auch das Schöne in ihr fühle."

„Heinz, nimm mir's nicht übel! Ob du das wirklich fühlst? Ich glaube, die Lou steht auf einem absolut andern Boden, als du!"

„Warum denn? Im Gegenteil! Wir sind eines Stammes! Nur daß sie aus Berlin ist, und ich aus — aus der Provinz!"

„Warum sagst du nicht Pasewalk?“

Heinrich machte eine ungeduldige Bewegung. „Ach Gott, das vermeid' ich, weil der Name in Berlin nie ganz ernst klingt! Hast du das noch nicht gespürt? Aber das ist ja egal! Ich verstehe das Mädel wahrscheinlich besser, als du! Sie ist sehr hübsch und temperamentvoll, aber sie wird verdorben! Systematisch! Und darum möchte ich als dein Freund nicht, daß du dich von einer verdorbenen Schönheit hinreißen läßt!“

Heinrich glaubte jetzt sehr kräftig gesprochen zu haben. Er wunderte sich über sich selbst. Im nächsten Augenblick aber wurde es ihm bei seiner Kühnheit bange. Wenn Peter weiter forschte ... Er mußte ihm verschweigen, was er von dem unsichtbaren Leben der Wollmanns wußte. Doch Peter gab dem Gespräch eine überraschende Wendung. „Es ist unglaublich,“ sagte er, tief atmend. „Das hatte ich wirklich nicht erwartet. Daß du sie nicht verstehst, war mir ja klar. Zwei Welten, mein Lieber. Aber daß du nachher als Künstler diese geradezu göttliche Naivität verdächtigen willst —!“

Heinrich wurde ganz grün vor Ärger. Er blieb stehen. „Verdächtigen? Ich?“

„Jawohl! Was soll ich denn unter dem systematisch Verdorbenwerden verstehen? Das Mädel ist rein! Dafür leg' ich meine Hände ins Feuer!“

„Den reinen Boden ihrer Natur hab' ich ihr nicht abgesprochen, aber —“

„Ja, ja! Jetzt kommt wieder die Geschichte von dem Unkraut! Ich kann dir bloß sagen, Heinz: ein schöner, feuriger Mohn ist mir lieber als 'ne hausbackene Ähre, die wie Millionen andre aussieht!“

Heinrich zuckte es im Herzen. Er erwiderte mit zitternder Stimme: „Ich kann mir schon denken, auf wen das geht. Du meinst Mathilde Weigel ...“

„Ja,“ sagte Peter kaltblütig. „Für die habe ich kein Verständnis.“

„Das kann ich mir vorstellen. Sie hat sich auch

mir gegenüber bitter beklagt, daß du sie bei den Wollmanns vollständig ignoriert hast."

„Was heißt das? Da waren fünfundzwanzig Leute! Läuft sie sofort zu dir damit, zu meinem besten Freund?"

„Erstens hat sie ein so feines Gefühl für Menschen — du bist ihr eben etwas wert. Zweitens ist sie nicht sofort zu mir gelaufen, sondern wir treffen uns öfters in der ‚Polyhymnia'. Wir unterrichten beide dort. Im Lauf einer Unterhaltung sind wir auf dich gekommen."

„Ja, was kann ich denn dafür? Sie hat eben den Aufpasserblick, sie hat die ‚Moral' im Leibe. Sie ist nicht naiv. Aber das ist Lou. Kritisiert an ihr herum, soviel ihr wollt — sie gibt sich, wie Gott sie geschaffen hat."

Heinrich rang nach einer möglichst überwältigenden Antwort. „Wenn du wüßtest, wie tief Mathilde Weigel fühlt — heißt das nicht naiv sein? Sie hat unendlich viel zu leiden — das zieht mich so zu ihr. Sie ist eine arme Waise, die sich selbst ihr Brot verdienen muß. Sie hat die Wohltaten der Wollmanns abgebüßt. Bei jedem Besuch leidet sie Qualen. Nur mir hat sie sich anvertraut. Mir hat sie gesagt, was sie ersehnt. Soll ich dir sagen, was es ist? Menschen, wie du! Daß du nicht wie die andern an ihr vorübergehst, du, von der Sonnenseite des Lebens!"

Peter war von Heinrichs ausströmender Empfindung betroffen. Er sah den Freund mit großen Augen an. Dann legte er plötzlich den Arm um ihn. „Aber Heinz! Alter Kerl! Warum nimmst du denn alles so schwer! Wir beide kennen uns doch! Ach, du bist doch ein Prachtmensch! Jetzt seh' ich das Mädel anders! Ist sie dir was wert? Na also! Dann brauchst du mir nichts mehr zu sagen! Das hab' ich ja bloß gewünscht! 'n bißchen verlieben solltest du dich!"

Heinrich hatte Tränen in den Augen und schüttelte den Kopf.

„Laß gut sein!" fuhr Peter immer herzlicher fort.

„Gib mir bloß zu, daß auch Lou auf unsrer Linie steht — du weißt schon — Mensch, das mußt du doch zugeben!“

Heinrich nickte eifrig. „Aber gewiß! Das tu' ich! Das ist doch selbstverständlich!“

„Und nimm das systematische Verdorbenwerden zurück!“

„Du mußt dich nicht an ein vorschnelles Wort klammern!“ —

Peter war nun jeden Tag bei den Wollmanns. Seine niederdeutsche Schwere wurde von der Lebenslust dieser Menschen mitgerissen. Kam er einmal auf die leichte Seite, so gab es auch kein Zaudern mehr. Die Blasierten konnten sich von seinem derben Frohsinn tragen lassen. Bei Peter ging alles tief, und alles war ihm neu. Das war sein großer Zauber. An diesem nie gekannten Reiz hingen und sogen die Weltstadtkinder. Besonders Lou nahm Peter in Anspruch. Ihr Blick und ihr ganzes Wesen wiesen darauf hin: „Ist er nicht der schönste Mensch, den man sehen kann?“ Doch wenn andre es ihr bekräftigen wollten, ließ sie die Lobredner abfallen, als ob sie über ihre „Entdeckung“ allein verfügen wollte. Ja, sie hatte Peter Becker entdeckt. Insgeheim baute sie sich seine Zukunft aus und sorgte nach allen Seiten hin, daß sein Weg zum Ruhm ein müheloser würde. Aber sie wachte mit merkwürdigem Stolz darüber, daß Peter ihre Träume nicht erkannte. Er sollte nicht spüren, wie ihr Gefühl ihm diente. Darin war diese laute Lou ganz still. Sie träumte ihr Leben mit dem seinen vereinigt und wollte ihm doch fern bleiben, auf einer höheren Stufe gleichsam, nur Lockung, nie Besitz. Ihre alte Vorliebe für Salome erwachte wieder. Nicht mehr für die Sudermannsche, sondern für die stilisierte, narkotische Blüte der Zeit, die Oskar Wilde geschaffen. Aubrey Bardsleys Zeichnungen schmückten Lous Zimmer. Niemand nahm sie ihr — die Bilder waren „verbreitet“, und Briggie als Mutter Herodias lachte darüber.

Peter Becker sah mit verzückten Knabenaugen in die schimmernde Welt seiner Lou. Er glaubte ihr, denn dieser Glaube war ihm Seligkeit. Bis über die Ohren untertauchen — was hätte er lieber getan? Auf den Grund solcher funkelnden Tiefe kam man freilich nicht — doch welcher trockene Narr hätte das auch begehrt? Er ließ sich ganz vom Dienst seiner kleinen „Fraue" ausnützen. Nach dem Unterricht widmete er ihr den Rest seines Tages. —

⊕ ⊕ ⊕

Zur Karnevalszeit, die durch Berlin als abgekühlte Kopie des Südens flog, gab die „Polyhymnia" ein großes Kostümfest. Fastnachtsfreude und geschäftliche Propaganda waren untrennbar verbunden. Aber zum Glück drängte die Kunst diesmal den Zahnarzt heraus. Wollmann sah ein, daß es hier nicht nur auf Namen und Geld, sondern auch auf Phantasie ankam. Das deutsche Märchen war das Signum des „Polyhymnia"-Festes. Noch wirkte der Erfolg der „Versunkenen Glocke" nach. Aber man hatte überhaupt dem „Naturalismus" den Rücken gekehrt. In den Künsten war die Romantik wieder zur Macht gekommen — nun sollte sie sich auch in der Maskenfreiheit bewähren. Die Idee war fruchtbar. Selbst Heinrich Stern konnte sich dem Lockruf des Festes nicht verschließen. Mathilde Weigel, deren Natur mit ähnlichen Hemmungen zu kämpfen hatte, schloß sich ihm an. Beide atmeten auf, als sie gemeinsam die drohende Kostümfrage lösen konnten.

Der große Abend kam. Heinrich als Märchenmusikant und Mathilde als deutsches Bürgermädchen fuhren in einer klappernden Droschke nach der „Polyhymnia". Sie freuten sich zunächst an einander und hatten ihre Scheu vor dem Fest fast verloren. Lachend betrachteten sie sich, während der Wagen nur langsam durch den tiefen Schnee rollte. Märchenhaft umwirbelt war heute das große Berlin; all die leichtgewandeten

Phantasiegeschöpfe, die sich durch die Menge der Neugierigen in das Vestibül drängten, zitterten vor Kälte. Aber die Hitze des Festwirbels kam bald über sie. Der große Konzertsaal der „Polyhymnia“ war zum Märchengarten umgestaltet. Berlin entdeckte plötzlich die bescheidensten Reize der künstlichen Natur. Mit Begeisterung wurden verschiedene „Höhenlagen“ empfunden. Über papierne Blumenhügel wanderte man, durch verschlungene Pfade, die von dichten Hecken umsäumt waren. Elektrische Leuchtkäfer funkelten im Buschwerk; das Vogelgezwitscher aus den Bäumen, deren Wurzelkübel durch Moo s„kaschiert“ waren, klang ganz echt. Da wogte es nun von Elfen und Zwergen, von Prinzessinnen und Zauberern. Da taumelten an unsichtbaren Drähten tropische Schmetterlinge, und das Wirtshaus zur blauen Wonne, das an einem kleinen See lag und von Seiner Majestät dem Froschkönig geleitet wurde, war allgemeines Ziel. Auf dem Orchesterpodium hatte man es errichtet. Wo sonst Loebsons Kapelle saß, schillerte hellgrünes Wasser in einem breiten Bassin.

Heinrich und Mathilde ließen sich von der bunten Menge zum See hinauftreiben. Wenn auch die harmlose Fröhlichkeit des Südens fehlte, und alles ein bißchen neugierig blieb — das Bild war schön, und man vergaß die nüchterne Außenwelt über einem köstlichen Nachttraum. Heinrich wurde immer sicherer. Er schwenkte schon seine mit bunten Bändern geschmückte Fiedel und zog das Bürgermädchen zu einem Pfefferkuchenhäuschen hinauf. Das lag oben unter den Waldtannen. Als sie emporgeklettert waren, sahen sie Hänsel und Gretel vor der Tür stehen. Diese unschuldigen Kinder unterhandelten eben mit dem bösen alten Weibe. Schon wollte Heinrich sie in halbechter Besorgnis warnen, als er entdeckte, daß Hänsel und Gretel Peter und Lou waren. Sie standen Hand in Hand und glichen verzauberten Kindern. Peter bemerkte jetzt Heinrich. Er lachte laut auf und ließ die

Hexe auf sich beruhen. Während diese kreischend hinter ihm her schimpfte, nahm er Lou bei der Hand und lief zum See hinunter. Heinrich und Mathilde folgten. Unten faßte Peter den Märchenmusikanten um die Hüften und betrachtete ihn genauer. „Famos siehst du aus! Donnerwetter, Heinz! Und Fräulein Weigel! Potz tausend! Was sagst du dazu, Gretel?"

„Ick staune, Hänsel!" flötete das übermütige Ding. „Nun bist du wohl glücklich, daß du deinen Heinz gefunden hast? Den ganzen Abend hab' ich nichts andres gehört als: Wo ist Heinz? Wo ist Heinz? Aber Heinz hat was gegen mich! Jawoll, jawoll! Ihnen kenn' ick doch!?"

„Dir Aas kenn' ick!" variierte ein dicker Berliner, der als Menschenfresser vorüberging. Heinrich wehrte sich lachend. Auch er war jetzt von Lou gewonnen. Sie war ja wirklich noch ein Kind — das mußte der Schlüssel zu ihren Widersprüchen sein. Als das Märchengretel vor ihm stand, glaubte Heinrich die Lou der Wirklichkeit zu begreifen. In sehnsüchtiger Spannung richtete sich sein Blick auf Mathilde. Sah auch sie in ein schöneres Jenseits? Wurde auch sie von diesen Menschen mitgerissen? Hänsel und Gretel. Wie sie sich bei der Hand hielten. Wie ihre Augen in unmittelbarer Daseinslust leuchteten. Wohin man auch blicken mochte — so erdentwachsen zeigte sich das Märchen nirgends.

Mathilde fühlte wie Heinrich. Aber in beiden kam ein reuiges Weh auf, als sie hinter den übermütigen Kindern schritten. Plötzlich wandte Peter sich um: „Nanu! Aber oller Musikante! Du willst doch nicht Trübsal blasen? Komm augenblicklich zum Froschkönig! Da trinken wir 'ne Pulle Sekt! Jawohl, wir trinken auch Sekt! Was, Gretel? Das heißt — für dich ist ja das bloß Selterwasser! Du bist ja 'ne Kapitalistin! Stimmt übrigens für Gretel nicht ganz! Aber egal! Du hast dich verlaufen — das ist die Hauptsache!" Peter hielt in seinem Redestrom inne. „Ne,

ernsthaft, Heinz," fuhr er dann leiser fort. „Was ist das eigentlich mit dir? Junge, du kriegst ja Wasser in die Augen!"

„Laß doch!" stieß Heinrich in tiefer Verlegenheit hervor. „Sage nur bitte deinem Gretel, sie solle sich nicht einbilden, daß ich etwas gegen sie habe!"

„Gretel! Hast du gehört?"

„Junge," fragte Lou plötzlich mit komischer Baßstimme, „warum klebste denn so? Laß doch die ollen Menkenken!" Dann schob sie ihren Arm in Heinrichs Arm. „Wenn Hänsel dich gern hat, hat Gretel dich auch gern! Das ist doch selbstverständlich!"

Vor dieser halb scheuen, halb kecken Offenherzigkeit ergriff Heinrich helles Entzücken. Auch die schwergesinnte Mathilde sah sich plötzlich auf dem Strom der Freude. Arm in Arm gingen sie nun zu vieren weiter. Sie sahen sich nicht an, sie fühlten nur ihr heißes Blut pulsen, sie hörten die Locklaute der Tanzmusik. Ein einfacher Wiener Walzer — wieviel mehr war der in dieser Stunde als jede Gedankensinfonie. Als der Märchenmusikant und das Bürgermädchen sich nach Hänsel und Gretel umsahen, fanden sie sie nicht mehr. Wie um Irrlichter einzufangen, machten sie sich auf die Suche. Endlich, in einem Nebensaal, sahen sie Peter und Lou in seliger Vergessenheit tanzen.

„Man glaubt nicht, daß das eine Wollmann ist," flüsterte Heinrich. „Was kann aus solchem Mädel alles herauskommen."

„Peter hat die Wünschelrute," antwortete Mathilde. „Ein Geschöpf, das seine Liebe findet, muß zur Natur zurück."

„Liebt er sie denn? Liebt er sie wirklich?" Heinrich sah Mathilde an, als ob sie eine große Entscheidung treffen sollte.

„Ich glaub' es jetzt. Ich finde, wir können uns freuen an dem, was wir beide zuerst gefürchtet haben."

„Gefürchtet?"

„Geben Sie es doch zu. Sie haben sich um Ihren

Freund gesorgt. Gewiß lauert bei den Wollmanns eine große Gefahr. Tausend Dinge, an denen man untergehen kann. Aber wenn man sich wirklich für sich selbst entscheidet — dann verliert doch das alles seine Macht. Ach, wie die beiden tanzen!“

Heinrich nickte. Auch seine Augen waren wie gebannt auf Peter und Lou gerichtet. Im Donauwalzer schwebten sie durch den Saal. Wie wehte Peters goldene Mähne, wie flog die schwarze Lockenfülle Lous. Sie hüpften und drehten sich in erlöster Jugendkraft. Sie ließen sich frei und fanden sich wieder. Es war, als ob sie in immer neuem Entzücken ihre Schönheitsquellen tranken.

„Das muß doch mehr sein als Tanz?“ flüsterte Heinrich, Mathildens Hand umspannend.

„Es bedeutet mehr — gewiß,“ hörte er ihre bebende Antwort. Aber sie wagten keinen Tanz.

Die beiden Träumer wurden plötzlich aufgeschreckt. Zwei derbe Hände schoben sich von hinten unter ihre Arme. Als sie sich umwandten, sahen sie in Leopold Wollmanns lachendes Gesicht. „Also auch ein Pärchen! Na, Gott sei Dank! Endlich! Das lass' ich mir gefallen! Heinzchen und Mathildchen! Bravo!“

Die beiden konnten der naiven Freude des Zahnarztes nicht gram werden. Wollmann sah auch zu komisch aus. Er war als prächtiger Kalif gekleidet und hatte, um besser sehen zu können, den Kneifer auf der Nase behalten. Er befand sich auf der Suche, und als er den Gegenstand seiner Suche verriet, wurde er noch komischer. „Wo ist meine Frau?! Sagt mir um Gottes willen, Kinder, habt ihr meine Frau nicht gesehen?! Wahrscheinlich hockt sie irgendwo mit Herrn Loebson! Dabei weiß ich nicht mal, was sie anhat! So 'n Blödsinn! Sie hat es bis zuletzt verheimlicht! Loebson kann ich euch übrigens beschreiben! Der ist so 'n oller Kirgise oder Kalmücke oder Kaviarverkäufer — ich weiß viel! Habt ihr sie wirklich nicht gesehen?“

Heinrich und Mathilde schüttelten den Kopf — sie

kamen nicht zum Antworten. Wollmann sprach weiter. Er schwitzte in seinem heißen Türkengewand und setzte sich immerfort den Kneifer fest. „Aber schön ist es heute — was? Entzückend! Ich habe eben die alte Bamberger gesprochen! Berlin hat noch nie so 'n Fest gehabt! Genau wie in München, sagt die alte Bamberger! Das wär' was für meine selige Schwiegermutter! Meine Schwiegermutter war doch Rosine Larisch aus Köln! Aber du hast sie ja gekannt, Mathildchen! Na, jetzt muß ich meine Frau suchen! Kurt sitzt im Champagnerzelt — total besoffen! Herrgott — da tanzt ja Lou! Lou! Lou! Zum Schockschwerenot — mit wem tanzt sie denn da? Mit Peter Becker?! Na! Das geht denn doch zu weit! Was heißt denn das? Lou!!"

Der Kalif rannte fort. Aber als er Hänsel und Gretel erwischen wollte, fiel ihm sein Kneifer herunter, und das väterliche Unglück benutzten die hartherzigen Kinder, um zu verschwinden. Heinrich und Mathilde gingen weiter. „Na, der Vater wird also Schwierigkeiten machen," meinte Heinrich.

Mathilde sah ihn erstaunt an: „Wenn Peter um sie anhält, meinen Sie?"

„Ja, natürlich."

„Erst wird Mama gefragt," antwortete die plötzlich übermütige Mathilde. Sie lachten nun beide und wanderten selig weiter. Im Märchengarten, in einem versteckten Winkel, wo violetter Schimmer auf Menschen und Dinge fiel, trafen sie Artur Rossi. Er schritt nicht neben seiner Frau, sondern neben einer wunderschönen Nixe in grünen Schleiern. Er träumte mit offenen Augen — Heinrich und Mathilde sah er nicht. „Arme Gerda," flüsterte Mathilde. Dann wurde sie von Briggie Wollmann festgehalten. Die hockte in einer Felsengrotte neben Andreas Loebson, der als Böcklinischer Faun kostümiert war. Sie selbst hatte sich als Rautendelein auf das Fest gewagt. Das duftige Gewand paßte nicht recht für ihre etwas derben Glieder. Aber der Frohsinn machte sie hübsch.

„Herr Doktor Wollmann sucht Sie," berichtete Heinrich naiv.

Rautendelein lachte polternd. Auch der Faun grinste und spielte ein übermütiges Stückchen auf der Flöte.

„Sie sind ja gar kein Kirgise oder Kalmücke oder Kaviarverkäufer?" plauderte Heinrich weiter, indem er sich zu Loebson wandte.

„Bedaure sehr! Wer hat Ihnen denn das erzählt?"

„Na, Herr Doktor Wollmann!"

Erneutes Gelächter. Briggie, die in ihrer Lust ganz fassungslos wurde, warf eine Sektflasche fort und umarmte Heinrich. Mathilde fuhr zurück. „Ich muß ihm für diese Antwort einen Kuß geben! Ich muß! Das war zu nett! Sei mir nicht böse, Mathildchen! Du kriegst ihn gleich wieder! Also ‚Herr Doktor Wollmann' sucht uns? Das ist ja traurig! Herr Doktor Wollmann hält den Waldschratt für einen Kaviarverkäufer?!"

Trotz der allgemeinen Seligkeit wurde Heinrich und Mathilde Briggies Lachen zuviel. Auch die Situation, in der sie Rautendelein und den Waldschratt getroffen, erschien ihnen bedenklich. Als sie sich unterfaßten, um fortzukommen, rief Briggie: „Wißt ihr schon das Neueste?! Ach, ihr beiden Träumer, ihr wißt ja kaum was von euch selbst! Lou hat sich verlobt! Mit Peter Becker! Sie hat es uns eben erzählt! Sie hat ihm einen Kuß gegeben, und dann war es fertig! Hahaha! Wollmann darf es aber noch nicht wissen! Der versteht so was nicht! Ach, ich bin froh, daß es soweit ist! Er ist doch ein hochbegabter Mensch, und schön sieht er heute aus! Ja, ja, Loebson! Warum soll ich das nicht sagen? Er hat die schönsten Beine von ganz Berlin! Hahahaha!"

Heinrich und Mathilde sahen noch, wie Loebson seinen gehörnten Kopf gegen Briggies Schulter stieß — dann wurden sie von einer Bacchantenrotte fortgerissen.

Elftes Kapitel

Bis zum Frühling konnte die Verlobung vor dem Vater geheim gehalten werden. Peter verstand nicht, was ihm die Lage im Hause Wollmann erleichterte. Auch über die fabelhafte Wandlung seines Schicksals machte er sich weiter keine Gedanken. Ihn hatte durch alle Nöte sein Stern geführt, der aber nicht am Himmel stand, sondern in seinem eigenen, harten Blondkopf. Ein gesunder Egoismus beherrschte Peter. Er wußte, daß er ein schöner Künstler war. Das machte ihm die Dienste der Mitmenschen selbstverständlich. Briggie und Lou dienten ihm — er zeigte sofort Talent, den Herrn zu spielen. Nur sein Verhältnis zu Vater Wollmann wurde ihm unheimlich. Im Grunde hatte sich ja an seiner Stellung in der Familie nichts geändert. Er war schon als Lous Lehrer ihr ständiger Begleiter gewesen. Nun, mit dem schönen Geheimnis im Herzen, wirkte er nach außen wie sonst. Doch in Peter Becker wachte immer stärker die Tradition des ehrbaren Bürgertums auf. Er sah seine verstorbenen Eltern auf sich niederblicken und mit ihrem Gebet die Mahnung verbinden, daß alles nach alter, deutscher Sitte geschähe. Als er Lou eines Tages sagte, was ihn quälte, lachte sie so lange und herzlich, daß Peter ernstlich böse wurde. „Ich weiß, was du meinst!“ rief er, im Zimmer umherlaufend. „Ich bin ein Philister! Aber wenn deine Mutter über diese schiefe Situation fortsehen kann — ich will deinem Vater gegenüber nicht in eine schiefe Situation geraten! Das versteht ihr eben nicht! Das sind Männersachen!“

„Aber Mensch, Mensch!“ rief Lou, im Zimmer umhertanzend. „Du redest ja den schiersten Blödsinn! Jawohl, mein Junge — Blödsinn redest du! Siehst du denn nicht ein, daß die schiefe Situation uns grade

macht? Höhere Mathematik, mein Herzchen! Vater sieht nichts in uns, weil Mutter nichts drin sieht! Er denkt, das muß heutzutage so sein!"

„Wie? Was? Du, das gehört sich aber ganz und gar nicht! Wenn dein Vater sich irgendwie Gedanken macht, ich meine, wenn er irgendwie von mir erwartet, daß ich zu ihm komme und mich erkläre — dann muß ich unbedingt —!"

„Aber Quatsch! Quatsch! Quatsch mit Fruchtsoße! Erkläre! Das sind ja Sachen von Anno Tobak! Pasewalker Ansichtskarten! Na ja, nu lachst du wieder! Vater macht sich nicht die Bohne von Gedanken! Bloß zuerst! Das weißt du doch! Beim Polyhymniafest, wie wir uns verlobt hatten — da hat er Mutter 'ne Szene gemacht! Da wollt' er dich wie so 'n kleinen Klavierpauker behandeln, den man bezahlt und an die Luft setzt! Na, Mutter hat ihm ja den Standpunkt klar gemacht! Nun respektiert er dich als was vollständig andres — das mußt du doch gemerkt haben! Jetzt giltst du hier als absoluter Sohn des Hauses! Jetzt bist du selbstverständlich!"

„So! Und was wird dein Vater sagen, wenn ich zu ihm gehe und wirklich um dich anhalte?! Du Schlaukopf! Na, wir werden's ja erleben!"

Zu seiner Überraschung antwortete Lou ihm nicht und ging in den Garten hinunter. Er folgte ihr verdutzt. Jetzt mußte sie ernstlich böse sein. Lou wußte, in welcher Stimmung Peter ihr folgte. Sie liefen wohl fünfmal um den Märchenbrunnen herum, den Briggie aus den Dekorationen des Polyhymniafestes erstanden hatte — dann hielt Peter seine kleine Braut fest. „Nicht muckschen, Lou!" sagte er weich. „Ich bitte dich! Was kommt denn dabei 'raus? Ich glaube, du verstehst mich gar nicht!"

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an und reckte den Kopf. „Wär' es denn nicht möglich, hochgeehrter Herr Becker, daß Ihre Weisheit m i c h mal nicht versteht? Sind Sie der einzige Verstand in der Villa Wollmann?"

„Aber Lou, davon ist doch keine Rede! So eingebildet bin ich doch nicht! Du weißt, daß ich alles auf dein Urteil und deine Empfindung gebe! Darum eben —“

„Darum! Ja, darum!“ Sie stellte sich auf die Spitzen und nahm seinen blonden Kopf in ihre braunen Hände. „Dann sage mir mal gefälligst, du, was du dir eigentlich unter unsrer Zukunft vorstellst?“

Peter starrte sie verblüfft an. „Unsrer Zukunft!“

Lou ließ ihn lachend los: „Aha! Da haben wir's! Gar nischt nämlich! Und bei mir setzt du dasselbe voraus! Du denkst, ich kann bloß lachen und quasseln und klimpern und petits fours fressen!“

„Aber Lou! Hör' doch auf! Das ist ja gräßlich!“

„Gar nichts ist gräßlich! Du bist gräßlich! Es ist die pure Wahrheit! Warum glaubst du denn eigentlich, daß Wollmann noch nichts von uns wissen soll?“

„Wollmann? Ach, du meinst deinen Vater?“

„Ja, meinen Vater! Bloß, damit wir vergnügt und ungestört bleiben? Ne, mein Junge, da bin ich denn doch 'n bißchen ernster! Ich lasse dir bloß Zeit, damit du auch drauf kommst — von selber nämlich!“

Er sah, daß sie echt erregt war, wenn sie auch ihre Ausdrucksweise nicht änderte. So hatte er sie noch nicht gesehen. Er erschrak aber nicht darüber, sondern fühlte vielmehr ein warm durchströmendes Glück. „Sage mir doch alles! ... Vielleicht meinen wir ganz dasselbe!“

„Es kommt mir nicht so vor, Herr Becker! Also — ich kann Ihnen versichern: so, wie Sie jetzt stehen, haben Sie nicht die mindeste Aussicht! Vater wird sich mit Händen und Füßen wehren, und Mutter kann in der Beziehung nichts bei ihm ausrichten! Wenn er seinen Bock kriegt, ist alles vorbei!“

„Was heißt das? Darum also verheimlicht ihr —“

„Nur darum!“

„Aber ihr wißt doch ganz genau, daß ich eine Zukunft habe? Auf Loebson können wir uns doch ver-

lassen? Loebson will mich doch als Lehrer im Konservatorium anstellen! Das Gehalt ist zwar nicht groß, aber —"

„Darauf kommt es auch nicht an! Das Geld ist mir piepe! Und nun will ich dir's mal sagen, Peter: Ich halte ein Konservatorium nicht für deine Zukunft!"

„Warum nicht?"

„Damit imponierst du meinem Vater nicht!"

„Zum Donnerwetter, ich kann aber wirklich nicht genau berechnen, was deinem Vater imponiert!!"

Sie liefen erregt noch einmal um den Märchenbrunnen herum. Lou hatte einen harten Ausdruck bekommen. „Hältst du denn plötzlich die öde Schulmeisterei für dein Ideal?"

Da lachte Peter aus seiner gequälten Seele. „Ideal! Das ist ja kostbar! Nein, mein liebes Kind! Ich habe mich des Ideals wegen zu diesem „Ideal' entschlossen! Ja! Ich habe ein paar Illusionen an den Nagel gehängt und will in anständiger Weise mein Brot verdienen! Damit warst du doch einverstanden! Hast du mir nicht hundertmal gesagt, daß du an einem kleinen Häuschen mit vier Stuben und einem Segelboot auf der Havel vollständig genug hättest!?"

Lou starrte ihn an und biß sich auf die Lippen. „Auf diesem Standpunkt stehe ich auch heute noch! Ich wundere mich bloß, daß du es bist, der immer wieder auf den Mammon kommt! Ich rede nicht davon!"

„Willst du mich jetzt blamieren?"

„Nein, ich will nur ganz aufrichtig sein. Was ich dir zu sagen habe, lieber Peter, entspricht meiner wahren Meinung über dich. Vielleicht bist du so freundlich und hörst mich an?"

„Bitte!"

„Aber nicht hier! Vater muß gleich aus der Stadt kommen — er schläft dann immer oben im Gartenzimmer. Komm — wir gehen nach Hundekehle 'rüber. Zu Tisch können wir wieder hier sein."

Peter folgte der plötzlich Veränderten. Der Märztag war grau und stürmisch. Zerfetzte Wolken flogen über den sausenden Kiefern. Die silberne Fläche des Grunewaldsees wurde von Regentropfen zerstochen. Lou hatte keinen Hut auf — ihr schwarzes Haar wehte im Winde. Bevor sie die Villa verlassen, hatte sie rasch noch ihren Hut in die Portierloge geworfen. Nun blickte Peter wie gebannt auf ihren freien, schön erregten Kopf. „Also, ich höre! Was hast du mir zu sagen?"

Da schluchzte Lou plötzlich. Ihr erstes Weinen erregte Peter. In seligem Schreck umklammerte er sie. „Aber Lou! Lou! Einziges! Aber Kätzchen!"

„Laß mich! Du denkst viel zu klein von mir! Ich will groß von dir denken!"

„Erkläre mir doch —!"

„Du sollst nicht unterkriechen! Ich habe es auch Mutter schon gesagt — sie ist vollständig meiner Meinung! Du bist für Rossis Karriere geschaffen, nicht für einen alten, kreuzlahmen Musikprofessor, der sich und die Welt verflucht!"

Peter packte ihre Hand. „Aber Liebling! Jetzt glaub' ich dich endlich zu verstehen!"

„Na, Gott sei Dank!"

„Dein Ehrgeiz ist es also! Aber du überschätzt mich kolossal — darauf kannst du dich verlassen! Ich danke dir trotzdem! Das tut mir so wohl, Lou!"

„Laß jetzt! Wir müssen miteinander reden! Wir müssen uns ganz klar werden! Warum überschätz' ich dich? Loebson hält dich für den begabtesten Komponisten der Gegenwart! Darum erbost es mich, daß er dich ins Konservatorium stecken will! Du mußt vor allem als Komponist durchdringen! Darauf kommt es an! Das ist meine Idee von dir, und die will ich durchsetzen!"

„Lou! Deine Idee! Ach, du Gutes! Bestes! Wenn's darauf ankäme! Erst muß man doch 'ne Grundlage haben, einen Beruf! Das ist nötig! Später

werde ich schon wieder komponieren! Dann werde ich erst wissen —!"

„Aber Peter! Sei doch nicht so blind! Zunächst mal — wenn wir jetzt mit meinem Vater reden, schreit er: du bist ein kleiner Schulmeister mit dreitausend Mark Gehalt! Dem gibt er seine Tochter nicht! Ich höre es schon! Dem werd' ich dich doch nicht aussetzen! Du darfst dich nicht mit Vater verkrachen! —"

„Und was soll geschehen? Glaubst du etwa, daß sämtliche Notenköpfe meiner Manuskripte sich plötzlich in Zwanzigmarkstücke verwandeln?!"

„Wer weiß! Du mußt bloß gemaneget werden!"

„Lou! Dieser Ausdruck! Ich bitte dich!"

„Es ist doch nun mal der Ausdruck hier! Du lebst doch nicht mehr in Pasewalk! Sieh mal Rossi — der hat mit seinem holden Lächeln alle Wege für sich ebnen lassen!" —

„Rossi! Rossi, Lou!"

„Du bist viel mehr als er! Rossi hat sich ausgeschrieben, sag' ich dir! Das sagen auch die urteilsfähigsten Leute! Er ist müde, er wiederholt sich! Du hast noch dein ganzes, kolossales Material! Glaubst du denn, daß der in seinem ganzen Leben noch was zustande bringen wird, wie deine Penthesilea? Ja, ich weiß nicht mal, ob er überhaupt je so was zustande gebracht hat! Du bist über den Kleinkram 'raus, du hast das Große! Das erwartet man jetzt!"

Peter war durch den Redestrom der vor ihm Herlaufenden in einen Taumel geraten. Er fühlte den Boden unter sich schwanken und dachte nicht daran, daß es der elastische Sumpfboden des Seeufers war. „Lou!" preßte er mühsam hervor. „Lou! Das wäre ja alles ganz prachtvoll für mich, dein Glaube, wenn — wenn ich mich nicht wirklich dagegen auflehnen müßte! Zuweilen im verborgensten Winkel denkt man ja auch so was — aber so ist es doch nicht! Nein, wirklich, Lou! Rossi ist sehr groß!"

„Laß ihn sein, was er will! Es handelt sich nicht

mehr um Rossi! Für den ist genug geschehen! Du mußt dich jetzt durchsetzen! Ich will den Mann, der du bist — keinen Miniaturmann!"

„Aber wie denn, Menschenkind? Ich habe ja noch gar nichts!"

„Doch, du hast was Wunderbares! Die Penthesilea!"

Peter blieb stehen. „Davon kein Wort mehr! Die Sache ist für mich erledigt! Ich bin über meine Jugendarbeit hinaus! Die repräsentiert mich nicht mehr!"

„Das werden wir ja sehen! Loebson wird sie jetzt aufführen! Mutter bringt ihn dazu!"

„Aber nur, wenn ich sie umarbeite! Und ich arbeite sie nicht um!"

„Was ist dein Grund?"

„Die Kunst, meine Liebe!"

Lou blieb plötzlich vor ihm stehen und sah ihm mit einem zwingenden Blick in die Augen. „Dann wirst du gefälligst mal einen höheren Grund anerkennen!"

„Als die Kunst?"

Lou brach in Tränen aus und wollte davonlaufen. Da wußte Peter, was mit dieser Auseinandersetzung gemeint war. Er hatte sie doch noch nicht gekannt. Er hatte nicht gewußt, daß sich unter ihrer übermütigen Laune ein tiefes Leiden verbarg. Um diese Augen nicht trübe werden zu lassen, dieses junge, mutige Herz nicht zu brechen, galt es freilich mehr als Kunst. Die Überzeugung hatte er immer gehabt. Jetzt war ein andres Schicksal an das seine gekettet — daran mußte er denken. Lange noch gingen sie an dem stillen Grunewaldsee auf und ab — als sie dann endlich arg verspätet in die Villa zurückkehrten, hatte Peter sich zu einem Kompromiß entschlossen. Er wollte vom Standpunkt seiner gereiften Erfahrung aus, nicht durch Loebson beeinflußt, sein Jugendwerk umarbeiten. Wenn es dann in der neuen Gestalt aufgeführt werden sollte — in Gottes Namen. Lou wurde glücklich dadurch. Um ihretwillen konnte es geschehen.

Es beruhigte Peter, daß auch Heinrich durch seinen Entschluß erfreut war. Mathilde Weigel hatte ihrem Freunde zwar den Verdacht ausgesprochen, daß Lous Ehrgeiz Peters Umschwung herbeigeführt, aber Heinrich sah nun endlich die goldenen Schwingen des Ruhmes über Peter, und die Autorität Loebsons ließ alle Bedenken in ihm schweigen. Lou hatte Peter versprochen, seinen Entschluß geheim zu halten. Doch in wenigen Tagen wußte ihn schon das ganze Haus, bis auf den Vater natürlich. Briggie empfing die Nachricht mit einer Befriedigung, die das schöne Lächeln ihrer Mutter kopierte. Sie sprach mit Peter, als ob er auf ihren Wunsch gehandelt hätte. Auch Loebson zeigte sich erfreut; Peters Anstellung ließ er ganz beiseite und verschob im Handumdrehen die Sinfonie eines andern Anfängers, um einen möglichst günstigen Platz für „Penthesilea“ zu gewinnen. Peter ging nun ruhelos umher. Nie hatte ein Arbeitsplan so auf ihm gelastet, wie diese Änderungen. Jetzt erlebte Lou zum erstenmal die fremdartige, dämonische Gewalt des Schaffens. Jetzt bereute sie, was sie veranlaßt hatte. Doch sie war klug genug, um nicht über Vernachlässigung zu klagen. Als Peter ihr eines Morgens erklärte, daß es so unmöglich sei, er könne in Berlin nichts zustande bringen, er müsse in seine Heimat fahren, in wenigen Tagen werde er dort fertig werden — da kämpfte Lou ihre Eifersucht auf die fremde Gottheit nieder. Sie ließ ihn ziehen. Briggie tröstete die Verlassene. Sie war stolz darauf, daß ihr künftiger Schwiegersohn in die Einsamkeit ging, um zu schaffen. Das habe Beethoven auch immer getan. Am liebsten hätte sie den interessanten Vorgang ganz Berlin erzählt. Nur Wollmanns wegen mußte sie darauf verzichten.

Kurz bevor Peter von der Ostsee zurückkam, machte der Zahnarzt doch noch seine sorgsam verhütete Entdeckung. Schwägerin Anna, die Geborene von Lippert, hatte, wie sie einst Briggies Seitensprung unter die

Leute gebracht, auch Lous Erlebnis entdeckt. Zu Wollmann, dem betrogenen Gatten, hatte sie sich nicht gewagt — Wollmann, den betrogenen Vater, glaubte sie aufklären zu müssen. Bis zum nächsten Nachmittag schleppte dieser noch seine Entdeckung zornig herum. Sobald er aber nach Hause kam, erklärte er Briggie, in seinem Zimmer essen zu wollen. Er habe keine Lust, einer Tochter, die sich mit Liebhabern herumtreibe, gegenüberzusitzen. Briggie nahm das Pathos ihres Mannes nicht schwer. Die lachte, wie ihre Mutter einst gelacht hatte. „Also ich sehe ja, du weißt schon, was ich meine!“ rief Wollmann und lief mit rotem Kopf umher. „Es ist natürlich ein Komplott! Aber ihr sollt euch täuschen! Sowie der Bengel sich wieder blicken läßt, schmeiß' ich ihn 'raus!“

Briggie setzte jetzt die Miene auf, die Wollmann am meisten reizte. Trotzdem sie kleiner war, als er, blickte sie auf ihn herab. „Drück' dich doch deutlicher aus — ja? Es dauert sonst zu lange, und das ganze Essen verdirbt! Wir haben heute Forellen!“

Wollmann dachte, von dem Wort ergriffen, auch eine Weile über die Forellen nach, dann polterte er: „Das ist mir egal! Erst müssen wir ins reine kommen! Du bist eine Mutter — das muß ich wirklich sagen!“

„Freut mich, daß du das endlich anerkennst!“

„Briggie, ich verbitte mir diesen Ton! Es ist mein heiligster Ernst! Ich duld' es nicht, daß meine Tochter sich im Grunewald mit ihrem Klavierlehrer rumtreibt!“

„Also das ist es! Mein Gott! Rumtreibt! Du weißt doch, sie gehen täglich spazieren!“

„Na, so 'n unschuldiges Spazierengehen ist das wohl nicht! Ich weiß Bescheid! Ich habe gestern deine Schwägerin gesprochen!“

„Ach Anna! Natürlich hat die wieder spioniert!“

„Sie hat es für ihre Pflicht gehalten, mich als Vater zu warnen!“

„Wollmann, die Forellen verderben!“

„Zum Donnerwetter!! Ich bin nicht dein Popanz!“

„Still! Das hört man ja unten in der Halle! Wahrscheinlich ist der Baron de Trifolles schon da!"

„Das ist mir ganz egal! Meinetwegen zehn Barone!"

„Du bist ja in den Westklub eingetreten, damit er bei uns verkehrt!"

„Also ich verbiete hiermit Herrn Becker jedweden weiteren Besuch! Ich entlasse ihn, wenn er mit seiner Künstlermähne aus Pasewalk zurückkommt! Das ist ja unerhört! Vor allen Leuten — hinter meinem Rücken! Anna ist hinter ihnen hergegangen auf dem Wege nach Paulsborn, sie hat gesehen, wie er sie dreimal geküßt hat!"

„Warum nicht sechsmal?"

„Pfui, Briggie! Spricht so 'ne Mutter? Was glaubst du denn, was der Kerl vorhat?"

„Das kann ich dir ganz genau sagen! Er wird dich im Mai um Lous Hand bitten!"

„Der dumme Junge? Der untersteht sich?! Der Hungerleider?! Mein Schwiegersohn will er werden? Der ist wohl wahnsinnig?"

Briggie hielt dem Wütenden lächelnd stand. „Ich glaube nicht! Einen Wahnsinnigen würde Loebson schwerlich zum Konservatoriumslehrer machen!"

„Ach so, darauf fußt ihr! Das soll mir imponieren! Ein Schulmeister mit 'm Lumpengehalt, und ich, ich soll nachher für den Riß stehen? Ne, Herr Becker! Das tut Leopold Wollmann nicht! So verrückt ist er denn doch nicht!"

„Und was denkst du denn von einem jungen Menschen, dessen erste Sinfonie sofort in der ‚Polyhymnia' aufgeführt wird?"

Wollmann sperrte Augen und Ohren auf.

„Was? Von Becker? Von Peter Becker? Loebson will —"

„Im nächsten Herbst, in der allerbesten Zeit! Eine große Chorsinfonie! Penthesilea heißt sie! Es soll fabelhaft talentvoll sein! Rossi ist ganz begeistert,

und Loebson meint, zu solchem Schwiegersohn könntest du dir gratulieren!"

„Was heißt das! Wie kommt Loebson dazu —!"

„Der meint es eben besser mit deiner Tochter als du! Der läßt sich nicht von Neidhämmeln und Klatschliesen aufhetzen! Der wartet ab und gönnt dem armen Mädel ihr bißchen Glück!"

Wollmann verstummte. Er sah Peter Becker plötzlich in einem andern Licht. Möglichkeiten schwebten ihm vor, die mit seinen liebsten Träumen zusammenhingen. Einen berühmten Komponisten als Schwiegersohn! Das besänftigte ihn. Es dauerte nicht lange, so saß er schmunzelnd seiner Tochter bei Tisch gegenüber und schob ihr die Bäckchen seiner Forelle in den Mund. Es war das einzige, was Lou von den allzu oft gegessenen Fischen noch gern aß. —

Als Peter von der Ostsee zurückkam, wurde er mit der Nachricht empfangen: Alles in Ordnung! Lous Telegrammstil verstand er noch immer nicht. Er bat um Aufklärung. Lou mußte ausführlicher werden. Sie hatte ihre inzwischen groß und fett gewordenen Teckel auf den Bahnhof mitgenommen. Ihre Aufmerksamkeit wurde dadurch geteilt. Den Bericht über den Vater schloß sie mit der Erklärung: „Weiter ist überhaupt nichts nötig! Du hast jetzt nichts mehr zu tun! Die Sache stimmt!"

„Was? Du meinst also, ich brauche bei deinem Vater nicht um dich anzuhalten? Was fällt dir denn ein, Lou?"

„Anhalten! Sei froh, wenn du das umgehen kannst! Ihr würdet euch ja beide nicht dabei benehmen! Lass' jetzt alles laufen! Wenn Mutter eine Sache in die Hand nimmt, kommt sie in Ordnung! So ist das immer bei uns!"

Als Peter mit Leopold Wollmann zusammentraf, brauchte er nicht mehr an Lous Worten zu zweifeln. Das Wesen des Vaters war verändert — aus dem Gönner schien plötzlich ein ergebener Freund geworden

zu sein. Eifrig erkundigte er sich nach Peters Arbeit. Er wollte, wie einst für Rossi, nun für ihn Propaganda machen. Peter sah ein, daß mit diesem Vater nicht zu reden war, wie mit den Vätern seiner Heimat. Er erklärte sich sein Wesen nicht aus Oberflächlichkeit, sondern aus zarter Scheu. Wollmann mußte seine Tochter so lieben, daß er durch stillschweigendes Einverständnis sein Vertrauen bewies. Peter ging nun wie im Halbtraum umher. Überall Gelingen! Überall Hoffnung! Als Abschluß des bedeutungsvollen Tages flüsterte Briggie ihrem künftigen Schwiegersohn zu: „Die Verlobung wird nach dem Konzert proklamiert! Ich mach' das schon!"

Da aber konnte Peter die Antwort nicht zurückhalten: „Wenn's nun ein Durchfall wird?"

Briggie sah ihn von oben bis unten an: „Das ist doch wohl vollständig ausgeschlossen!"

„Na, na, warum denn?"

Briggie lachte. „Wenn Loebson sich dafür einsetzt!" Sie schien Peters Gedanken für einen schlechten Witz zu halten. Ihn aber kränkte es, daß ihre Zuversicht nicht anders gelautet hatte.

⊕ ⊕ ⊕

Durch die Proben wurde Peter nun vollständig in Anspruch genommen. Die Arbeit all der fremden Mächte an seinem Werke wurde ihm zum Erlebnis. Aber es war nicht nur die Aufführung, was ihn in ein neues Dasein riß — er erlebte auch das Verführerischste: ein Mann von Bedeutung zu werden. Peter hatte noch den ungetrübten Glauben: Alle diese Künstler brachten ihm selbstlose Liebe entgegen. Er spürte keine Interessenwirtschaft. Seine Seele umarmte sie als Bundesgenossen. Zu Loebson aber blickte er wie zu einem Vater auf. Dieser Überschwenglichkeit stand der Russe ziemlich ratlos gegenüber. Er dachte an Erfolg und Mißerfolg — nach der Entscheidung an die nächste Novität.

So kam er denn heran, der entscheidende Abend. Die Familie Wollmann pflegte immer nur auf einen bestimmten Termin hin zu leben. Seine Bedeutung wuchs in der Erwartung ebenso, wie sie nach der Verwirklichung zusammenschrumpfte. Peter ließ sich von der allgemeinen Aufregung mitreißen — die geheime Kaltblütigkeit der Weltstadtkinder hatte er nicht. Er sah seinen künftigen Schwiegervater von Pontius zu Pilatus laufen — das rührte ihn. Er hörte von Briggies Bemühungen bei ihren Tees und von den Toiletten, die sich die Wollmannschen Damen für den großen Abend machen ließen. All' das war für sein Glück bestimmt. So wurde er, während er in seinem Pommerntroß zu beharren glaubte, für den Ruhm frisiert. Er fand es komisch, aber bequem, daß Lous größte Sorge Krawatte und Frack waren, die er bei der Aufführung tragen würde. Über all' den geistigen Erregungen vergaß er, daß Lou mit den Fortschritten der Proben nicht vertraut war und der Aufführung ungefähr wie einer Lotterieziehung gegenüberstand. Dennoch war sie von tiefer Spannung erfüllt. Ihr Stolz auf Peter und ihre Leidenschaft für ihn zitterten dem Abend entgegen, der ihn groß machen sollte. Doch es war ihr nicht möglich, das Feste und Starke ihres Gefühls zum Ausdruck zu bringen. Sie scherzte über das Wesentliche fort. Sie fühlte ein Feuer, das nicht wärmte und das Feuer der andern war, die miterlebten von Fall zu Fall.

Loebson hatte die „Penthesilea" nach hitziger Debatte mit allen Wollmanns in die Mitte des Programms gestellt. Zum Glück war der Teil, der Peters Werk vorausging, nicht lang, sonst hätte die „beteiligte Familie" noch Unheil angerichtet. Weder Leopold noch Briggie hatten heute Ohren für „Leonore Nummer Drei" und die italienische Serenade von Hugo Wolf. Sie störten durch ihre heftig umhergeworfenen Köpfe und wirkten nicht wie Begründer eines großen Kunstinstituts, sondern wie zufällig in

einen Konzertsaal verirrte Banausen. In der Pause aber, bevor „Penthesilea" kam, taten sie noch ihr letztes. Sie liefen zu Frau Bamberger und begrüßten sie, als ob sie verschollen und plötzlich wiedergekehrt sei. Lou saß still und leichenblaß — mit ihren starren, dunkeln Augen blickte sie auf Loebson, der sich eben dem Podium näherte. Peter stand in Artur Rossis Loge, und Briggie dankte nach langer Zeit wieder einmal Gott, daß man ihren Schwiegersohn in solcher Vertrautheit mit dem berühmten Manne sah. Jetzt, als Lou ihre Fassung verlor, wurde sie von sanften Händen festgehalten. Nicht ihre Mutter stützte sie, sondern Mathilde Weigel, die hinter ihr saß. Lou sah sie mit feuchten Augen an. Sie nahm sich vor, Mathilde diese Regung nie zu vergessen. Dann betrachtete sie die wirklich geschmackvolle Halskette, welche die sonst so einfache Pianistin trug. Sollte das Heinrich Sterns Einfluß sein? schoß es Lou durch den Kopf. Aber nun ertönte das Klopfen des Taktstocks. Lou lächelte und setzte sich zurecht.

Das Schicksal lief in einem zu tief gegrabenen Geleise, als daß es noch ins Unheil führen konnte. Die Grundlage für Peters Erfolg war freilich seine echte Begabung. Man hörte wahren Sturm und Drang. Aber man wurde auch an den scharfen Ecken sanft vorbeigeführt und fand eine abrundende Liebenswürdigkeit, die versöhnte. Jedes Zögern der Zustimmung wurde von der Erscheinung des Komponisten besiegt. Lou schrie, ohne es zu wissen, mit halblauten Freudentönen vor sich hin: „Sieht er nicht schön aus? Ist er nicht wunderschön?!" Ihr bräutliches Gefühl hatte recht. Dieser junge, glückliche Künstler, der sich immer wieder verneigen mußte, war schön. Die Sonne des Ruhmes schien über seinem Haupte aufzugehen. Von einem Kinderglauben beseelt, strahlten seine blauen Augen.

„Kolossaler persönlicher Erfolg!" stammelte Wollmann zu seiner Frau hinüber, während er seine Hände ein bißchen ausruhen ließ.

Doch Briggie ließ ihm nichts mehr durchgehen. Scharf rief sie zurück: „Glaubst du etwa, nur persönlich? Die Leute merken, daß das ein Genie ist!"

Genie war selbst Wollmann zuviel. Er konstatierte innerlich, daß ein Genie nur bei Rossis erster Aufführung entdeckt worden sei.

Peter genoß den Taumel des Erfolges positiver als Rossi. Er ließ sich wie ein verhätscheltes Kind von einem zum andern geben. In die Anmut seines Dankes aber kam eine leichte Koketterie. Er schwebte zwar, doch ließ er niemand vorüber, dessen Gesinnung ihm nicht bekannt war. Nur zu Lou strebte sein Gefühl einheitlich und stark. Er umarmte sie, als sie ins Künstlerzimmer kam. Er ließ alle andern stehen. Dieser Anblick schützte den armen Heinrich Stern vor einem Gefühl der Vernachlässigung. Bescheiden stand der kleine Geiger im Hintergrunde und machte keinen Versuch, an den siegreichen Freund heranzukommen. Mathilde Weigel beobachtete ihn in schmerzlicher Spannung. Sie wußte, wie Heinrich diesem Abend entgegengelebt hatte. Aber er lächelte Mathilde an und wies auf Lou, die in Peters Armen lag. Da zeigte sich auch Mathilde versöhnt. Plötzlich sah Peter seinen Freund — sein bester Instinkt ließ ihn auch Heinrich umarmen. „Na, Heinz! Oller Kerl!" flüsterte er. „Nicht heulen! Heute heulen wir nicht! Heute freuen wir uns! Du gehst doch mit? Zu Adlon? Sie auch, Fräulein Weigel? Aber selbstverständlich!"

Bei Adlon saßen die Freunde an einer großen Tafel nicht beisammen, aber Heinrich war glücklich. Er trank sich einen Schwips an, während Mathilde mit zähem Selbstbewahrungsgefühl ihre Gedanken darauf konzentrierte, wie schön er ihr gestern das Beethovenkonzert vorgespielt hatte. Das rettete sie vor dem fragwürdigen Fest um sie her. Briggie aber brachte ihren plötzlich wieder zaghaften Gatten zu dem entscheidenden Toast. Vater Wollmanns Rede endete mit einer wohlbekannten Sensation: er verkündete

Peters und Lous Verlobung. Jetzt wurde es dem armen Jungen aus Pasewalk doch seltsam zumut. Dieser einflußreiche Berliner kam vor einer glänzenden Gesellschaft zu Vatertönen, die ihm galten. Das Wollmannsche Herz ging durch. Es rührte sich und die andern, es nahm den jungen Sieger in das Reich seiner Lebensinteressen auf. „Am ersten Abend der Polyhymnia, als es galt, Artur Rossi zum Siege zu führen, da, meine hochverehrten Anwesenden, da hab' ich mich nur im Dienst der Kunst gebangt! Heute aber, heute — Sie verstehen! Heute war auch das Herz dabei! Sie kennen mich, liebster Rossi! Sie wissen, wie ich es mit Ihnen meine! Aber wenn man als Vater fühlt und als Lous Vater! Na, ihr seht sie ja alle vor euch!" — Tosendes Lachen der Ergriffenheit unterbrach den Redner. — „Und ihr seht auch den Bräutigam! Paßt er nicht zu ihr?! Unser Prinz aus Genieland?!" Endlich kam das Hoch. Der glückliche Peter bemerkte erst jetzt, daß ein Teil der Gesellschaft schon ungeduldig geworden war. Briggies Lachen wurde nervös. Lou überraschte Peter durch die zugeflüsterte Bemerkung: „Gott sei Dank! Vater hat wieder mal kein Ende gefunden!" Als Peter aber mit Loebson anstieß, fühlte er von neuem das einzige, was ihn schon auf dem Podium gestochen hatte: der Russe blieb gönnerisch. Er klopfte ihm auf die Schulter. Dieses Recht gab Peter Becker aus Pasewalk ihm nicht.

Zwölftes Kapitel

Peter war über Nacht berühmt und Leopold Wollmanns Schwiegersohn geworden. Aber das Erwachen nach dem ersten Schlaf ins neue Leben gestaltete sich anders, als er gedacht hatte. Seinen Schatten auf

die Siegesfreude hatte das Schicksal schon an dem großen Abend geworfen. Die Familie Wollmann war nicht vollzählig um ihre junge Berühmtheit versammelt gewesen. Kurt fehlte. Sein Fernbleiben hatte Gründe, deren Gewicht nicht abzuschütteln war. Dieser ursprünglich harmlose Junge hatte sich zur Sorge seiner Eltern ausgewachsen. Das wollte beim Wollmannschen Lebenstempo etwas heißen. Aber man beging den schwersten Fehler, der begangen werden konnte: man packte das Übel nicht an der Wurzel, sondern ging in egoistischem Abstand herum. Es fehlte nicht jene moralische Entrüstung, die selbst im Glashause saß.

Während Eltern und Schwester mit sich beschäftigt gewesen, hatte Kurt seinen eigenen, heimlichen Weg verfolgt. Daß man ihn mit dem „Einjährigen" aus der Schule gelassen, war ihm als Erlösung erschienen, aber nicht um Kaufmann zu werden, sondern für seine geliebte Schauspielerlaufbahn. Er ließ sich in eine große Bank stecken, doch seine Gedanken umkreisten nur, was in der Welt der Kulissen geschah. Von jeder hochbedeutenden Kleinigkeit, die sie erregte, war Kurt unterrichtet. Aber er hatte Unglück mit der Persönlichkeit, an die er sich anschloß. Balduin Rahde, in dessen Komödiantentum er aufging, war mehr ein Verführer als ein Lehrer. Er machte Kurt den schweren Weg zu leicht, er rechnete nur mit den einflußreichen Eltern seines Schülers. Wenn auch der Vater noch nichts wußte — war erst das große Engagement da, ließ jeder Vater mit sich reden. Diese Zuversicht hämmerte Balduin Rahde während der Kneipnächte, deren Kosten Kurt trug, in sein Gehirn. Zwischendurch umarmte er den „lieben Jungen". Die Größen der Berliner Bühnen machte er jetzt schon zu Kurts Kollegen. Was dieser früher nur scheu aus der Ferne bewundert hatte, sah er bald in nächster Nähe. All' die Götter zeigten sich freundlich gegen ihn, denn er war ja der „junge Wollmann". Es wurde ein Leben voll Leichtigkeit und Süße. Aber es dauerte nicht lange. Die bösen

Begleiterscheinungen kamen — Schulden und Klagen über den nachlässigen Bankbeamten.

Da war es mit dem großen Geheimnis noch vor dem Engagement zu Ende. Leopold Wollmann mußte wieder einmal eine Entdeckung machen. Kurts Chef schrieb einen Brief an ihn und klärte den Zahnarzt über das geheime Leben seines Sohnes auf. Es wurde Wollmann schwer gemacht, seine ganze Empörung zu entladen. Er spürte als Polyhymniagründer, daß sein Erfolg Kurt umnebelt hatte. Außerdem stieß er bei Briggie auf den Widerspruch mütterlicher Eitelkeit. Sie erklärte sich wieder einmal für das Recht der Persönlichkeit und rief: „Warum muß denn dein Sohn durchaus Bankier werden? Warum soll er nicht auch Talent haben? Wart' es doch erst ab, eh' du mit ihm umspringst! Er ist doch auch mein Sohn!" — Wollmann aber wußte, wie schwierig es war, bis die Kunst etwas eintrug. Er konnte es sich nicht vorstellen, daß Kurt neben Matkowsky und Bassermann sich durchsetzen würde. Vergebens suchte er an ihm ein ähnliches Profil zu entdecken. Aber da in der Behrenstraße nichts aus ihm wurde, wollte der Vater klug sein und in eine andre Gegend mit ihm gehen. In der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße, in Berlins Theatergegend, saß der Mann, der über Kurt entscheiden konnte. Wollmann drang darauf, Balduin Rahdes Direktor zu befragen.

Er kannte den Gewaltigen durch Loebson, und Briggie erklärte es für selbstverständlich, daß dieser vorzügliche Kenner sich Kurts annehmen würde. Kurz vor dem Maskenfeste der „Polyhymnia" stand Kurt auf der Bühne, die er bisher nur als begeisterter Zuschauer gekannt hatte. Er sprach dem Direktor Hamletszenen vor. Meister Balduin Rahde saß, halb sorgenvoll, halb anfeuernd, neben seinem Herrn. Während Kurt deklamierte, ahnte er nicht, daß auch seine Eltern ohne Erlaubnis sich in den dunkeln Zuschauerraum geschlichen hatten. Direktor Wamsler

war ein Bild der Gefälligkeit. Eben noch hatte er den Portier angeranzt: „Wer hat denn da die fremden Leute ins Parkett gelassen? Das ist ja eine Unverschämtheit!“ als er auch schon dem Ehepaar Wollmann die Hand drückte und mit erfolgsicherem Lächeln flüsterte: „Nun wollen wir mal sehen!“ Daß er die besten Hoffnungen hatte, war nicht zu bezweifeln. Ihm schien direkt an Kurt zu liegen.

Kurt aber hatte einen andern Eindruck von ihm. Auf der Bühne bemerkte er erschrocken, daß der geschniegelte, korpulente Herr plötzlich eine Napoleonsmiene bekam. Rücksichtslose Kälte leuchtete aus seinen grauen Augen. „Nun bitte, Herr Wollmann! Ich höre!“ Kurt hatte ein Gefühl des Ertrinkens, aber er mußte sich halten und legte mit schwindelnden Sinnen los. Plötzlich packte ihn die Empfindung, als ob er noch gar nichts könnte. Wie Schlacken fiel der Ballast seiner Illusionen von ihm ab. Was waren jetzt vergangene Kneipnächte, verhallte Redensarten berühmter Komödianten? Er stand auf dem Boden, wo der Berühmteste sich jeden Abend behaupten mußte. Jetzt spürte er erst, daß dieser Triumphzug auch ein kleinlicher Existenzkampf war. Hilfesuchend blickte er auf seinen Lehrer. Aber der sah nicht ihn, sondern den Direktor an und schien mit steigender Verlegenheit zu kämpfen. Kurt bemerkte noch, daß die feiste Hand des Direktors eine goldene Uhr aus der Tasche zog — dann schwamm er weiter in seinem Hamletmonolog. Ihm schwirrte der Kopf — er hatte ganz falsch angefangen. Aber nun war es ja gleich. Wenn nur die Aufregung seine schlummernden Empfindungsschätze geweckt hätte — doch dieser auf die Uhr blickende Tyrann nahm ihm die Stimmung, und ein Theaterarbeiter, der sich in Hemdsärmeln zwischen den Kulissen zeigte, erboste ihn.

Der Monolog war zu Ende. Bleich und bebend wandte sich Kurt zu seinem Richter. „Darf ich noch die Szene mit den Schauspielern sprechen, Herr Direktor?“

Wamsler schnellte von seinem Stuhl auf und lächelte verbindlich — die Napoleonsmiene war fort. „Nein, danke bestens, ich brauche Sie nicht weiter zu bemühen! Verbindlichsten Dank, besonders dafür, daß Sie nicht den Monolog ‚Sein oder Nichtsein' gesprochen haben! Den haben wir nämlich in dieser Saison schon fünfzigmal gehört! Nicht wahr, lieber Molke?" Er wandte sich zu seinem Oberregisseur. Der nickte lächelnd, aß seine Frühstückssemmel weiter und verschwand zwischen den Kulissen. Da Kurt noch erwartungsvoll dastand, schüttelte Wamsler ihm kräftig die Hand: „Nun bitte ich Sie, mich freundlichst entschuldigen zu wollen! Meine Sprechstunde fängt an! Ich gebe Ihnen morgen Nachricht! Grüßen Sie Ihre verehrten Eltern!"

Kurt stand mit nicht sehr klugem Gesicht allein auf der Bühne. Als er aber sah, daß auch Balduin Rahde sich davonmachen wollte, eilte er in den Zuschauerraum hinunter und hielt seinen Lehrer fest: „Was glauben Sie? Wird es?"

„Nun," tutete Balduin — „Sie waren ein bißchen aufgeregt und unsicher, aber das ist ja beim erstenmal kein Wunder."

„Was hatte Wamsler für einen Eindruck?"

Da kam ein vieldeutiges Lächeln auf Balduins Züge. „Lieber, junger Freund — Sie fragen mich zuviel. Wann hätte man jemals Wamslers Eindrücke erkannt? Wir müssen abwarten. Aber ist er nicht ein wahrhaft entzückender Mensch?"

Kurt nickte verwirrt — dann entschlüpfte ihm Balduin. Mit schwerem Herzen ging Kurt auf die Straße hinaus. Plötzlich sah er seine Eltern vor sich hergehen. Diese beiden, so lange nicht in Harmonie erblickten Gestalten wirkten förmlich spukhaft auf ihn. Sie entfachten seine Depression zur Verzweiflung. „Ihr wart im Theater?!" schrie er. „Was soll das heißen?! Das verbitte ich mir! Das hätte ich wissen müssen!" Er stampfte mit beiden Füßen, er kümmerte sich um die Vorübergehenden nicht.

„Aber bist du denn verrückt?“ flüsterte Wollmann. „Wie benimmst du dich denn? Wir haben es doch gut gemeint! Wir konnten doch nicht mehr tun, als persönlich dabei zu sein!“

„Es war ganz famos, Kurt!“ sagte Briggie schnell. „Du hast wirklich sehr schön gesprochen!“

Kurt sah seine Mutter ungläubig an. Aber ihre Worte taten ihm wohl. Er geduldete sich bis zum nächsten Morgen.

Wamslers Antwort kam pünktlich. Freilich war sie nicht von ihm, sondern von seinem Sekretär geschrieben, der den Herrn Direktor zu entschuldigen bat. Das Resultat lautete: Unzureichende Begabung bei allem ehrlichen Wollen. Jedenfalls noch viel Studium nötig. Für Wamslers Bühne komme Kurt leider nicht in Betracht. Jetzt tobte Wollmann. Briggie war selbst zu enttäuscht, um seinen lieblosen Zorn festhalten zu können. Sie schwor, daß sie sich durch Loebson an Wamsler rächen werde. Wollmann aber wandte sich gegen Kurt und jammerte um die verlorene Zeit, um das vergeudete Geld. Nun sei der Junge weder für einen praktischen Beruf, noch für die Kunst zu brauchen.

Kurt erkaltete in dieser Stunde gegen seine Eltern. Zum erstenmal fühlte er sich gänzlich unverstanden. Seine Verzweiflung endete in dumpfem Trotz. Er suchte auf jedem Wege das Leid der Enttäuschung los zu werden. Da half ihm das Fest der „Polyhymnia“. Als Wollmann, der Kalif, Heinrich und Mathilde erzählte, daß sein Junge im Champagnerzelt sitze, „total besoffen“, wußte er nicht, mit wem er dort stundenlang blieb.

Die Tänzerin Fiore Gras war Kurt schon lange bekannt. In einem Künstlercafé am Kurfürstendamm war sie Stammgast, wie er. Hier saß das auffällige Mädchen beim Absinth, den schmalen Knabenkörper in einen Sessel gestreckt, ohne Bewegung, schweigsam und nur zuweilen den blassen Kopf mit der dunkeln

Lockenfülle schüttelnd. Das Seltsamste und Wirkungsvollste waren ihre Augen. Sie hatte den Perlmutterblick der Meeresgeschöpfe, obwohl sie aus Magdeburg stammte. Sie fing sich lauernd jedes Wesen ein. Von erlesenstem Geschmack war die raffinierte Schlichtheit ihrer Kleidung. Ihr Schmuck bestand immer aus kostbaren, kleinen Tiergestalten, die ihrem Menschenwesen gleichsam untertan waren. Fiore Gras war Tänzerin der neuesten Richtung. In einem Nachtkabarett trat sie auf, aber nur, wenn ihre „Stimmung“ sie dazu befähigte. Solange sie nicht tanzte, wirkte sie wie in einem Fakirzustande oder auch ein bißchen wie eine gesättigte Schlange.

Kurt Wollmann kannte Fiore Gras vom Café her, aber er sah sie beim Fest der „Polyhymnia“ zum erstenmal tanzen. Fiore wollte sich bei dieser Versammlung des „kulturellen Berlin“ eine große Reklame machen. Sie hatte den Apparat einer ganzen Tanzaufführung mitgebracht. Als Bajadere drehte sie sich zwischen braunen Flötenbläsern. So wurde sie zum „Clou“ des Märchenfestes. Doch als sie im Rausch ihres Erfolges von Männern umstürmt wurde, war das Seltsame geschehen, daß ihr suchender Blick nur an Kurt Wollmann haften geblieben. Kurt sah eine der größten Künstlerinnen in ihr. Ahnte dieses wunderbare Weib, in welcher Zerrissenheit er auf das Fest gekommen war? Wie auch er suchte, von Leben und Kunst enttäuscht? Es mußte so sein, denn als er Fiore angesprochen hatte, widmete sie sich nur ihm. Im Champagnerzelt blieben sie, auf einem grünseidenen Diwan, unter verhängtem Licht. Als die andern sahen, daß Fiore wieder einmal einer Laune folgte, gaben sie es auf und ließen die Bajadere bei ihrem unansehnlichen Jüngling.

Kurt sagte ihr alles, doch sie lächelte ihr Sphinxlächeln, und er wußte nicht, ob sie ihm wirklich zugehört.

„Bubi“ nannte sie ihn. Das hätte ihn aus einem andern Munde verletzt — von ihren sinnlich welken

Lippen, die an eine gesprungene Herbstfrucht erinnerten, klang es wie das Höchste. „Bubi,“ sagte sie, eine eben angezündete Zigarette fortwerfend, „du sprichst soviel von deinen Eltern. Was sind Eltern? Menschen, die uns ohne unser Einverständnis gemacht haben. Oder hat man dich vielleicht gefragt?“

„Nein,“ stammelte Kurt. „Ach, überhaupt die menschliche Verantwortung! Du weißt doch, was Ibsen sagt!“

„Es ist mir gleichgültig, was Ibsen sagt. Ich will hören, was du sagst. Du, mit deinen genialen Freudenaugen und mit deinen Hoffnungsbeinen — denn die hast du. Was tut dir denn weh? Daß du nicht Schauspieler werden kannst? Du hast trotzdem Talent, du kannst etwas viel Besseres, nämlich leben. Ja, du hast Talent zum Leben — davon verstehen deine Eltern nichts.“

„Meine Eltern!“ Nun machte Kurt seinem Groll doch Luft. Zu Fiores Anschauungshöhe könne er sich nicht aufschwingen. Sie habe es gut, sie konstatiere lächelnd, daß sie ihre Eltern in Magdeburg — die Mutter war übrigens Mexikanerin — kaum gekannt habe. Aber er! „Meine Eltern verstehen überhaupt nicht, was in mir vorgeht! So lange ich untergekrochen bin, war ich ihnen gut genug, den Hanswurst zu machen! Da hielten sie es für Kunst, wenn ich Bassermann und Matkowsky kopierte! Da ließen sie sich von ihren Schmeichlern Komplimente über mich machen! Aber jetzt, jetzt! Jetzt heißt es: Krieche unter, Bengel, wo Kurse gebrüllt werden! Bilde dir nichts mehr ein, gar nichts! Arbeite, schufte, verkomme!“

Fiore hielt sich die Ohren zu. „Aber ja, aber ja, das kenn' ich ja alles! Was ist denn das! Die Leute handeln eben nach ihren Instinkten! Sie sind im Grunde Wesen, die leben! So ist die Tierwelt, die Pflanzenwelt, so bin ich Tier und Pflanze! Das ist mein Geheimnis: ehrliches Tier und ehrliche Pflanze zu sein! Die andern sind es unehrlich! Dein ‚Glück‘ können

deine Eltern brauchen — natürlich — weil es zu ihrem Glück gehört! Was suchen sie denn andres, als sich? Dein Vater will Einfluß haben, und deine Mutter hat seit Jahren ein Verhältnis! Nun ja, das weiß man doch! Sie rasen auf ihrer Bahn bis ans Ende — glaube mir nur! Dafür setzen sie Kinder in die Welt! Die müssen es aber ebenso machen! Also, mein Bubi — bin ich deine Freundin oder nicht? Reiß' ich dich ins Leben oder nicht? Kopf hoch — damit ich dir einen Kuß geben kann — so! Du kleines Bubiköpfchen! Ach! Du bist mein Kind! Aber rauf' dich auch mal mit mir, damit ich sehe, ob du ein Mann bist!"

Selige Stunden kamen. Kurt war wieder glücklich. Doch dieses Glück führte in Fiores schöne Hölle. Er glaubte sich von ihr gehoben und wurde in Wahrheit hinabgestoßen, tiefer und tiefer. Sie gab ihm nichts als den Trotz seiner kleinen, unfruchtbaren Person. Sie befreite und knechtete ihn. Was ihm aber völlig unbekannt blieb, bis es zu spät war, wurde seine Abhängigkeit von der Meisterin. Unter seinem Talent zum Leben hatte sie doch nur sein Geld verstanden. Systematisch lockte sie ihn von der Arbeit fort; er kündigte seine Stellung. Er hielt es allmählich für seinen Beruf, auf der Bank der Spötter zu sitzen, zynische Kritik zu üben, der das Recht der eigenen Leistung fehlte. Die Tage in Schlaf und Halbschlaf, die Nächte in verworrenen Redensarten — das war Kurts Erlösung.

Seine Eltern merkten lange nicht, welcher Dämon hinter diesem Verfall steckte. Kurt tat ihnen wegen seiner Theaterenttäuschung leid; sie ließen es ihn eine Weile treiben. Doch die Zeichen mehrten sich, daß man sich wirklich um ihn kümmern mußte. Kurts elendes Aussehen, sein unstäter Blick. Peter, der oft unbequeme Bemerkungen machte, war der einzige, der Bedenken äußerte. Er meinte, ob Kurts Nerven nicht vielleicht angegriffen seien — er finde ihn schrecklich verändert. Briggie aber lachte. Über das Aussehen eines jungen Mannes in Kurts Alter denke man

am besten nicht nach. Der müsse mit vielen Schwierigkeiten fertig werden.

Doch es dauerte nicht lange, so sollte eine schlimme Aufklärung kommen. Wollmann entdeckte, wie maßlos Kurt zu bummeln begonnen hatte. Er kam nie vor fünf Uhr nach Hause. Der Portier hatte sich über seinen Hochmut geärgert und verriet ihn. Als Wollmann sich wütend entschloß, seinen Liebling zur Rede zu stellen, ließ dieser durchaus nicht mit sich reden. Seine Lebensführung sei seine Sache, man habe sich ja nie darum gekümmert, nun solle man ihn auch lassen. Schneller, als man ahnte, kam die Katastrophe. Am Morgen nach der Penthesileaaufführung entdeckte man, daß Kurt überhaupt nicht nach Hause gekommen war. Wollmann raste im Automobil durch halb Berlin. In allen Lokalen, wo Kurt vermutet werden konnte, suchte er ihn vergebens. Endlich fand er ihn bei einer Dame, auf die man ihn hingewiesen hatte, bei Fräulein Fiore Gras.

„Spielschulden!“ stammelte Kurt. „Vierundzwanzig Stunden! Ich schieße mich tot, Vater!“

Fiore Gras, die Verächterin der Eltern, lief vor dem Vater, als dieser sich wütend gegen sie wandte, davon.

Peter kam dazu, als Wollmann seinen Jungen nach Hause brachte. Lou war verschwunden. Briggie aber stand in ratlosem Zorn: „Was fällt dir denn ein, Kurt? Das sind ja entsetzliche Geschichten!“

„Mutter! Mutter!“ wimmerte der Kranke.

„Lass' ihn doch!“ rief Wollmann verstört. „Lass' ihn doch jetzt in Ruhe! Rede nicht mehr mit ihm! Nimm dich zusammen, mein Herzchen! Ich zahle ja alles! Ja! Ich zahle alles! Niemand soll dir was tun!“

„Hat er Schulden gemacht?“

„Halt' den Mund, Briggie! Du treibst ihn noch weiter 'rein!“

„Ich?“

„Ja, du! Warum hast du dich nicht um ihn gekümmert?“

„Warum hast d u dich nicht um ihn gekümmert?! Du bist der Vater!“

„Du bist die Mutter!“

„Mutter! Mutter! Verzeih’ mir!“

Jetzt trat Peter in tiefer Erregung heran. „Aber hört ihr denn nicht, was er sagt? Das ist ja alles! Mehr kann er doch nicht sagen! Er will gesund werden!“

„Gesund will ich werden!“ jammerte Kurt.

„Mein armer Liebling! Mein geliebter Junge!“

„Aber nicht doch!“ bat Peter. „So geht es doch nicht! Bitte, geh’ doch ’raus, Mutter! Er darf dich nicht mehr sehen! Er schämt sich doch so vor dir!“

„Hörst du?“ rief Wollmann mit Prophetenstimme. „Peter versteht ihn! Peter hat es erfaßt! Du hast zu grobe Hände! Du haust immer bloß alles zusammen!“

„Aber nicht doch!“ Peter wußte sich nicht mehr zu helfen. Er schob seine Hände unter Wollmanns und Briggies Arm und führte die Eltern mit sanfter Gewalt ins Nebenzimmer. „So! Nun bitt’ ich euch um alles! Bleibt jetzt hier! Geht nicht mehr zu ihm! Ich werde schon mit ihm reden!“ Es lag etwas in Peters Bitte, was wie Befehl klang. Die Eltern gehorchten, und der Kranke war von ihrem Anblick befreit.

Als Peter wieder zu Kurt trat, sah er ihn zuckend auf dem Sofa liegen. Er setzte sich zu ihm und nahm seine Hand.

„Ach, du bist gut!“ flüsterte Kurt. „Du bist der Beste! Alle andern — alle andern sind so miserabel! Vater und Mutter und Lou! Die verachten mich alle!“ Er bäumte sich auf.

„Aber nicht doch! Unsinn! Was heißt denn das! Sie haben dich doch lieb! Sie verstehen dich bloß nicht! Daran mußt du denken, Kurt! Lieber Gott! Das erlebt man eben!“

„Nicht wahr? Nicht wahr?! Das erlebt man! Aber hast du jemals solches Weib gekannt? Ich sage dir, Peter, das ist kein Mensch! Das ist eine ver-

zauberte Tigerkatze! Ein Vampyr ist das! Sie hat mir das Blut aus den Adern gesogen — buchstäblich!"

„Nein, nein! Es kann ja alles noch gut werden! Jetzt ängstigst du dich bloß, das ist ganz natürlich! Aber ich seh' es dir ja an, daß noch alles gut werden kann! Versprich mir nur, daß du dem Arzt gehorchst!"

„Ich will keinen Arzt!"

„Es muß doch aber sein, Kurt! Sei vernünftig! Du kommst in ein Sanatorium! Ich bringe dich morgen hin! Ich sorge dafür, daß niemand was merkt! Dann bleibst du ein paar Monate fort! Nachher bist du wie neu geboren! Paff' mal auf! Man kriegt das Leben bloß unter, wenn man es kennen lernt!"

Vor dieser Offenbarung schlang Kurt plötzlich seine immer noch kindlichen Arme um Peter und weinte die zerrissene Seele aus. „Wie gut du bist! Du bist ja unglaublich gut! Dabei hast du doch gestern erst deine Aufführung gehabt! Wie war's denn? War's denn ein Erfolg?!"

Peter zwang sich zu einer flüchtigen Auskunft. Dann aber beruhigte er den Kranken und wich nicht von ihm, bis er in tiefen Schlaf versank.

Dreizehntes Kapitel

Als man am nächsten Tage sah, daß Kurt über die Nervenkrisis fortgekommen war, machte man zu Peters Entschluß, ihn fortzubringen, keine dankbare Miene. Die Gefahr war eine Gefahr von gestern — man besann sich wieder auf Glanz und Genuß. In diesen Tagen kamen sie reichlich über die Familie Wollmann. Peter, der Schwiegersohn, wurde als neues Talent in allen Blättern besprochen. Zum Ruhm gesellte sich die Familienfreude, denn unaufhörlich drängten

sich Gratulanten heran, die Lou in ihrem Glück sehen wollten. Kurt war nur ein peinlicher Kontrast. Daß er möglichst schnell fortkam, war gewiß das richtige. Man hatte auch schon ein wahrhaft exklusives Sanatorium am Gardasee für ihn gefunden. Doch Peter sollte die traurige Fahrt mit ihm unternehmen? Peter, der durchaus in Berlin gebraucht wurde?

Aber der Pommer setzte seinen harten Schädel auf — da war nichts zu machen. Briggie kam auf eine Idee, die alles wieder gut machte. Peter hatte die Absicht, in Italien alte Kirchenmusik zu studieren, und wollte, nachdem er seinen Schwager untergebracht, vom Gardasee nach Toskana fahren. Insgeheim hoffte er dadurch auch dem Wollmannschen Getriebe etwas zu entgehen. Aber gegen die neue Idee seiner Schwiegermutter durfte er sich nicht wehren. Briggie wollte nämlich mit Lou den Januar und Februar an der Riviera verbringen. Peter sollte von Florenz aus zu ihnen stoßen. Lou war von dem Plan entzückt, während Wollmanns Klage über die große Ausgabe überhört wurde. Ihre erste Trennung von Loebson führte Briggie mit Absicht herbei. Sie hatte nach den Jahren blinder Ergebenheit doch herausbekommen, daß der Russe von Zeit zu Zeit entbehren mußte, was ihm wertvoll bleiben sollte. Schon stand die alternde Frau an der Schwelle, hinter der die männliche Rücksichtslosigkeit lauerte. Die feinnervigen Hände des Musikers wußten auch brutal zu sein. Das ahnte Briggie. Sie wollte ihm zeigen, daß er sie noch mehr brauche, als sie ihn. —

Peter reiste mit Kurt. Er saß wie ein Krankenwärter neben dem armen Unglückshuhn. Vom Gardasee wandte Peter sich nach Toskana; bis in den Winter hinein blieb er, eifrig arbeitend, in Florenz. Diese Sammlung seiner Kräfte empfand er als Läuterung von manchem, was ihn angetastet hatte. Er kam von selbst dazu, sich in langen Briefen Heinrich wieder zu nähern. Aber nach Neujahr hieß es, in Mentone

mit den Damen Wollmann zusammenzutreffen. Peter erschrak vor der Entdeckung, daß seine Sehnsucht nach Lou über der Arbeit eingeschlafen war. Ihre stärkste Wirkung endete doch mit ihrer Gegenwart. Es hatte ihn nicht einmal eifersüchtig gemacht, als sie ihm in ihren Briefen die Berliner Vergnügungen geschildert. Er verstand es jetzt erst, wie sicher sie seiner war. Nun aber, da das Wiedersehen heranrückte, griff auch die Sehnsucht wieder nach ihm. Seine Freude auf Lou steigerte sich zu einer großen Leidenschaft, und er brachte ihr tausend Wunder entgegen.

Die goldblaue Faulenzerschönheit der Riviera gab glückliche Tage. Peter wurde wie ein Triumphator empfangen. Von Menschen umgeben, denen seine Stimmungen kostbar waren, verlor er die Unfreiheit von einst und sah sich behaglich um. Er hatte doch viel gewonnen. Das Leben hatte ein gewaltiges Zauberkunststück an ihm vollbracht. Kaum erkannte er sich wieder, den armen, unbeachteten Jungen, der jetzt in einem Hotelpalast einen Salon mit Bad bewohnte. Er war berühmt, er interessierte überall und fand bei jeder neuen Bekanntschaft freundliches Entgegenkommen. Wenn er auf der Hotelterrasse saß, den Blick auf das blaue Südmeer gerichtet, unter Palmen, unter echten Palmen — dann wußte er von dem „ollen Oderkahn“, auf dem er einst zwischen Äpfeln und Heringen seine Reisen gemacht hatte, nichts mehr. Es war ein schönes, einschläferndes Vergessen. Doch Peter blickte nicht nur auf das Wandelbild des Meeres — seine Augen ruhten auch auf der eigenen, gepflegten Gestalt. Im weichen Korbsessel saß er und streichelte zuweilen seinen wunderbar schmiegsamen Flanellanzug. Er beschloß, sich eine besondere Genugtuung zu bereiten und aus dem Grand Hotel Mentone mit der Goldfeder, die Lou ihm mitgebracht, einen langen Brief an Onkel Böhme in Pasewalk zu schreiben. Diese Idee machte ihn eigentlich am glücklichsten. Er kannte seinen einstigen Vormund — wenn er ihm gar noch die

Menüs der Table d'hote schilderte, war der materialistische Kreisphysikus vollständig besiegt. „Das kann also auch bei der Kunst 'rauskommen! Merkwürdig!" Peter hörte diesen Ausruf von ihm und lächelte. Mild umwehte ihn der Südwind unter den breiten Palmenfächern. Da vernahm er ein leises Lachen — Lou stand neben ihm. Wenn es nur Lou allein gewesen wäre. Aber auch Briggie zeigte sich, und beide hatten ihn beobachtet.

Jetzt schnellte Peter empor. Die schöne Stimmung war hin. Er spürte wieder eine arge Taktlosigkeit bei denen, die ihm seinen Traum geschenkt hatten. Aber Lou ließ ihn nicht böse werden — sie umschlang ihn, sie zog ihn sofort in den Nebel der Sinne. Dann hielt sie ihn fest und betrachtete ihn, als ob sie ihre liebste Puppe in den Armen hielte. Peter lachte wieder. „Ja, ihr amüsiert euch," sagte er plump. „Aber denkt ihr auch mal an unsern armen Vater, der in Berlin sitzt und sich die Zähne von fremden Leuten begucken muß? Der Mann hätte auch 'n paar Wochen Mentone verdient."

„Unsinn!" rief Lou. „Vater macht sich gar nichts aus solchem Aufenthalt!"

Briggie warf, obwohl sie lächelte, einen zornigen Blick auf Peter. Der junge Mann entwickelte sich. Er sah mit seinen geheimsten Gedanken vielleicht schon als Feind auf sie. Aber das war ja gleichgültig — wenn er nur dankbar blieb. „Vater würde nie seinen Beruf im Stich lassen, lieber Peter," erwiderte sie ohne Erregung. „Er geht außerdem schon im Mai nach Marienbad. Aber wir bekommen bald andern Besuch, der auch dich erfreuen wird. Übermorgen kommt Rossi aus Rom. Ich hoffe, daß auch Loebson sich ein paar Tage frei machen wird. Rossi will ihm bei uns etwas Neues vorspielen."

Peter war versöhnt. Er blickte dem Besuch der beiden Musiker mit argloser Freude entgegen.

Nun putzte sich Briggie mit der ungewöhnlichen Er-

scheinung ihres Schwiegersohnes. So lebensvoll, gesund und stark sahen nur wenige Jünglinge in Mentone aus. Briggie erklärte ihrem Bekanntenkreise unermüdlich Peters Vorzüge. Leistungen, die für einen Pasewalker Jungen selbstverständlich waren, pries sie als Heldentaten. Peter ruderte gut und war ein vorzüglicher Schwimmer. Die stolze Schwiegermutter machte vor der weniger waghalsigen Jugend einen Siegfried aus ihm, einen deutschen Recken, wie er in Romanen lebte. Peter lachte darüber, von der Mutterliebe, die er in dieser Eitelkeit spürte, gerührt. Er konnte der lästigen Bewunderung um so leichter entfliehen, als auch Lou den freien Naturgenuß liebte. Man sah das junge Paar, dessen glückliche Grazie überall entzückte, täglich aufs Meer hinausfahren oder die Straße nach Nizza radeln.

In das lichte Glück aber brachten die beiden Besuche tiefe Schatten. Das Wiedersehen mit Rossi war eigentlich zur Freude bestimmt. Das Haupt dieses deutschen Meisters in der Farbigkeit des Südens zu erblicken, war prachtvoll. Aber Artur Rossi kam nicht allein. Er überraschte die Freunde dadurch, daß er nicht seine Frau, sondern seine Freundin mitbrachte. Auf die Frage, wo Gerda geblieben, erklärte er, die habe er von Rom nach Berlin geschickt. Das klang scherzhaft, wirkte aber in Gegenwart der Amerikanerin peinlich und ließ heftige Kämpfe vermuten. Rossis naiver Egoismus begegnete bei den Damen Wollmann schnellstem Verständnis. Nur Peter lehnte sich dagegen auf. Er sah die Frauen von Rossis Gegenwart berauscht. Er wußte, daß sie sich vor ganz Mentone mit ihm zeigten. Die Art, jedes Wort eines großen Mannes als heilig gelten zu lassen, wurde ihm plötzlich zuwider. Daß Gerda, die nun Abgetane, wenn man sie mit der schönen, jungen Miß Gibson verglich, äußerlich unterlag, verstand Peter. Aber er glaubte nicht an die seelische Überlegenheit der Amerikanerin, und es empörte ihn in seiner ganzen niederdeutschen Schwere, daß die

Beweglichkeit um ihn her so schnell verwarf, wie sie auf den Schild gehoben.

Rossi hatte bei all seiner Verträumtheit das schärfste Gefühl für seelische Gegner. Ihm lag daran, die Frau, die er durchsetzen wollte, in die große Welt zu führen, und er zeigte für die Aufnahme der Wollmannschen Damen übertriebene Dankbarkeit. Briggie und Loebson vertraute er an, daß er sich von Gerda scheiden lassen wolle. Der Kampf, so schwer er sei, müsse gekämpft werden. Er sei es seiner Zukunft schuldig. „Der Kunst!" rief Briggie emphatisch. Sie war vollkommen Miß Gibsons Partei. Lou merkte Peters Groll — sie verhielt sich neutral. Rossi aber fühlte, daß einer da war, der seinen Entschluß nicht billigte. Peters Einsilbigkeit sagte ihm alles. Um den unbekannten Pasewalker hätte Rossi sich kaum gekümmert — jetzt aber war Peter Becker eine bekannte Persönlichkeit und ein künstlerischer Nebenbuhler. Der Zusammenstoß mußte kommen. Rossi umging ihn im letzten Augenblick, indem er zur Bestürzung der Wollmannschen Damen plötzlich mit Miß Gibson abreiste.

Nun brach der aufgespeicherte Groll aus Briggie hervor. „Ich weiß ganz genau, was Rossi vertrieben hat! Dein Gesicht, Peter! Du bist ja 'rumgegangen, als ob die beiden dich gestört hätten!"

„Das haben sie auch!" fuhr Peter los — Lou konnte ihn nicht mehr festhalten. „Ich begreife euch überhaupt nicht! Warum seid ihr denn so treulos? Hat Gerda euch was getan? Bloß daß sie unglücklich ist, nehmt ihr ihr übel!"

„Lächerlich!" rief Briggie, zum Fenster laufend. „Was ist das für ein Standpunkt!"

„Das will ich dir sagen, Mama! Es ist mir nicht gegeben, alle früheren Beziehungen niederzutrampeln, um einem berühmten Manne gefällig zu sein! Ich finde das unwürdig und ganz gegen Rossis Interesse!"

Lou versuchte den Wütenden zu beruhigen, aber das war nicht möglich. Blaß und fassungslos stand

Briggie Peters Protest gegenüber. Dann stammelte sie: „Ich lasse mir von dir keine Vorschriften machen! Für mich gilt nur die Frau, die Rossi liebt! Schlimm genug, wenn man dir als Künstler so was erst sagen muß!"

„Donnerwetter!" schrie Peter. „Ich rede nicht als Künstler! Ich rede als Mensch! Könnt ihr denn Rossi nicht ein einziges Mal als Menschen nehmen? Was die Gibson für ein Mensch ist, weiß ich noch nicht!"

„Du findest sie wohl häßlich?" fragte Lou mit absichtlicher Komik.

„Nein, ich weiß auch, daß sie hübsch ist, aber wenn sie sich ein Bein bricht, ist es sehr die Frage, ob ihr sie noch bewundern würdet!"

„Hoheit sind ein bißchen verwirrt!" meinte Lou. „Warum soll sich denn die arme Miß Gibson ein Bein brechen?"

„Nehmt mich ernst, Kreuzmillionen! Nehmt mich ernst! Ich habe jetzt genug! Der Mann hätte nie hierher kommen dürfen! Erst hätte er mit seiner Frau im reinen sein müssen! Wozu haben wir denn unsre moralischen Institutionen? Doch nicht, um sie des lieben Vergnügens wegen über den Haufen zu schmeißen?"

Jetzt lachten die Frauen. „Er ist doch ein Philister," sagte Briggie zu Lou. Die schüttelte heftig den Kopf. Peter aber wandte sich kraftlos vor Zorn zu Andreas Loebson. „Sie müssen mir jetzt sagen, ob ich recht habe! Was entscheidet in dieser Frage, Herr Loebson?!"

Der Russe saß, von dem scharfen Duft seiner Zigarette umschwebt, in einem Klubsessel. Er lächelte halb ergötzt, halb zurückweisend. „Das will ich Ihnen sagen, mein Lieber. Es handelt sich um einen der greßten Kinstler Deutschlands."

„Aha!" riefen die Frauen.

„Aber das ist doch ganz egal! Und wenn er Bach und Beethoven und Bruckner zusammen wär — in menschlichen Anstandsfragen ist Ihr dritter Posaunist

nicht mehr! Ich traue Rossi übrigens zu, daß er wie ich empfindet!“

Loebson stand jetzt auf und klopfte Peter auf die Schulter. „Nicht so hitzig, junger Freund. Zwischen Artur Rossi und Ihnen mag noch ein gewisser Unterschied sein. Außerdem gehört es zum Ehrenkodex der Künstlerschaft, nichts andres als das Recht der Persönlichkeit anzuerkennen. Habe ich das nicht auch immer getan, Frau Briggie?“

Diese wurde plötzlich dunkelrot. Dann schlug sie Loebson mit einer Blume und eilte rätselhaft lachend in den Garten hinunter. Peter verstummte. Er warf einen fragenden Blick auf den Russen. Nach einer Weile sah er Lou an, die sich abgewandt hatte und eifrig eine Orange schälte. Da ging Peter kopfschüttelnd, mit unsicher gewordenen Schritten in sein Zimmer hinauf.

Vierzehntes Kapitel

Heinrich Stern hatte inzwischen in Mathilde Weigel gefunden, was ihm den Freund ersetzte. Der kleine, scheue Geiger hatte sich den Weg zum Weibe viel zu schwer vorgestellt — plötzlich wurde er über die Brücke der Kameradschaft zum Liebesbunde geführt. Beide konnten keine Trennung mehr ertragen — alle ihre Pläne gehörten zusammen, und wenn sie sich eine Stunde entbehrt hatten, mußte die nächste sie durch volle Gemeinsamkeit entschädigen. Bei Hulda und Fanni Wollmann hatte Heinrich seine Freundin eingeführt — eines Morgens erzählte er ihnen, daß sie seine Braut sei.

Das war so gekommen: An einem funkelnden Winterabend begleitete Heinrich Mathilde nach Hause. Sie waren in einem Konzert gewesen und mußten

sich beeilen, um vor zehn Uhr in der Motzstraße zu sein. Dort wohnte Mathilde. Die Pianistin hatte, was ihr leider häufig passierte, den Hausschlüssel vergessen. Heinrich grollte ihr insgeheim ein bißchen, denn durch diese Vergeßlichkeit mußte Mathilde in ihrer Pension essen, und die Krönung des Abends, das gemeinsame, bescheidene Souper, war heute unmöglich. Aber dafür war der Heimweg durch die stillen, mit Schnee bedeckten Straßen schön, und ehe sie sich's versahen, hatten Geiger und Pianistin ihre Eile vergessen. Sie waren in eine Debatte über Anton Bruckner geraten. Heinrich hatte sich in Berlin die etwas bewußte Ausdrucksweise der ästhetischen Jugend angewöhnt. Er sprach leidenschaftlich, aber gewählt und hob seine Waffen gleichsam mit den Fingerspitzen auf. Mathilde war bei ihrer rheinischen Schlichtheit geblieben. Sie kam deshalb ins Hintertreffen, bis Heinrich einen Hund umrannte, und wütendes Gebell die heilige Stille zerstörte.

Das Paar stand nun lachend in der Motzstraße, vor Mathildens Tor. Doch die Uhr zeigte schon zehn Minuten vor elf — das Tor war längst geschlossen. Dazu kam, daß Mathilde mit der Portierfrau, die eine böse Hexe war, sich verfeindet hatte und gar keine Lust zeigte, das gichtbrüchige Weib herauszuklingeln. An den Nachtwächter dachte weder sie noch Heinrich. Da es nun doch zu spät war, beschlossen sie lieber beisammen zu bleiben. Mathildens Wirtin war eine weitschauende Frau, die in einer nächtlichen Bummelfahrt des Fräuleins nichts Schlimmes erblickte. Man ging also weiter durch den knirschenden Schnee, unter dem funkelnden Sternenhimmel. Doch die Kälte wurde stärker als die Poesie. Man vergaß Bruckner und dachte klappernd an sich selbst. Eine kleine, gemütliche Weinstube war der Hafen. Hier wurden sie von dem dicken, pärchenfreundlichen Kellner in eine Nische gesetzt. Der Rotspon kam, die Stunden vergingen — immer heißer offenbarte sich die Lockung der Nacht.

Niemand beachtete die beiden in ihrer Nische — sie waren seltsame Zecher. Als Heinrich anfing, sich glücklich zu fühlen, sprach er nicht von dem Mädchen, das ihm endlich nahe gekommen, sondern von dem Freunde, der mit seiner Braut unter den Palmen des Südens wandelte. Aber das war es eben, worin Mathilde ihn am tiefsten verstand. Auch sie konnte sich nicht offenbaren, ohne von sich abzusehen. Indem sie immer wieder an ihrem Glase sog, fühlte sie ein tiefes Feuer durch ihren Körper rieseln, bis in die halb erfrorenen Füße hinunter. Ihre Augen glänzten, ihre Wangen brannten — sie sagte auch immer Peter, statt Heinrich, und schilderte Lou, wie sie selbst zu sein wünschte. Heinrich aber kam zu einer Wendung des Liebesgespräches, welche die allerseltsamste war — er sprach nicht von der Anmut seines Mädchens, sondern von seinen längst entrückten Eltern. Da nur von Toten die Rede war in dieser lebendigsten Stunde, kam es, daß Heinrich und Mathilde sehr traurig wurden, trotz aller Seligkeit. Der dicke Kellner wurde aus diesem Pärchen nicht klug. Erst glaubte er, daß es von einer Beerdigung gekommen sei, obwohl die Stunde etwas ungewöhnlich war. Dann aber hörte er, daß der junge Mann sagte „Wie prachtvoll war doch alles", und das junge Mädchen „Ja, es muß entzückend gewesen sein" — das paßte wieder nicht zur Friedhofstimmung. Jedenfalls wurde es auch dem Kellner ganz feierlich zumute, während er Heinrich und Mathilde bediente. Als er ihnen die zweite Flasche brachte, dachte er an seine verstorbene Frau. Seine rote Nase senkte sich, und er verschwand mit bewegtem Räuspern hinter der Küchentür.

Das erste Glas der zweiten Flasche besiegelte Heinrichs und Mathildes Bund. Sie sahen sich mit ihren traurig glücklichen Augen an, und als sie sich allein wußten, küßten sie einander. Dann faßten sie sich. Für immer einig, beschlossen sie, nun doch Mathildes Wohnung aufzusuchen. Es war zwei Uhr geworden. Der Kellner kam, seine etwas bänglichen,

verquollenen Augen auf das wunderliche Paar richtend. Man zahlte. Als die jungen Leutchen gingen, überraschte sie ihr Gönner noch durch die Bemerkung: „Na, lassen Se't man jut sind, meine Herrschaften — et wird schon allens schief jehn!“ Zum Glück fiel die Tür sofort zu — Heinrich und Mathilde standen auf der Straße. Jetzt erst kam ihnen die Komik des plötzlichen Zuspruchs zum Bewußtsein. Sie lachten bis zur Motzstraße. Die böse Portierfrau brauchte nicht aus dem Schlaf geklingelt zu werden, denn Mathilde hatte Glück. Es war freilich eines, das zu dem grotesken Abend paßte. Als man vor der Haustür stand, wurde diese plötzlich von innen geöffnet. Herr Doktor Wuttke, ein bei Tage höchst solider Philologe, der auch in Mathildes Pension wohnte, führte ein Dämchen der Nacht hinaus. In seiner Verlegenheit ließ Heinrich Mathilde schnell in das Haus, und Herr Doktor Wuttke schloß noch schneller die Tür hinter ihr. So war es ein jäher Abschied. Draußen stoben die übriggebliebenen sofort auseinander. —

Hulda und Fanni Wollmann waren von Heinrichs „Wahl“ befriedigt. Soviel sie an der Verlobung Peters und Lous auszusetzen hatten — dieses Bündnis erklärten sie für ganz nach ihrem Sinne. Mathilde passe zu Heinrich. „Liebe Menschen,“ sagte Hulda gerührt. Fanni hielt sich nicht bei der Rührung auf, sondern beriet mit dem Brautpaar die Zukunft. Eine günstige Gelegenheit bot sich Heinrich und Mathilde, die Leitung eines Konservatoriums zu übernehmen. Als Angestellte der „Polyhymnia“ kamen sie nicht weiter — hier fanden sie Selbständigkeit und bessere Verhältnisse. Sie ließen sich von der praktischen Fanni leiten. Heinrich kämpfte die fatale Empfindung, der „Polyhymnia“ Konkurrenz machen zu müssen, nieder. Er erinnerte sich, daß in seiner Familie nie jemand anders vorwärtsgekommen war, als durch den Sieg über die Konkurrenz.

⊕ ⊕ ⊕

Peter Becker sah man erst im Hochsommer wieder. Heinrich hatte noch gehofft, daß er im Mai zu seiner Trauung kommen würde, aber Peter sagte aus der Ferne ab, und neben Onkel Lazarus aus Pasewalk mußte Herr Graudenzer, der würdigste Pensionär der Damen Wollmann, das Zeugenamt übernehmen. Aus Paris, wo Peter jetzt mit Braut und Schwiegermutter weilte, folgte kostbaren Geschenken bald ein Brief, der Heinrich entschädigte. Zum ersten Male schüttelte Mathilde den Kopf, als sie seine Beglücktheit sah. Sie hörte aus Peters Mitteilungen mancherlei heraus, was ein trübes Licht auf sein Leben warf.

Loebson absolvierte im April sein erstes Pariser Gastspiel. Auch Briggie und Lou planten schon lange einen Aufenthalt in Paris. Es mußte ja doppelte Lust sein, zu kaufen, wo die Mode regiert wurde. Schließlich war man selbst Weltdame genug, um ein bißchen mitzuregieren. So gestalteten sich die Absichten für Paris recht verschieden — die Damen dachten an Hüte und Kleider, während Loebson die Neunte Sinfonie dirigieren wollte. Doch der Entschluß zur Reise wurde in Mentone gemeinsam gefaßt. Peter hatte sich schon darauf gefreut, nach Berlin zurückzukommen, Heinrichs Verlobung ging ihm durch den Kopf — aber Lou besiegte seinen Widerspruch. Sie wünschte sich den Pariser Aufenthalt zum Geburtstag — da war nichts zu machen.

In der großen, alten Zauberstadt lernte Peter freilich, daß es für ihn hier nur zu lernen gab. Hier zeigte sich die Atmosphäre stärker, als sein Trotz — mit täppischer Grazie ließ er sich in den Taumel der Frühlingstage reißen. Alles, was die Frauen liebten, interessierte bald auch Peter. Er ließ sich in die großen Magazine schleppen, umwirbelt, betäubt von anmutigem Weiberkram. Er sah kritisch zu, wenn die Manequins die neuesten Kostüme vorführten, wenn Lou sich im Hutgarnieren übte. Es war ein seltsam leichter und schwerer Tag, der Tag in Paris. Einkäufe,

Theater, Konzerte, Restaurants, die Tanznächte auf Montmartre — ein Stärkerer noch als Peter war zum Ertragen nötig. Der Pasewalker fand keine Leichtigkeit des Genusses. Alles wirkte auf sein Gemüt, nichts konnte er vergessen. So wurde er die Quelle der Erheiterung für seine Damen. Lachend stießen sie einander an, wenn er tiefsinnig grübelte, ob er eine Kokotte wirklich schön finden sollte. Von der Ehre seiner Liebe besessen und Lou im Herzen hütend, stieß er die Lockungen von sich. Aber man hatte es überall auf den hübschen jungen Deutschen abgesehen. Das war keine Kränkung für Lou, sondern entzückte sie. Nie war sie so verliebt in Peter gewesen, wie in Paris. Da gab es für Briggie immer etwas zu lachen. Es war jenes monotone, überlegene, alles gleichmachende Lachen, das Peter an den Nerven riß.

Erholung und Sammlung fand er in den Gärten der wunderbaren Stadt. Den Luxembourggarten liebte er am meisten. Hier saß er stundenlang, von Sonne und Blüten eingelullt. Hier schrieb er manches Lied. Dennoch kam ihm der Garten erst ins ganze Sonnenfeuer, wenn Lou mit ihren raschen Elfenschritten um die Tulpenbeete ging. Sie lachte sich mit den roten Feuerglocken an. Sie brachte die Lösung eines lebendigen Rätsels. Am Abend besuchten sie den Bal bullier, wo das Volk tanzte. Aber dieser Genuß mißlang. Sie spürten beide, daß das Tanzen der Pariser Jugend eine Harmonie bedeutete, von der sie nichts wußten. Beschämt schauten sie den Studenten und Grisetten zu. Peter aber bekam einen Witz nicht aus den Ohren, den Lou auf ein etwas verwachsenes Liebespaar gemacht hatte.

Um die Kunst von Paris stand es besser. Doch Peter hatte nicht die selige Betäubung, wie in Italien. Es geschah ihm, daß er vor der Venus von Milo einschlief. Als er Lou sein Leid klagte, wie „kunststumpf" er sei, lachte sie ihn aus und rief: „Das wundert dich? Aber Paris ist doch kein Museum! Paris ist das Leben!

Hier kann bloß die Gegenwart auf dich wirken! Sieh dir den Salon an und Luxembourg!“ Peter befolgte ihren Rat, aber die Modernen wirkten noch weniger auf ihn. Er verstand die neuen Franzosen außer Rodin nicht. Auf sein eigenes Gebiet durfte er sich gar nicht wagen, denn er haßte die französische Musik. Sein letzter, großer Trost blieb ein Sieg des Deutschtums. Er konnte in Paris der Aufführung der Neunten Sinfonie beiwohnen. In geheiligter Stimmung saß er zwischen seinen eleganten Damen. Doch es legte sich ihm schwer aufs Herz, daß die „Neunte“ ihm in Paris etwas andres wurde. Ein Mahnruf aus der Ferne nur, aus seiner großen, unverlierbaren Heimat. Kein Trost, kein Aufschwung. All' die begeisterten Franzosen um ihn her störten ihn. Sie tasteten etwas an, was ihnen nicht gehörte. Oder lag es an dem Dirigenten? Loebsons Auffassung war Peter längst bekannt. Er hatte sie immer gut gefunden; das Pariser Orchester war ausgezeichnet. Aber es mußte wohl die Persönlichkeit Loebsons sein, die ihm nicht mehr zur „Neunten“ paßte. Peter hatte inzwischen mancherlei Erfahrungen mit dem Russen gemacht. Sie zeigten ihn nicht als würdigen Interpreten Beethovens. Dennoch entflammte er das Publikum, das nichts von seiner Person wußte. Dennoch heimste er den ganzen Triumph des deutschen Genius ein. Zum ersten Male wurde Peter dieser Widerspruch klar. Er machte ihn traurig. Während seine Schwiegermutter wieder einmal versicherte, daß sie beim Hören des Freudenchors ein besserer Mensch würde, ging er wie mit einem eisernen Visier aus dem Saal, und Lou machte ihm Vorwürfe. Sie verstand ihn nicht. —

Alle diese Stimmungen entluden sich widerspruchsvoll in dem Brief, den Peter an Heinrich sandte. Mathilde konnte es nicht mehr mitansehen, daß ihr Mann sich nur dadurch geehrt fühlte. Sie stieß ihn auf die bedenklichsten Stellen des Briefes. Da durchfuhr es Heinrich wie ein ganz geheimer Schreck. Sollten

Peters Klagen über Loebson etwa schon bedeuten, daß er die Beziehung des Russen zu seiner Schwiegermutter erkannt hatte? Heinrich verfärbte sich. Dann kam er vor Mathilde zum Geständnis. Noch nie hatten sie über diese Dinge gesprochen. Doch Mathilde beruhigte Heinrich, obwohl sie fühlte, daß er nicht richtig gehandelt hatte. Sie glaube nicht, daß Peter klar sehe. Dieser Scharfblick sei ihm nicht gegeben. Heinrich aber ging nun mit wachsender Sorge um den Freund herum. —

Als Wollmann Ende Mai aus Marienbad zurückkehrte und die Seinen immer noch nicht zu Hause fand, wurde er rebellisch. Daß man keine Sehnsucht nach ihm hatte, nahm er nicht übel, aber die Kosten der endlosen Erholungsreise gingen ihm über die Hutschnur. Außerdem spürte er eine eifersüchtige Erbitterung auf Loebson, nachdem er aus seinen Schwestern herausgehört, daß man Briggies Zusammensein mit dem Russen in Paris unpassend fand. Loebsons Erfolg war kolossal und befestigte das Ansehen der „Polyhymnia" auch in Frankreich. Aber was hatte Wollmann schließlich davon? Er verlor die Geduld und forderte, daß seine Damen zurückkehrten. Da Briggie durch Briefe nichts mehr erreichen konnte, gab sie nach, aber nur auf einem Mittelwege. In das saisonlose Berlin kam sie nur auf kurze Zeit — den übrigen Sommer sollte man gemeinsam in Heringsdorf verbringen. Heringsdorf lockte Wollmann. Er konnte da jeden Sonnabend mit dem Ehemannszug hinüberfahren, er fand neben seiner Arbeit auch Erholung.

Peter aber, der Schwiegersohn, geriet nun völlig in das hinein, was seine guten Pariser Vorsätze zerstückelte. Er wurde zum germanischen Luxusgegenstande, er mußte sich im Familienbade von Frau Moritz und Fräulein Stern umschwärmen lassen. Um sich nicht ganz zu verlieren, zwang er ein brutales Selbstbewußtsein herbei. Man sog an ihm, aber man sollte auch vor ihm zittern — diese Erleuchtung kam ihm insgeheim. Lou freute sich an seiner Herrenmoral.

Er war nur noch liebenswürdig, wenn es ihm lohnte. Briggie vertrug sich in Heringsdorf viel besser mit ihm, und wenn Vater Wollmann Sonnabends zu Besuch kam, geschah es, daß er seinen Schwiegersohn um Rat fragte. Auch Loebson kam einmal aus Kopenhagen. Als er den verwandelten Peter sah, dachte er sich: „Er wird nichts mehr zustande bringen,“ behandelte ihn aber mit neuem Respekt.

Nach Berlin kehrte Peter erst im August zurück, zu spät, um Heinrich und Mathilde vor einer herben Enttäuschung zu bewahren. Mathilde hatte mit ihrem untilgbaren Dankbarkeitsgefühl gehofft, daß die Wollmanns, ihre einstigen Gönner, ihr Glück mit freudiger Teilnahme begrüßen würden. Doch als Leopold und Briggie heimgekehrt waren — Peter und Lou waren noch einer Einladung Loebsons nach Kopenhagen gefolgt — hatten sie für Mathildens Lebenswende nur ein erzwungenes Interesse. Sie zeigten jetzt, daß sie an ihrem Schicksal nur teilnahmen, wenn es die von ihnen gewiesene Richtung nahm. Nur ihr „Protégé“ war die arme Kölnerin gewesen. Ihre „Herzensaffäre“ hätte zum mindesten anders ausfallen müssen, als in der dürftigen Person Heinrich Sterns. Man sah Mathilde als Pianistin, die sich für ihre Ausbildung im Salon bedanken sollte. Man wußte, daß man auch diesen Vorzug nun an ihr verlieren würde. So kam es, daß die Wollmanns, als das junge Paar seinen Antrittsbesuch machte, sich verleugnen ließen und einen höflich kühlen Glückwunsch sandten. Obwohl Mathilde nicht mehr viele Illusionen gehabt hatte, weinte sie doch den ganzen Tag. Sie fühlte sich tief beleidigt. Heinrich hatte Mühe, die sonst so duldsame Seele zu beruhigen.

Wollmanns machten sich kein Gewissen aus einem erledigten Günstling. Als Peter aber heimkam, überraschte er sie durch eine heftige Stellungnahme für Heinrich und Mathilde. Auch Lou protestierte, denn auf solchem Gebiet fühlte sie bei den Eltern keine

Gefahr. Briggie ließ die Kinder achselzuckend bei der „Marotte“. Sie wußte Lou auf ihrer Seite, wenn sie sie ganz auf die kommenden Ereignisse ablenkte. Es galt jetzt, ein Heim für das junge Paar einzurichten. Die Hochzeit, die im Oktober stattfinden sollte, mußte vorbereitet werden. Das Heim war schon gefunden, denn Briggie hatte in Heringsdorf einen günstigen Kauf vereinbart. An der Havel, unweit Potsdams, lag in einem alten, schönen Garten das Landhaus für Peter und Lou. Es war noch neu und nicht bewohnt, da der Erbauer gestorben war, bevor er eingezogen. Seine Witwe aber ließ sich den Besitz nach Möglichkeit bezahlen. Hundertfünfundachtzigtausend Mark gaben Peters Schwiegereltern für das „Nest“, wie Lous junges Heim von nun an genannt wurde. Peter hatte durch Lou schon vieles gefunden, was seine Jugendträume überflügelte. Jetzt aber, angesichts dieses prachtvollen Besitzes, kam doch noch einmal der ganze Jubel über ihn. Vor allem glaubte er, daß er hier die große Zuflucht finden würde, die ihm bisher am Glück gefehlt. Er konnte mit Lou zu sich selbst kommen. Er konnte endlich wieder arbeiten, frei und in seliger Unabhängigkeit. Was es für ihn hieß, nicht für den Tag sorgen zu müssen — dieser Zauber konnte hier erst wirken. In heiligem Eifer vereinigte Peter seine Sorge mit der von Briggie, daß Lou ein ideales „Nest“ finden sollte. Wieweit in ihr selbst diese Erfüllung innerliches Bedürfnis war, konnte Peter nicht erkennen. Er fühlte nur, daß ihre Sinne so gespannt auf das Zusammenleben mit ihm gerichtet waren, daß auch sie vorläufig das Schönste in einer idyllischen Einsamkeit erblickte. Sie zeigte sich noch als Spielkind, als sie schon kurz vor der Ehe stand. Selig freute sie sich an hundert neuen Dingen, die ihr gehören sollten.

Aber sie drängte ihn auch von dem „Nestbau“ zurück. Während Peter noch überlegte, wie aus dem vorhandenen Schatz die einzelnen Räume eingerichtet werden sollten, kam Lou schon mit der Tatsache, daß

van der Velde die gesamte Inneneinrichtung übernommen habe. Möbel und Gegenstände, die bald die Räume füllten, kostbar, zartfarbig, von erlesenem Kulturstil, imponierten Peter, obwohl sie durchaus nicht seinen Stil bedeuteten. Lou, die nach dem, was er verschwieg, nie fragte, schien die vollkommenen Leistungen aus Künstlerwerkstätten tiefer zu verstehen, als er. Er glaubte seine Bildungsmängel zu erkennen und hörte bewundernd, wie selbstverständlich Lou von den Problemen der modernen Raumkunst sprach. Daß er in diese zerbrechliche Glätte psychisch und physisch nicht hineinpaßte, fühlte er. Trotzdem geschah es ihm, daß er wie ein Bauer in ein Schloß hineingesetzt wurde. Man ging bei jedem Kauf über seinen Willen fort. Man glaubte von vornherein, daß er alles „schön" finden würde. Nur gegen die kalten und für sein Gefühl unsauberen Gobelins brach seine Abwehr plötzlich aus. Briggie fühlte sich beleidigt und drohte, die Verantwortung hinzuwerfen. Lou beruhigte sie nur mit Mühe und strafte Peter zwei Tage für seine Undankbarkeit.

Schadlos hielt sich der junge Villenbesitzer an seinem Arbeitszimmer. Hier ließ man ihn einigermaßen walten, und sein letzter Groll wurde durch ein ideales Harmonium beseitigt. Das Musikreich oben im Giebel war ihm sicher. Großer Vorsätze voll, vergaß Peter bald, sich um das andre zu kümmern. Der Garten wurde nach den neuesten französischen Prinzipien gestutzt. Der Umfang des Haushalts brachte es mit sich, daß das junge Paar nicht, wie zuerst geträumt, mit einem Dienstmädchen allein blieb. Köchin und Hausmädchen, Gärtner und Portier mußten engagiert werden. Es wurde recht bewegt an der stillen Havel. Auf den Diener, den sie sich am meisten gewünscht, verzichtete Lou, da nach der neuesten Wendung ein Chauffeur ihn ersetzen konnte.

Onkel Benjamin Larisch war nämlich gekommen. Onkel Benjamin aus Köln, der Stolz der Familie.

Er war doppelt so reich als Gotthold Larisch, Briggies verstorbener Vater. Was er sagte, war von vornherein stärker, als jede andre Meinung. Selbstverständlich verdrängte es die Meinung Peter Beckers. Onkel Benjamin küßte seine Nichte Lou — was er bei der alltäglichsten Begegnung zu tun pflegte — und schüttelte sein dickes Haupt, das am Halse immer ein großes Pflaster trug. „Kinder, um Gottes willen!" rief er mit singender Stimme, „warum denn so unpraktisch! Meilenweit von Berlin! Da müßt ihr doch ein Auto haben!"

Lou nickte erfreut, aber Peter lehnte sich auf: „Auto! Ich bitte euch, das ist doch ganz unmöglich! Dann wird ja unser Haus was vollständig andres! Auto und Lakaien womöglich! Wir ziehen doch nicht in den Grunewald! Wir wollen doch hier arbeiten und segeln, wir beide ganz allein! Wir wollen ein einziges Mädchen nehmen, und den Garten besorg' ich selbst! Ich kann mir doch nicht alles wieder umstoßen lassen!"

„Unsinn, Peter!" rief Briggie. „Ich hab' mir's auch schon überlegt! Die Lou ist für solche idyllische Geschichte nicht gemacht! Das hält sie nicht acht Tage aus — dann läuft sie dir davon! Wenn ihr ein Auto habt, ist das ganz was andres! Ihr müßt eine ständige Verbindung mit Berlin haben! Sei vernünftig, Peter!"

Der Schwiegersohn faßte sich plötzlich halb weinend an den Kopf. Briggie lachte. Onkel Benjamin aber, der korpulente Versucher, stand, die Hände in den Hosentaschen, und sah den offenbar überreizten jungen Künstler mit Bedauern an. Dann sagte er: „Das Auto und der Chauffeur sind mein Hochzeitsgeschenk. Was ist wohl noch dagegen zu bemerken?"

Peter erlebte es, daß Lou „Nichts!" rief und ihrem Onkel um den unappetitlichen Hals fiel. Er hatte das erlösende Geschenk für sie. —

Mitte Oktober wurde Hochzeit gefeiert. Je näher der Tag heranrückte, desto mehr schien Lou sich ihrem künftigen Manne anpassen zu wollen. Mit der ihr

eigenen Plötzlichkeit war sie zu diesem Entschluß gekommen. Aber er betraf nur das äußere Bild. Lou veränderte den Stil ihrer Kleidung. Fassungslos stand Briggie ihr gegenüber, als sie eines Tages als „neuer Mensch" erschien. Lous Prinzip war jetzt Einfachheit. Sie wirkte wie eine Studentin, aber zu ihrer Beruhigung konstatierte Briggie, daß das Unterkleid bei Braun & Co. nach Maß angefertigt war, und daß die ganze Toilette aus kostbarster Seide bestand. Hätte diese Entdeckung nicht schon den Eindruck peinlicher Resignation genommen, so wäre es dem Pariser Hut gelungen, den Lou auf dem dunkeln Köpfchen trug. Mehr noch dem Halsschal, den man nur bei einer einzigen Londoner Firma kaufen konnte. Briggie rief trotzdem empört: „Bist du denn verrückt geworden, Lou? Du trägst ja Reform!"

Da lachte die künftige Frau Peter Becker und erwiderte: „Wenn du noch einmal Reform sagst, Mutter, lauf' ich davon! Hältst du mich für 'ne Suffragette? Glaubst du, ich mache in Frauenbewegung?"

Briggie hatte sich inzwischen immer mehr überzeugt, wie kostbar Lous neue Kleidung war. „Aber was willst du denn eigentlich, Kind?" fragte sie schließlich halb überwunden. „Was soll denn das für einen Stil bedeuten?"

„Meinen Stil!"

„Ach, das gefällt wohl dem Peter?" Jetzt hatte Briggie Oberwasser und brach in ein lautes Gelächter aus. Lou aber machte sich nichts daraus. Sie wußte, daß sie Peters wund gewordene Nerven durch ihre Schlichtheit in einen merkwürdigen Traum lullte.

Beim Mittagessen, als Wollmann und Peter zugegen waren, wurde endgültig über die Hochzeit beraten. Briggie las die Liste der Gäste vor. Es wurden gegen hundert Personen. Lou hatte schon bei mehreren Namen ungeduldige Bewegungen gemacht — als die Mutter geendet hatte, fuhr sie auf: „Warum denn bloß solche große, konventionelle Geschichte! Das ist

wirklich nicht nach unserm Geschmack! Das weißt du doch, Mutter!"

Briggie ließ ihr Lorgnon fallen und erwiderte gereizt: „Das mußt du uns wohl überlassen, Lou. Wir haben die Leute auszuwählen, die dabei sein müssen."

„Ein bißchen viel ist es ja, Briggie," warf Wollmann zaghaft ein. „Hundert Personen. Ich dachte höchstens sechzig."

„Die alte Bamberger mit ihrem ganzen Anhang!" fügte Lou rasch hinzu. „Da streik' ich!"

„Ihr könnt doch unmöglich die alte Bamberger weglassen!" rief mit verhaltener Empörung der Vater. „Lieber ein paar Klavierpauker und Sänger, die einfach nicht auf deine Hochzeit gehören!"

„Soo?" fragte Briggie spitz. „Also nur Familie? Das kann ja nett werden! Frage mal Lou, ob ihr das vielleicht passen würde!"

„Um Gottes willen!" rief Lou aufgebracht. „Überhaupt, ich will nicht solche jüdische Hochzeit!"

Peter griff besänftigend nach ihrer Hand. Briggie fand diese Bewegung komisch und lachte laut. „Aber Lou!" rief sie. „Eine jüdische Hochzeit ist es doch nicht! Du wirst ja in der Grunewaldkirche getraut!"

„Darum eben!" erwiderte Lou. „Man muß doch auch Rücksicht auf Peter nehmen!"

„Bitte, laßt mich aus dem Spiel ..." Peter brach ab, denn es wurde ihm bewußt, daß er unmöglich eine passende Bemerkung machen konnte. Dieses Thema war zu peinlich. Wollmann aber wurde von einer heftigen Unruhe ergriffen. Die kirchliche Trauung, die über seinen Kopf beschlossen worden, war der wundeste Punkt. Alte Zusammenhänge, die ihm sonst nicht bewußt gewesen, erwachten wieder. Er fühlte zum ersten Male eine ängstliche Demut, wenn er an seine Schwestern dachte. Aber er konnte nicht mehr protestieren, besonders in Gegenwart des Schwiegersohnes nicht. Beschämt saß er da, mit rotem Kopf, und

schwieg. Dann sagte er etwas völlig andres, als er dachte: „Mir ist der große Sums nicht recht, weil Kurt nicht dabei ist. Von euch denkt natürlich niemand an den armen Jungen. Wenn er von der großen Festivität hört, wird ihm seine Einsamkeit doppelt weh tun."

„Dann erfährt er's eben am besten gar nicht," erwiderte Lou. „Ich glaube auch nicht, daß er sich in Gardone so kolossal nach einer Berliner Hochzeit sehnen wird. Er schreibt ja ganz vergnügt und will nicht wieder weg. Wenn wir 'ne Hochzeitsreise machen, können wir ihn ja besuchen."

„Ich denke, das ist abgemacht!" rief Wollmann.

„Noch nicht ganz, lieber Vater. Man macht jetzt eigentlich keine Hochzeitsreise mehr."

Loebson, der wieder einmal Mittagsgast war, ergriff, nachdem er lächelnd zugehört hatte, auch das Wort: „Die Grunewaldkirche finde ich ibrigens entzickend."

„Ich auch!" rief Lou sehr lebhaft.

„Nur schade," fuhr Loebson fort, „daß Sie nicht nach dem katholischen Ritus getraut werden." Der Russe ließ bei manchen Gelegenheiten die Möglichkeit offen, daß er Katholik sei. „Sie verzeihen schon, Herr Becker — aber die protestantischen Bräuche sind doch lange nicht so scheen."

„O, bitte, bitte," erwiderte Peter mit verlegenem Lächeln, „ich bin gar nicht fromm."

„Schade," meinte Lou. „Das kann man aber nicht mehr ändern. Der Pastor ist jedenfalls reizend."

„Woher kennst du den Pastor?" fuhr Wollmann auf.

„Wir haben ihn doch besucht. Ach, wie ich bei dem Mann war, hatte ich wahrhaftig Lust, Christin zu werden. Vielleicht werd' ich's auch noch."

Jetzt sprang Wollmann auf. „Ich muß noch arbeiten! Wichtige Briefe schreiben! Empfehle mich, meine Herrschaften!"

Man sah ihm lächelnd nach — nur Peter zeigte Scham und Verlegenheit.

„Deine Kinder werden Christen," sagte jetzt Briggie, Loebson anlächelnd. „Das ist die Hauptsache."

Nun erhob sich auch Lou: „Mutter! Bitte! Du weißt, ich will nichts von Kindern hören!"

„Aber, Lou, was hast du denn für merkwürdige Einfälle! Das ist doch so was Natürliches!"

„Nein! Für mich ist es nichts Natürliches! Ich will nichts davon hören!"

Briggie zuckte die Achseln, als ob sie nicht wüßte, ob das Ernst oder Spaß sei. Dann sagte sie: „Nervös." Damit war der Zwischenfall erledigt.

Bei einem Spaziergang, den Lou und Peter nach Tisch machten, zeigte sich dieser verstimmt. Lou sah ihn von Zeit zu Zeit an — dann fragte sie plötzlich: „Aber was hast du denn wieder? Diese Verknurrtheiten mit einem Mal — das ist schrecklich! Hab' ich dir was getan?"

Peter schüttelte den Kopf. Dann aber stieß er aus schwerer Brust hervor: „Das von den Kindern hättest du nicht sagen sollen. Vor den andern, Lou. Das verstehen die doch nicht. Ich weiß schon, wie du es meinst. Das Thema ist dir viel zu zart, um ... Aber gesagt klingt es anders. Manchmal kommt es mir wahrhaftig so vor, als ob dein Vater doch der Feinste von euch allen wäre."

Lou riß die Hand aus der seinen — er bereute, was er gesagt hatte. „Bist du nun böse? Ich bitte dich, Lou!" Sie lächelte starr vor sich hin.

„Nein ... böse bin ich nicht. Dir darf man nicht immer böse sein — das wär' sonst schrecklich. Aber damit du auch von mir eine bessere Meinung bekommst, will ich dir sagen, daß du mir Unrecht tust. Ich denke doch manchmal ganz ‚fein'. Ich war gestern bei Sterns. Heinrich und Mathilde kommen bestimmt zur Hochzeit. Ich habe Mutter gesagt, daß es dein Wunsch sei, und nun ist es abgemacht."

Peters Gesicht leuchtete auf. „Aber Lou! Aber Kätzchen! Ist denn das möglich? Das hast du ganz aus dir—"

„Ja, denk' mal — ganz aus mir!"

⊕ ⊕ ⊕

In der Grunewaldkirche fand an einem hellen Oktobertage die Trauung statt. Zeugen und Gäste zeigten ein wunderliches Gemisch — harmonisch wirkte nur das Brautpaar. Die schimmernde Lou sah neben Peter wie ein orientalisches Prinzeßchen aus. Aber hinter ihrem Schleier hatte auch sie den Kampf der Ergriffenheit zu bestehen. Dies gab ihrer Gestalt die bräutliche Hingabe. Sie wurde sich weder jetzt noch später darüber klar, doch lange verlor sie das große, schmerzliche Gefühl nicht, vor diesem Altar einer Geborgenheit gegenüberzustehen, die Peter von jeher besaß. Zum ersten Male spürte sie, daß sie wurzellos war — er aber wurzelte. Sie beneidete ihn darum. Um sich Halt zu geben, glaubte sie, daß Peter sie getäuscht hatte. Er war doch religiös — es zeigte sich jetzt. Bei den letzten Worten des Pastors schluchzte er. Lou, die Moderne, stand allein und wollte ganz zu ihm hinüber. Er löste ihren Zwiespalt, als er nach der Trauung flüsterte: „Ich mußte immer an meine Eltern denken." An seine Eltern? Nun ja, die waren lange tot. Ihre Eltern lebten.

Briggie behielt ein maskenhaftes Lächeln auf dem Gesicht. Brautmutterwürde stand ihr nicht. Vater Wollmann aber machte den Eindruck, als ob der Zahnarzt Zahnschmerzen hätte. Er kam mit seiner eigenen Rührung nicht zurecht. Er warf der ganzen fremdartigen Veranstaltung Blicke zu, die bei aller Ehrfurcht etwas Feindseliges hatten.

Heinrich und Mathilde war es gleich, in welchem Gotteshause sie standen. Sie wohnten einer Zeremonie bei. Heinrich vergaß über dem innigen Gefühl, Peter im Glück zu sehen, wie peinlich seine Debatte mit Hulda und Fanni Wollmann gewesen war. —

Im Hotel Esplanade fand das Diner statt. Artur Rossi war mit Miß Gibson erschienen, nicht mit seiner Frau. Er trank viel Sekt und wirkte ein bißchen aufgeschwemmt. Plötzlich bemerkte er, daß der Bräutigam bleich und unlebendig neben seiner lustdurchglühten Braut saß. Er erkundigte sich bei Briggie — in vergangenen Jahren hätte er diese Erkundigung anderswo eingezogen. Briggie aber saß neben ihm, Briggie hatte immer eine bequeme Antwort bereit: „Gott, er ist halt glücklich, Herr Rossi! So muß es bei Peter sein! Er nimmt alles so unglaublich schwer! Wie der Pastor gesprochen hat, bekam er Tränen in die Augen! Für mich war das alles eigentlich 'n bißchen komisch! Ich kann nicht so gerührt sein, beim besten Willen nicht! Sehen Sie nur, wie er jetzt wieder vor sich hinträumt! Er ißt nicht und trinkt nicht! Ich glaube, er wünscht sich im Grunde seines Herzens weit weg!"

„Das tun liebende Männer oft, aber liebende Frauen denken: er kommt schon immer noch zurecht."

Diese Antwort wurde Briggie nicht von Rossi, sondern von Loebson zuteil. Er hatte dabei seine Hand unter den Tisch geschoben und legte sie auf Briggies Knie. Rossi und seine Freundin hatten Loebsons Worte gehört. Sie wurden rot und lachten leise, während Briggie ihr glühendes Gesicht in einen Rosenstrauß barg.

„Herr Becker ist ein idealer junger Mann," sagte jetzt Miß Gibson in ihrem zögernden Amerikanerdeutsch.

„Jawohl!" rief Briggie. „Der ist ganz anders als ihr! An dem könnt ihr euch ein Beispiel nehmen! Aber nun bitte — das Berühren der Figüren mit den Pfoten ist verboten!" Sie schlug Loebson heftig lachend auf die Hand.

Diese Bewegung hatte Peter gesehen. Als Miß Gibson seinen Namen genannt, hatte er den Kopf unwillkürlich von Lou fort zu jener Gruppe hinübergedreht. Getäuscht konnte er sich nicht haben — Loebson war nach dem abwehrenden Schlage zurück-

gewichen. War das möglich? Liebkoste dieser Mensch seine Schwiegermutter vor allen Leuten? Die Mutter seiner Frau? An der Hochzeitstafel? Nein — es sah nur so aus. Aber auch die Umsitzenden mußten Loebsons Bewegung als etwas Verbotenes empfunden haben. Sie kicherten verlegen, wie bei einer vertrauten, nur etwas ungeniert aufgedeckten Tatsache. Einige blickten sogar zu Leopold Wollmann hinüber, der am entgegengesetzten Ende der Tafel saß. Auch Rossis Freundin tat das, während der Meister kopfschüttelnd seinen Sekt austrank. Peters Augen brannten. Er suchte Heinrich und Mathilde. Hatten sie den Vorgang bemerkt? Sie saßen so ernst und blaß, als ob sie mit der ganzen Gesellschaft nichts verbände. Mit seiner Hochzeitsgesellschaft! Peter wandte sich hastig zu Lou. Hatte sie es gesehen? Nein ... Das beruhigte ihn etwas.

Nach dem Diner kam der Tanz. Peter entschloß sich nur mit seiner jungen Frau zu tanzen. Briggie gab es auf, etwas andres von ihm zu verlangen — sie sah, daß keine Macht der Welt dazu imstande war. Fanatisch, wie unter einer heiligen Verantwortung, tanzte Peter. Dann zog er Lou in einen Winkel des Saales, wo die Gäste mit traditioneller Diskretion nicht auf das junge Paar achteten. — „Wir wollen bald gehen," flüsterte er rauh. — Lou hörte aus seinem Ton etwas Besonderes heraus, was nicht zu seinem Wunsch gehörte. Leid, Zorn, Haß klangen darin, Gefühle, die sich nicht auf ihre Person beziehen konnten. Auch sie war süßer Sehnsucht voll. Aber sie hatte noch Zeit — der Frauenkenner Loebson irrte sich nicht. „Ein bißchen, Peter!" flüsterte sie. „In einer Viertelstunde können wir ja verschwinden! Ich muß noch mit Reinhold Sachs und Oberleutnant von Kröcher tanzen!"

Peter starrte vor sich hin. „Du kannst tanzen, mit wem du willst! Aber es ist hier keinesfalls gut für dich!"

„Wie? Was sagst du da, Peter? Was meinst du denn eigentlich?"

„Ich kann es dir jetzt nicht sagen! Aber ich fühle einen Protest in mir ...! Es wird hier geheuchelt! ... Das hab' ich schon lange gemerkt! ... Heute aber seh' ich es ganz klar! ..."

„Um Gottes willen, Peter — du redest ja wie irre! Hast du den Sekt nicht vertragen?" Lou hielt seine Hände fest. Sie sah ihm mit ängstlichem Lachen ins Gesicht. Er aber zerrte an seinen Händen und riß sich los.

„Doch! Doch! Ich vertrage alles! Bloß das nicht! Wir haben immerhin Hochzeit! Aber ich rede später davon! Es muß jetzt anders werden! Alles anders! Von morgen an! Mathilde und Heinrich wissen, was ich meine! Ich habe eben an meine verstorbene Mutter gedacht!"

„Peter — beruhige dich doch!"

„Du willst wohl wieder mal weghopsen?! Zu den andern?! Ja! Ich versteh' dich! Ich nehm' es dir auch nicht übel! Du willst dich gewiß betäuben! Das hast du eben viel zu viel getan! Aber sieh mal da drüben hin, Lou — da sitzt dein Vater! Sieht er nicht schrecklich traurig aus?"

Lou sah hinüber. Da saß wirklich ihr Vater, gebückt und ganz allein. Er sah den Tanzenden zu. Er hatte das Lächeln auf dem Gesicht, das er immer hatte. Dennoch erschien es auch Lou jetzt, als ob er schrecklich traurig aussähe. Da schüttelte sie sich wie in einem seltsamen Schauder — hierdurch machte sie sich von Peter los: „Zehn Minuten noch, Kind! Dann komm' ich und hol' dich!" Sie lief ihm davon.

Fünfzehntes Kapitel

Es wurde eine stille, bange Hochzeitsnacht. Leblos und steinern lag das Landhaus an der Havel. Herbst rauschte in den Gartenbäumen. Leise schwankte das Segelboot am Pflock. Schon nach Sonnenaufgang

wanderte Frau Grothe, die neu engagierte Wirtschafterin, im Garten umher. Briggie hatte als vorsorgliche Schwiegermutter eine alte Bekannte aus Köln nach Berlin gerufen, damit sie den jungen Künstlerhaushalt leite. Auch Frau Grothe hatte eine unruhige Nacht verbracht. Sie war noch zu keinem Resultat gekommen, bei welchem Konto ihres Wirtschaftsbuches sie ihren Vorteil machen konnte. Nun fröstelte es sie, und sie zog ihr wollenes Tuch um die Schultern. Ja, solch blutjunges Paar nach dem ersten Zusammensein — da konnten einem schon merkwürdige Gedanken kommen. Um zwölf Uhr waren sie bereits zu Hause gewesen. Um zwölf Uhr hatte das neue Automobil, das Onkel Benjamin geschenkt, sie von der Hochzeit heimgebracht. Das hatte Frau Grothe zuerst erfreut, denn die Sehnsucht des Pärchens mußte groß sein. Doch als sie die beiden in der Nähe gesehen, hatte sie mit Schrecken einen finster blickenden Ehemann erkannt, eine müde, verdrossene junge Frau. Hatten sie sich auf dem Heimwege schon gezankt? Gar nicht liebenswürdig waren sie an der kreuzbraven Frau Grothe vorübergegangen. Dann waren sie sofort verschwunden. Frau Grothe vertraute auf den lieben Gott und wartete.

Plötzlich — es war noch nicht acht Uhr — hörte sie leichte Schritte hinter sich. Die junge Frau kam wahrhaftig schon in den Garten. Frau Grothe begrüßte sie mit wehleidigem Lächeln und blieb erwartungsvoll stehen. Ihrem neugierigen Blick wich Lou verdrossen aus. „Ach, bringen Sie mir doch bitte das Frühstück in den Garten, Frau Grothe — ja?"

„Jeses ne, aber jnädige Frau — bei die Kälte?"

„Ja, ja! Ich bin schon abgehärtet! Im Eßzimmer mag ich nicht sitzen!"

„Das hab' ich aber so schön jelüftet, jnädige Frau — 'n janzen lieben Tag! Kommt denn der Herr nich auch?"

„Das weiß ich noch nicht. Qui vivra, verra."

Nach dieser Antwort, die sie nicht verstand, begriff

Frau Grothe die Welt nicht mehr. Sie zog sich kopfschüttelnd ins Haus zurück.

Lou kauerte sich in einen Korbsessel. Es war doch kalt. Sie hatte kaum eine Stunde geschlafen. Mechanisch trank sie ihren Kaffee aus und fütterte mit dem Brötchen die Vögel. Lange ließ Peter nicht auf sich warten. Er kam aus dem Hause, blieb auf den Stufen stehen und sah sich blinzelnd um. Die Oktobersonne stach ihn. Unter dem Nußbaum lagen aufgeplatzte Früchte. Diese Entdeckung brachte ein leises Lächeln auf Peters bleiches Gesicht. Er hob die erste Ernte seines Gartens auf und schritt damit auf Lou zu. Sie wich seinem bittenden Blick aus. Dann fühlte sie plötzlich, daß er sie an sich zog und im Kuß eine Träne verlor. „Peter," sagte sie leise. „Peterchen, was soll denn das alles? Was machst du denn bloß?"

„Sei gut, Liebling!"

„Ich bin ja gut. Ich kann ja gar nicht besser sein. Ich für meine Person behandle dich, glaub' ich, ausgezeichnet."

„Behandle ich dich etwa schlecht?! Dann verzeih' mir! Die Nacht liegt hinter uns!"

„Gott sei Dank!"

„Sage das nicht so, Lou! Nicht so spöttisch! Wir wollen überhaupt nicht davon sprechen! Wir waren beide überreizt! Ich glaube, das war noch gar nicht unsre erste Nacht! Die wird erst kommen!"

„Das Wunderbare aus Nora meinst du? ... Ach Gott, nun zittre ich!"

„Was ist dir?"

„Mich friert ... Ich hoffe, daß ich nicht mal in eine ähnliche Lage wie Nora komme ..."

Sie glaubte ihm damit etwas Schlagendes gesagt zu haben, merkte aber verdrossen, daß er sie nicht verstand. ‚Er ist eigentlich dumm, fabelhaft dumm,' fuhr es ihr plötzlich durch den Sinn. Dann saß sie ihm mit lauerndem, kampfbereitem Ausdruck gegenüber.

Er stützte den blonden Kopf in beide Hände. „Lou,"

sagte er nach einer Weile sanft, „laß mich mal offen mit dir reden."

„Das wird wohl nötig sein. Denn gestern abend hatte ich keine Ahnung, was du eigentlich willst. Und die Nacht war noch weniger zu verstehen."

„Bist du enttäuscht, Lou?"

Sie lachte auf. „Das ist ja großartig! Beinahe Simplizissimus! Entschuldige, Peter! Aber ich muß wohl enttäuscht sein, nicht wahr? Ich hatte mir jedenfalls unser erstes Zusammensein anders vorgestellt!"

„Ahnst du denn nicht, daß das eine tiefe Ursache hat? Aber ich will es dir jetzt sagen. Setz' dich bitte wieder hin. Zupfe nicht immer an den Blättern — das verwirrt mich. Ich will dir alles erklären. Mir ist gestern erstens von Grund aus die Stimmung verdorben worden — was sag' ich verdorben — mit Füßen getreten!"

Sie merkte seine echte Qual und lenkte ein. Indem sie seine Hand ergriff, fragte sie sanfter: „Aber von wem denn? Das ist mir ein Rätsel! Du warst plötzlich ganz konfus und unliebenswürdig gegen alle Leute, sogar gegen meine Eltern! An Loebson bist du vorbeigelaufen, als ob er ein Verbrecher wär'! Ich glaube, das hat er dir schrecklich übelgenommen!"

Jetzt sprang Peter auf. „Der soll mir noch mehr übelnehmen! Der — Slowake! Der falsche, ordinäre Hund!"

„Was?!"

„Ja, hast du denn gar keine Augen im Kopf? Du bist wirklich von einer Naivität, Lou! Das find' ich ja wundervoll, gewiß — aber ich kann dich nicht länger darin lassen! Die Dinge sind zu ernst! Du bist jetzt meine Frau und außerdem bist du ihre Tochter — wir müssen zusammenhalten!"

„Gern! Aber — ihre Tochter? Wenn ich nur ein Wort verstände, Peter!"

„Verstehst du mich wirklich nicht? Ich muß dich ja eigentlich um Verzeihung bitten, daß ich mit dir

davon rede! Es schlägt so ganz der Situation ins Gesicht! Also ich will dich lieber fragen — entscheide du! Wofür hältst du die Beziehung deiner Mutter zu Andreas Loebson?"

Lou fuhr heftig zusammen. Sie verfärbte sich und sah nicht mehr auf. Indem sie in ihren Händen ein welkes Blatt zerrieb, erwiderte sie: „Laß doch das! ... Davon will ich nichts hören! Das existiert überhaupt nicht mehr für mich! Damit hab' ich mich schon als Kind abgefunden!"

Peter starrte sie an: „Als Kind? ... Es hat also schon so lange für dich existiert? ... Das habe ich nicht gedacht ... Für mich war es neu — ich hatte nur solche dumpfe Ahnung, es war eine Möglichkeit ... Bis gestern ... Bis zu unsrer Hochzeit. ... Da hab' ich eine Beobachtung gemacht. ... Und es kam mir fast so vor, als ob die andern sie auch machten.... Als ob ich nicht der einzige wär', der es gestern erfuhr!..."

Lou blitzte ihn mit ihren dunkeln Augen an. „Gott, Peter! Ich begreif' dich gar nicht! Das ist doch wirklich geschmacklos!"

„So?"

„Jawohl! Ich finde es vollständig deplaciert! Es ist ein wunder Punkt für mich — das geb' ich zu! Genau wie für Kurt! Aber wir sind seit Jahren dran gewöhnt!"

„Gewöhnt? Woran gewöhnt?"

„Nun, meine Eltern haben sich eben, wie man zu sagen pflegt, auseinander gelebt! Das weiß doch alle Welt! Mein Gott, das kommt doch in den besten Familien vor! Loebson ist eben seit Jahren Mutters Freund, nicht wahr?"

„Ihr Freund?!"

„Nun ja, auch mehr vielleicht, aber das geht mich nichts an!"

„Das weißt du?"

„Das muß ich wohl wissen! Ausgesprochen wurde natürlich nie was! Wozu auch? Das wär' ja schrecklich

peinlich! Vater und Mutter passen nicht zu einander, also muß man froh sein, daß Mutter noch was andres gefunden hat!"

Peter ging mit heftigen Schritten auf und ab. „Das sagst du! Das sagt euer Kreis! Das entspricht eurer ganzen Anschauungsweise! Aber ich habe eine andre, Lou! Und ich werde sie durchsetzen!"

Sie fuhr hoch: „Bitte! Hindere ich dich daran?"

„Wir müssen aber dasselbe denken! Ich bin für deine Mutter kein Fremder, kein hergelaufener Klavierlehrer mehr! Ich habe ihre Tochter geheiratet! Ich lasse mir von eurer Dekadenz nicht meine moralischen Gesetze umstoßen!"

„Schön gesagt!" erwiderte Lou, aber über ihr gerötetes Gesicht glitt die Empfindung: Jetzt entpuppst du dich! Jetzt bist du gesichert und wagst dich heraus!

„Ich habe dir schon gesagt, Lou —"

„Gebrauche für alle Fälle bitte andre Ausdrücke!"

„Du bist jetzt meine Frau! Du mußt mit mir zusammengehen!"

„Gegen meine Mutter?"

„Ich unternehme durchaus nichts gegen deine Mutter! Die bleibt aus dem Spiel! Es handelt sich um deinen Vater!"

Lou sprang erschrocken auf: „Laß um Gottes willen Vater in Ruhe!"

„Jetzt kommen wir auf den entscheidenden Punkt! Beantworte mir eine Frage — aber ehrlich, Lou: Glaubst du, daß dein Vater schon alles weiß? ... Du lachst?! ..."

Lou fuhr unwillkürlich zurück: „Nein, nein! Aber du bist wohl verrückt, Peter? Schrei nur nicht so — sonst hört es die Grothe! Ich finde nur, daß dein Verhör — das hat etwas fabelhaft Komisches! Was soll ich dir bloß antworten? Die Wahrheit ist: Vater weiß alles und nichts! Er will wahrscheinlich nichts wissen!"

„Er muß aber! Er muß! Er ist ein ehrenhafter Mann, der sein ganzes Leben gearbeitet hat! Er wird

zum Gespött der Leute! Ihr lacht ja über alles fort! Ihr seid es, die nichts wissen wollen! Aber sieh dir deinen Vater mal genau an, Lou! Ich sage dir, der Mann geht zugrunde! Der Mann betäubt sich! Das ist ein tief, tief unglücklicher Mann!“

Lou hatte jetzt Tränen in den Augen. Peters Erregung wirkte doch auf sie — alles schien ihr ins Wanken zu kommen. „Aber was soll denn — was willst du denn eigentlich?“

„Wenn niemand sonst da ist — ich bin dazu berufen, deinem Vater zu helfen! Reine, menschenwürdige Zustände zu schaffen! Das ist mir heute nacht klar geworden! Ich bin deinem Vater ein Sohn, wenn er mich haben will!“

Lou bebte plötzlich in lachender Ergriffenheit und Wut: „Wenn er dich haben will! Da liegt der Hase im Pfeffer! Er will dich aber ganz bestimmt nicht! Er will seine Ruhe haben — das sage ich dir voraus! Und ich warne dich, Peter! Richte kein Unglück an!“

„Ich will das Glück! Unser aller Glück! Was ihr euer Glück nennt, mach' ich nicht mit!“

Lou fühlte zum ersten Male die Hände gebunden. Gegen diesen Dickschädel konnte sie nichts ausrichten. Anderseits war es ihr unmöglich, die Mutter zu warnen. Soviel sie sonst, auf den Reiz ihrer Person vertrauend, gewagt hatte — der Mutter gegenüber in diesem Punkte ehrlich zu sein, beängstigte sie grenzenlos. Mit dumpfem Groll beneidete sie Peters Unabhängigkeit. Er konnte in seiner pommerschen Gradheit handeln. Er war nicht belastet. Recht hatte er ja eigentlich — aber sie durfte ihm nicht Recht geben. Es galt, auf einem zerwühlten Boden aufrecht zu stehen. So beschränkte sie sich darauf, abzuwarten, ob Peter seinen Vorsatz wirklich in die Tat umsetzte.

Erleichtert spürte sie bald, wie schwer es ihm gemacht wurde. Sein Hindernis war der, auf den es vor allem ankam. Leopold Wollmann war für einen Idealisten kein gutes Objekt. An ihm lief jeder Ver-

such, in die Tiefe zu dringen, wie Wasser an Spiegelglas herunter. Besonders jetzt war der Zeitpunkt ungünstig. Nicht etwa, daß Peter den vielbeschäftigten Schwiegervater nicht erreichen konnte — im Gegenteil, der Zahnarzt kam dreimal in der Woche zu seinen „Kindern" hinaus. Er entwickelte dann einen solchen Augenblicksfanatismus, daß man mit keinem düsteren Zukunftsblick an ihn herankam. Alles erklärte er für gut und schön. Er selbst resignierte — aber er erlebte in seinen Kindern eine neue Jugend. Die Schwierigkeiten wurden noch durch Briggie verschärft, deren Fraueninstinkt Verdacht schöpfte. Sie mißtraute Peter seit der Hochzeit. Sofort wandte sie ihre stärkste Waffe an: sie wurde rücksichtsvoll gegen Wollmann. Peter zeigte sich von Tag zu Tag ratloser. Da geschah es an einem besonders gemütlichen Winterabend, daß Wollmann plötzlich den Spieß umdrehte und seinen Schwiegersohn fragte: „Was hast du eigentlich, lieber Junge? Du siehst wirklich angegriffen aus. Das ist mir schon lange aufgefallen. Die Frauen sehen natürlich so was nicht. Aber ich bin ein Mann. Ich bin dein Vater — mir mußt du mal offen sagen, was dir fehlt."

Peter schwieg verwirrt. Wollmann ergriff in warmer Teilnahme seine Hand. Da kam es aus dem jungen Ehemann ganz leise heraus: „Du irrst dich, Vater. Mir fehlt nichts. Aber ich mache mir Sorge — um dich ..."

Wollmann fuhr zurück. „Um mich?"

„Ja — ich finde — man sollte sich mehr um dich kümmern."

„Ja, findest du denn etwa, daß ich — daß ich schlecht aussehe?"

„Das auch ... Ich wollte dich eben wissen lassen, daß ich — daß ich das finde."

Wollmann wurde sehr unruhig. „Das hat mir aber noch kein Mensch gesagt. Das ist mir wirklich unangenehm. Du mußt dich entschieden täuschen, Peter.

Du kennst mich noch nicht genug. Ich sehe manchmal ein bißchen blaß aus, aber im übrigen ... Ich war doch in Marienbad. Die Kur ist mir doch vorzüglich bekommen. Aber die Praxis! Da sieht man immer etwas mitgenommen aus."

Sie wurden von Lou, die im Nebenzimmer gehorcht hatte, unterbrochen. Am nächsten Abend aber kam Wollmann, ohne sich angemeldet zu haben, und nahm Peter sofort beiseite: „Du, höre mal — um noch mal auf deine gestrige Bemerkung zurückzukommen, lieber Sohn — du irrst dich vollständig. Ich fühle mich wie ein Fisch im Wasser. Du brauchst dich bloß bei Sanitätsrat Hübner zu erkundigen. Oder laß es lieber ganz auf sich beruhen — erwähne kein Wort davon — sonst kann es mir wirklich in der Praxis schaden."

Da sah Peter seinem Schwiegervater fest in die Augen. „Vater! ..."

„Nanu? Bitte — was willst du?"

„Ich meine doch nichts Körperliches! Ich meine das Seelische, Vater!"

Sofort nahm Wollmann Reißaus. „Ach was, ach was! Das Seelische!" stammelte er mit rotem Kopf. „Laß mich mit dem Seelischen zufrieden! Dazu hab' ich gar keine Zeit!"

„Ich werde dir schreiben!"

„Meinetwegen! Schreib, wenn's dir Spaß macht!" Wollmann griff nach der Abendzeitung. Bevor er ging, versuchte er noch Lou seine Bedenken über Peter zu äußern, aber er kam nicht dazu, weil die Tochter ihm beharrlich entschlüpfte. —

Am nächsten Morgen erhielt er wirklich einen Brief von Peter. Er wollte anfangs seinen Augen nicht trauen. Beim dritten Lesen erst begriff er das Schreiben. ‚Mein lieber, hochverehrter Vater! Ich habe mich jetzt entschlossen, zu Dir zu treten, und da braucht es keine zaghafte Andeutung mehr. Wir beide sind Männer, nicht wahr — Vater und Sohn. So glaube

ich es Dir schuldig zu sein, in tiefster Pietät, in wahrster Dankbarkeit — ich will Dir sagen, daß ich alles weiß. Ich will Dir sagen, Vater, daß ich für Dich empfinde und zu Dir stehe, wenn Du mich brauchst. Was ich Loebson zu verdanken habe, ist mir bewußt. Trotzdem zögere ich keinen Augenblick, zu Deinem Vorteil über ihn fortzugehen. Es muß ein Ende gemacht werden — nicht wahr? Loebson muß jetzt wissen, wie die Männer in der Familie denken. Wenn Du willst, daß ich mich mit ihm schlage, verfüge bitte über mich. Nur Reinheit, Wahrheit wollen wir — nicht wahr! Sonst haben wir ja mit Recht die Welt gegen uns! Ach, diese elende Welt! Lauter Türhorcher und Speichellecker und Neidhammel! Aber sie werden wieder zu Menschen, wenn wir uns als Männer zeigen! Nur halte Dich an m i ch und sei stark! Darum bittet Dich aus tiefster Seele Dein Sohn Peter.' — —

Wollmann starrte aufgewühlt und doch empfindungslos den Brief an. Leise schüttelte er seinen angegrauten Kopf. „Dieser Bengel! Dieser unverschämte Bengel! Da hab' ich mir was Schönes aufgeladen!" Dann zerknüllte er den Brief und schleuderte ihn in die Ecke. Nachdem er eine Weile ratlos umhergegangen, nahm er den Brief wieder auf und glättete ihn. Noch einmal las er ihn Wort für Wort: „Unglaublich! . . . Werde ihm schon antworten!" Dieser Vorsatz belebte ihn etwas. Er aß seine Frühstückssemmel auf, die er über den Brief vergessen hatte. Sie hatte einen angenehmen Belag: kaltes Ei mit Sardellen. Nur störte es, daß durch den Druck der Hand das Ei zwischen den Semmelhälften hervorquoll und Butter an den Fingern haftete. So bekam der Brief noch Fettflecke. Wütend verzehrte Wollmann deshalb zunächst sein Frühstück. Dann umschritt er Peters Schreiben, wie ein Hund den Igel. „Unglaublich!" murmelte er. Plötzlich richtete sich sein Blick auf Briggies Bild. Da kam etwas Seltsames, vollkommen Ehrliches über Leopold Wollmann. Er zitterte

an allen Gliedern, er ballte die Fäuste. Die schluchzenden Worte drangen aus ihm hervor: „Ja, du! Du! Du!"

Er verließ das Haus. Am Zoologischen Garten hatte er eine Begegnung, die er heute am wenigsten vertragen konnte — er traf seine Schwestern. Hulda und Fanni wurden ganz fahrig vor Freude, als sie den Bruder sahen. Sie erzählten, daß sie soeben eine Besorgung gemacht hätten und nun mit der Stadtbahn nach Weißensee hinausfahren wollten. Wollmann wurde von diesem Worte tief ergriffen. Er verlor seine eben gewonnene Aktivität und ging mit hängenden Gliedern neben den Schwestern her. „Was wollt ihr denn draußen?" fragte er.

Hulda zog die Schultern hoch. „Aber Leopold, heute ist doch Jahrzeit!"

„Vaters Sterbetag," fügte Fanni deutlicher hinzu.

„Ach so! Ach richtig! Ja, natürlich! ..." Er wäre am liebsten mitgefahren, denn er sah die Möglichkeit einer großen Beichte. Aber nach einer Minute besann sich Wollmann. Er war ja auf dem Wege, den größten Wahnsinn seines Lebens zu begehen. Was sollte er mit den Halbtoten bei einem Toten? Was die Schwestern dort fanden, fand er nicht. Wenn er ihnen alles gestand, sahen sie nur entsetzt ihren schönen Traum zerstört. Der Gedanke, daß auch sie schon von dem Wurm seines Daseins wissen könnten, kam ihm nicht.

Wollmann riß sich empor. Er drückte Hulda und Fanni die Hand, sagte ein paar gleichgültige Worte und lief davon. Als die Schwestern in der Stadtbahn saßen, äußerte sich Fanni plötzlich: „Er sah heute aus, wie ich ihn noch nie gesehen habe."

„Wie denn?" fragte Hulda. „So gut, nicht wahr?"

„Nein, so schlecht."

Hulda schüttelte den Kopf. „Aber Fanni — du vergißt immer, welche Pflichten auf dem Mann ruhen."

„Ach was, Pflichten! Besteht denn der Mensch bloß aus Pflichten? Du weißt doch ganz genau, was an Leopold nagt! Das muß es sein! Nichts anderes!"

Hulda knickte vor der kräftigeren Auffassung Fannis zusammen. „Meinst du wirklich? Das wäre ja entsetzlich! Mein Gott! Diese Frau! Diese Frau!"

Fanni sah vor sich hin. „Wenn man ihm bloß helfen könnte. Heute hat er mir gar nicht gefallen."

„Wir können ihm nicht helfen, liebe Fanni! Nein! Das widerspricht wohl dem Leben, das wir bisher geführt haben! Dem meinigen unter allen Umständen! Aber ich vertraue auf Leopolds Kraft! Die hat ihn ja nie verlassen!"

Fanni war mit dieser etwas bequemen Auffassung nicht einverstanden. Sie schwieg aber und fühlte nur noch Sehnsucht nach der Stätte, die man eben aufsuchen wollte. Dort lagen die Gerechten neben den Ungerechten. Dort wartete die alte Erde, ob man kommen wollte oder nicht. Am Grabe David Wollmanns, der ein vorbildlicher Gatte gewesen, fanden die Schwestern ihre Kraft zurück. Sie schmückten auch den Hügel der früh verstorbenen Mutter und waren mit ihren Toten in Treue vereint.

⊕ ⊕ ⊕

Lou ahnte nicht, daß Peter wirklich an ihren Vater geschrieben hatte. Als die jungen Leute an einem der nächsten Nachmittage in den Grunewald kamen, fanden sie die Mutter sehr gut aufgelegt. „Wißt ihr schon, daß Vater verreist ist, Kinder?"

Peter fuhr zusammen — Lou bemerkte es. „Nein," antwortete sie rasch, indem sie ihn verstohlen beobachtete. „Woher sollen wir das wissen? Wohin ist er denn gefahren?"

„Ich habe keine Ahnung! Ist das nicht ein komischer Mann? Ich habe ihn überhaupt nicht mehr zu sehen bekommen! Die Portierfrau erzählte mir, er hat einen Brief bekommen, von einem auswärtigen Patienten, der ihn plötzlich zu sich gerufen hat — na, ich hoffe, daß er mir bald telegraphiert! Das wären ja sonst merkwürdige Sitten!"

Loebsson trat ein. Peter erhob sich.

„Wollt ihr denn schon gehen?“ fragte Briggie erstaunt.

„Aber wir sind ja eben erst gekommen, Peter!“ rief Lou. „Was hast du bloß?“

„Ich scheine den jungen Meister zu vertreiben,“ bemerkte der Russe lächelnd. Da ging Peter ohne Antwort hinaus. Lou holte ihn auf der Treppe ein. „Was hast du da wieder gemacht? Jetzt ist Mutter beleidigt! Weißt du etwa was von Vaters Reise?“ Er schritt mit dunkelrotem Kopf voraus. „Ich kann dir jetzt gar nichts sagen! ... Alles hängt von deinem Vater ab! ... Dein Vater wird entscheiden!“ Fassungslos folgte ihm Lou.

Am nächsten Morgen erhielt Peter Nachricht von Wollmann. Lou sah, wie er hastig nach dem Briefe griff und in sein Zimmer lief. Sie wagte nicht, ihm zu folgen. Peter riß den Brief auf und las: ‚Lieber Schwiegersohn! Ich schreibe Dir aus Hamburg, Hotel Atlantic, wohin ich mich zu einem kurzen Erholungsaufenthalt begeben habe. Daß ich ihn brauche, verdanke ich — nimm mir meine Offenherzigkeit nicht übel — Dir. Oder Deinem Brief, den ich mir allmählich enträtselt habe. Er war gewiß sehr gut gemeint, aber ich bitte Dich bei unserer guten Freundschaft, Peter, in Zukunft jede solche Zuschrift zu unterlassen. Auf den Inhalt Deiner Epistel, soweit ich ihn verstehen konnte, will ich nicht weiter eingehen. Sollte aber, das sage ich Dir hiermit ausdrücklich, irgend etwas Kränkendes darin gegen meine Frau enthalten sein, so nimm es ein für allemal stillschweigend zurück. Du bist noch sehr jung — das entschuldigt Dich. Du verstehst noch nicht mal Dein eigenes Leben, geschweige denn das Leben andrer Leute. Zuerst war ich ganz empört, wie ich Deinen Brief gelesen habe. Das hatte ich wirklich nicht von Dir erwartet. Ich war so außer mir, daß ich nicht in Berlin bleiben konnte und ohne Abschied nach Hamburg fuhr. Nun, hier fasse ich mich

ja wieder, Gott sei Dank. Ich denke sogar daran, meine Frau nachkommen zu lassen. Das ist wohl die beste Illustration zu Deinem Brief. Ich habe immer gewußt, was ich will — lerne Du es auch, lieber Sohn, halte Dich treu zu Deiner Lou, das ist die Hauptsache, und laß diesen kleinen Zwischenfall für immer begraben sein. Kein Wort mehr, wenn ich zurückkomme. Auf Wiedersehen. Vater W.'

Während Lou noch angstvoll wartete, kam Peter schon wieder die Treppe herunter. Er lächelte sie an, aber sie hatte solchen Ausdruck nie bei ihm gesehen. „Was schreibt denn Vater?" fragte sie leise.

„Danke. Es geht ihm gut. Er erholt sich in Hamburg und wird bald wieder hier sein."

„In Hamburg ist er? ..."

„Ja — im Hotel Atlantic, bei Austern und Kaviar wahrscheinlich. Es kann auch Hummer sein." Peter schwang sich nach diesen Worten aufs Rad und sauste in den Wald. Lou starrte ihm nach. Dann lächelte sie trotzig und flüsterte: „Der Phantast! ... Ich hab' es ihm ja gleich gesagt!"

Sechzehntes Kapitel

Ein stiller Winter kam für das junge Paar an der Havel. Ihr Haus schien ein friedliches Glück zu umschließen. Frau Grothe war mit ihrer Herrschaft zufrieden. Man blieb meist daheim, der Herr in seinem Arbeitszimmer, die Frau bei ihrer neuen Lieblingsbeschäftigung, der Bildhauerei. Briggie hatte für Lou schon nach der ersten Unterrichtsstunde ein Atelier einrichten lassen. Außerdem gingen die Frauen mit dem Plan um, ein kleines Nachbargrundstück zu erwerben und darauf ein besonderes Atelierhaus zu

bauen. Peter ließ sie dabei. Lous plötzlich entdecktes Talent überzeugte ihn nicht, aber ihm lag nur daran, aus dem erstickenden Wirrwarr herauszukommen, ganz zu sich selbst, ganz zu seiner neuen Arbeit. Die harte Wintereinsamkeit mußte sie gelingen lassen. Hier draußen an der Havel, deren weite Fläche sich mit Eis überzog, unter den Grunewaldkiefern mit ihrer leuchtenden Schneelast wußte er nichts von der Stadt. Die Winterfrische gab den Menschen seinem Menschentum zurück. Den freien Wanderer konnte man nicht erreichen mit lüsternen Händen.

Lou ahnte, was in Peter vorging. Sie glaubte anfangs gesiegt zu haben, als er an ihrem Vater gescheitert war. Aber bald mußte sie sich auf die Abwehr einer größeren Gefahr besinnen. Sie war ja Peters Frau geworden — er zeigte seine Macht über sie. Da paßte sie sich ihm zum ersten Male wirklich an. Sie war geschickt genug. Ernster und älter schien sie zu werden, frauenhafter. Peter empfand es trotz seiner Skepsis als wohltätig, daß sie Menschen und Tiere nach der Natur formte. Die Natur war also auch für sie der einzige Arzt nach allen Wirren. Ehrfurcht vor dem Schaffen wurde wieder in ihr geweckt — Rückkehr zu ethischen Grundgesetzen.

Man ließ die jungen Leute lange in Ruhe. Dieses auffällige Verhalten basierte darauf, daß Vater Wollmann nun doch über eine gewisse Scheu Peter gegenüber nicht fortkam. Der Mitwisser rumorte in ihm. Wo Wollmann nicht mehr harmlos sein konnte, hatte er jede Verkehrsmöglichkeit verloren. Nichts nagte so an ihm, wie daß man ihn nicht mehr für glücklich hielt.

Die einzige Lösung war, den Kopf in den Sand zu stecken. Er mied Peter, und Lou machte es ihm leicht. Aber auch Briggie kam nur noch selten an die Havel hinaus. Sie ahnte Wollmanns Kämpfe. Es war ihr auch nicht entgangen, wie gespannt Peters Verhältnis zu Loebson geworden. Im Grunde hieß sie es willkommen, daß Peter und Loebson nicht mehr

gut standen. Der Russe hatte einige Bemerkungen gemacht, die Briggie tief verstimmten. Er betonte immer wieder, wie hübsch er Lou fände. Nicht nur das — sie sei das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter. Briggie traute ihrer Tochter in allem, nur nicht in ihrer Wirkung auf den Mann. Loebson aber hatte sie gut genug kennen gelernt, um zu wissen, daß seine beginnende Rücksichtslosigkeit Überdruß bedeutete. Der Gedanke, daß Lou einmal an ihre Stelle treten könnte, war Briggie unerträglich. Sie beschloß, rechtzeitig dazwischenzukommen, sich selbst und ihrem Kinde zuliebe.

So kam auch auf Briggie das Memento mori zu: Die Jugend klopfte an ihre Tür. Das eine war jedenfalls nicht zu bezweifeln: Loebson hinterging sie. Er zeigte wachsende Ermüdung und Kälte. Er vermied es von Tag zu Tag, an Briggies Verabredungen gebunden zu sein. Da kam ihr plötzlich eine Erleuchtung: Die Frau, die ihn besitzen wollte, mußte ihn um sich werben lassen — sie durfte ihm niemals nachlaufen. Aber leider dachten schon viele Frauen so und jüngere als Briggie. Sie hatte mutig den Aufstieg des kämpfenden Mannes mitgemacht — nun, auf der breiten Straße des Erfolges, kamen andre auch mit. Die auch jetzt noch alles Verlangende, ewig Vorwurfsvolle wurde von dem Triumphator abgeworfen.

Das durfte nicht geschehen. Briggie erklärte vor ihrem Spiegel, lieber sterben zu wollen. Daß sie Loebson unentbehrlich war — daran glaubte sie noch. Nicht sich an ihn klammern, aber wachsam in seiner Nähe leben — das war ihre Aufgabe. Plötzlich nahm Loebson ein Gastspiel nach Petersburg an. Der Aufsichtsrat der „Polyhymnia" zeterte zwar und drohte mit Klage wegen Kontraktbruchs, aber der Unentbehrliche hatte das Recht auf seiner Seite. Man durfte sich nicht mit ihm entzweien. Es hieß geduldig abwarten, bis er mit russischem Golde beladen wieder zur Stelle war. Briggie aber entschloß sich, auch nach Petersburg zu reisen. Sie hielt es für unbedingt

nötig, ihre dort verheiratete Kusine zu besuchen. Wollmann protestierte anfangs, an Peters Brief gemahnt. Dann aber, von Briggies dreisten Antworten eingeschüchtert, fügte er sich und meinte, es sei gut, daß sie bei den reichen Deutschen in Petersburg für Loebson Stimmung mache. Nur ihre Ausstattung mit kostbarem Pelzwerk veranlaßte er, die russische Winterkälte im voraus mitempfindend.

So fehlte die Lockung ins Elternhaus. Peter und Lou blieben für sich. Bald wagten sich Heinrich und Mathilde zu ihnen. Die brachten ein stilles, unauffälliges Glück mit. Lou verhielt sich freundlich, aber etwas gleichgültig gegen sie. Peter griff nach ihnen wie nach einem lange entbehrten Instrument. Der Begriff Heinrich und Mathilde sollte in seiner Sinfonie erklingen. Er beschloß, ihnen sein neues Werk zu widmen, nicht Lou. Aber dieser Beschluß machte ihn auch nicht glücklich. Als die etwas eintönige Bravheit des Freundespaares in seinen Gefühlskreis trat, verwirrte sich der künstlerische Plan. Peter entdeckte, wie unlösbar Lou darin enthalten war. Diese Sinfonie lebte von ihr und konnte nur von ihr leben. Sogar das Adagio vertrug Heinrichs Milde nicht und war besser den stillen Stunden Lous anzupassen. Wenn sie ruhte, fand Peter sie am schönsten. Eingeschläferte Mannesgefahr — das war das Adagio. Ihr Tanz war dann das Scherzo. Wie der erste Satz das Verlöbnis schilderte, so mußte der letzte den Sieg der Ehe enthalten. Aber es war eine verteufelte Sache um diesen Sieg. Peter konnte den letzten Satz nicht gestalten. Er fürchtete sich davor und vergrub sich immer wieder in Adagio und Scherzo.

Heinrich und Mathilde strich er plötzlich kurz entschlossen aus der Sinfonie. An die Heimat, mit der Heinrichs Bild verknüpft war, hatte Peter gedacht. Aber auch sie hatte mit der Sinfonie nichts zu schaffen. Peter konnte seine alten Träume nicht mehr in Töne umsetzen, seitdem er im Ohr hatte, wie Lou das Wort

Pasewalk aussprach. Nicht einfach und kernig Pasewalk, sondern immer wie mit einem aggressiven, höhnischen Trompetenstoß: Paasewalk! Er brauchte Geigen und Klarinetten für die Szene am Bach. Er grollte Heinrich, daß er ihn an seine Pastorale hatte glauben lassen. Lou besaß einen andern Stil, Lou war aus dem Reich der siebenten Sinfonie. Wenn es ihn auch zugrunde richten sollte, er mußte ihre Musik finden. So versenkte er sich als Künstler immer tiefer in ihr Wesen. Sie aber sah ihn als Mann scheu und zurückhaltend werden. Daß er ihr nachsah, wo sie sich zeigte, wußte sie nicht. Peter belauschte ihre Stimme, sog den Rhythmus ihres Ganges in sich ein. Wenn sie in ihrer ganzen Wirklichkeit lachend auf ihn zuschritt, bat sein stummer Blick: Küsse mich nicht, bleibe stehen, kurz vor meinen Lippen! So behalte ich, was du bist!

Bei Heinrich und Mathilde aber trachtete Peter nur noch danach, daß sie empfanden, was sein Vorbild bedeutete. Sie sollten die Frau verehren, die er liebte. Lou spürte, was sich zu ihren Gunsten vollzog. Ihr Instinkt sah endlich wieder ein Publikum. Das Ergebnis war Peters Wunsch entgegengesetzt: vieles wurde jetzt in ihr bewußt, was früher nur triebhaft gewesen. Sie stellte sich dar, als sehnsuchtsvoll begehrte Frau, als ewig lockendes Vorbild. Wenn die Freunde eine gemeinsame Wanderung durch den Wald unternahmen, schritt Lou allein voraus. Sie wußte, wie sie in schattiger Ferne wirkte, sie ließ die Wintersonne mit den schlanken Linien ihres Körpers spielen. Wenn sie lachte, elfenhaft hell oder dunkel wie Puck im Sommernachtstraum — sie dachte an Gertrud Eysoldt — dann lauschte sie auf ihre Stimme. Wenn sie ein Reh entdeckte und stehen blieb, den Kopf zur Seite geneigt, mit verzückt gespanntem Blick, war ihr diese Stellung bewußt, als ob sie sich selbst Modell stände. Heinrich bewunderte sie, aber sein Gefühl war unsicher. Auch Mathilde mußte vor dem reizenden Anblick oft in merkwürdiger Scham den Blick senken.

Peter jedoch gab sich einer unmittelbaren Seligkeit hin. Er glaubte an Lou um ihrer Schönheit willen. Immer betäubender empfand er, was ihm gehörte, wie er es für seine Kunst erst erobern mußte.

„Was ist eine Frau?" fragte Peter plötzlich an einem milden Februarnachmittag, als schon der Schnee taute, seinen Freund Heinrich. Er fragte es, während Lou, den Arm um Mathilde geschlungen, im Garten auf und ab ging. Mathilde trug ein schlichtes, dunkles Kleid, Lou war in leuchtendes Grün gewandet. Sie hatte gesehen, daß die Farben gut zueinander paßten. Nachdem sie ein leises Sträuben in Mathilde wegen der ungewohnten Zärtlichkeit überwunden, sprach Lou anmutig lachend auf die ernste Freundin ein. Ihre Worte handelten zwar von der Zubereitung eines amerikanischen Fischsalats, aber die Bewegung ihrer Lippen ließ an ein tiefes Geständnis von Frau zu Frau glauben.

„Hast du mich verstanden, Heinz?" fragte Peter, als beide ziemlich lange den wandernden Frauen zugesehen hatten.

„Gewiß," erwiderte Heinrich. „Du fragtest mich, was eine Frau sei. Ich versuchte mir eben eine einigermaßen treffende Antwort zu überlegen. Aber die Antwort ist unmöglich, Peter. Jeder Mann kann doch nur von seiner eigenen Frau aus antworten."

Ein Schatten glitt über Peters Gesicht — dann erwiderte er: „Selbstverständlich. Du sollst auch nichts andres."

Jetzt holte Heinrich tief Atem und begann mit einer gütigen Belehrsamkeit, die nicht recht am Platze war: „Halten wir zunächst zwei große Gruppen fest: Die Frau, die Mutter werden will, und die Frau, die Selbstzweck bleibt."

Peter schien von Heinrichs Antwort betroffen zu sein. Er wandte sich ab und sah auf die beiden durch den Garten schreitenden Frauen. Jetzt wurden sie von der Abendsonne beschienen. Da lachten beide — die frohe grüne und die ernste braune.

„Ich weiß ganz genau, was du meinst," stieß Peter durch die Zähne hervor. Eine tiefe Falte war zwischen seinen Augen entstanden: „Du sprichst von Gruppen und meinst Individuen. Deine Frau und meine Frau."

„Ja, ja," stammelte Heinrich verwirrt. „Das sagte ich ja voraus."

„Ich will nicht wissen, ob du meiner Frau nur den ‚Selbstzweck' zugestehst. Aber glaubst du mir, Heinz, wie du mich nun seit fünfzehn Jahren kennst, daß es mein ganzes Hoffen und Trachten ist, von dieser Frau ein Kind zu haben?"

Heinrich versuchte Peters heiße Hand zu ergreifen. „Wie merkwürdig du fragst! Ist denn das nötig zwischen uns? Natürlich glaube ich das!"

Peter schüttelte heftig den Kopf. „Du gibst meiner Frage eine falsche Richtung! Es handelt sich weniger um mich als um Lou! Ich möchte wissen, ob du in Lou die Mutter dieses Kindes siehst! Ob du überhaupt begreifst, welche Vollkommenheit aus solchem Geschöpf geboren werden könnte!"

Heinrichs Gesicht überzog sich mit dunkler Röte. Er ließ von Peters Hand und starrte grübelnd vor sich hin. „Wieder muß ich dir sagen, daß wir in unsrer Liebe das Bild von unsrer Frau und dem Willen ihrer Seele tragen."

„Ist denn das ebenso bei dir und Mathilde?"

Heinrich wollte eben antworten — da traten die Frauen heran.

„Was philosophiert ihr schon wieder?" fragte Mathilde in leichterem Ton, als sonst. Sie hatte mit Lou über irgend einen Witz gelacht.

„Ach, bloß nicht philosophieren!" rief Lou. „Da halt' ich mir immer die Ohren zu! Das ist doch Stuß! Das ist doch bloß ein kaschiertes Sichwichtigmachen!"

„Mag schon sein," sagte Peter unwillkürlich lachend zu Heinrich.

Dieser schüttelte den Kopf und trat zu seiner Frau.

⊕ ⊕ ⊕

Im März, als süße Wärme kam, und im „Zoo“ die neuesten Frühjahrstoiletten zu sehen waren, verlor Lou ihren Willen zur Einsamkeit. Peter vergrub sich immer mehr in Arbeit, immer heftiger sprach er sich gegen Zerstreuungen aus. Das entstehende Werk ließ Lou nicht gleichgültig, aber ihre Liebe dazu wurzelte in Neugier; sie konnte immer nur an Vollendetes denken. Mit dieser Vollendung aber verband sich ihr die Außenwelt, die Erprobung vor tausend Menschen, die Erneuerung des Ruhms. In Peter lebte von diesem Eifer wenig; er konnte ihm um der Sache willen völlig entsagen. Trotzdem hatte es ihm anfangs wohlgetan, wenn Lou gefragt hatte: „Wie weit bist du? Wann wirst du fertig?“ Dieser frische Ansporn war ihm etwas Köstliches gewesen. Sobald er aber wußte, daß sie über den organischen Werdegang fortging und zu einer schädlichen Eile trieb, widersetzte er sich. Es gab einen heftigen Streit zwischen ihnen. Sie versöhnten sich zwar, aber der Stachel blieb. Lou kämpfte von nun an vergebens ihren Groll gegen die Kunst nieder. Peter hielt das lächelnd für Eifersucht. Sie tat ihm leid, aber er konnte ihr nicht helfen. Plötzlich überraschte sie ihn durch eine Rache, die ihn stärker traf, als sie gewollt hatte: sie machte kein Hehl daraus, daß sie sich langweilte.

Verdrossen ging sie umher, mit jener peinigenden Frauensuche nach dem Irgendwo. Jeder Blick, jede Bewegung wiesen deutlich darauf hin: „Ich bin unbefriedigt.“ Wenn Peter, von neuem Mut beseelt, seine Arbeit verließ, fand er Lou nicht. Kam sie dann endlich aus dem Walde, so hatte sie verweinte Augen und blieb den Fragen des Geängstigten stumm. Ihre Bildhauerarbeit ruhte, die Fragmente zerbröckelten. „Laß mich! Ich weiß nicht!“ war ihre stereotype Antwort. Aber hinter dieser Schwäche lauerte bewußte Kraft. Sie schien zu sagen: Du wirst aus deiner Majestät schon noch herauskommen, du Künstler. Du wirst mir schon noch meine Freiheit geben. Ich weiß es genau.

„Was hast du nur?“ fragte Peter eines Mittags, als Lou ihm wieder mit gequälter Miene gegenübersaß. „Du ißt nichts, du trinkst nichts. Bist du krank?“

„Nein, ich bin zu gesund, mein Lieber!“

„Über diese Antwort muß ich erst nachdenken. Du weißt, ich habe nicht solchen gewandten Kopf, wie du. Aber wenn dir nichts fehlt, mach' doch bitte ein anderes Gesicht. Heinrich und Mathilde kommen zum Tee — was sollen die davon denken?“

Lou sprang auf. „Heinrich und Mathilde! Immer bloß Heinrich und Mathilde! Brave Leute, aber was sie denken, ist mir wurscht! Ich kann nicht länger so gefangen sitzen! Ich roste hier ein! Jetzt ist Frühling! Jetzt ist es in Berlin am schönsten! Wir sind wochenlang nicht in Berlin gewesen! Das ist die größte Dummheit, die wir machen können! Man vergißt dich ja vollständig!“

„Ich dachte, du redest von dir?“

„Nun ja, von mir! Das gehört doch zusammen! Ich schreibe doch deine Sinfonie nicht! Ich bin hier absolut zwecklos! Wozu haben wir das prachtvolle Auto? Der Chauffeur kommt auf schlechte Gedanken, und die Reifen werden platzen, wenn wir wieder fahren!“

„Du sprichst einigermaßen oberflächlich, Lou — nimm mir's nicht übel. Das prachtvolle Auto nützen wir doch aus. Wir fahren jeden Nachmittag spazieren.“

„Ja, nach Werder oder Potsdam, aber Berlin vermeiden wir ängstlich! Der Chauffeur hat mir neulich schon angedeutet, daß er nicht als Stiefelputzer engagiert sei!“

„Wir wollen zur Sache kommen, Lou. Du willst also öfter nach Berlin?“

„Ja, Peter! Ich sehe vollkommen ein, daß du arbeiten mußt, aber laß mich meine Zeit auch ausnützen! Ich muß unbedingt Besuche machen, ich muß mir neue Hüte und Kleider bestellen — hier draußen verwildert man total!“

„Du brauchst sehr starke Ausdrücke. Von 'ner richtigen Verwilderung mach' ich mir 'ne andre Vorstellung! Dich möcht' ich mal in der Wüste Sahara sehen!"

„Warst du schon mal da?"

„Nein — aber ich meine das absolute Leben für die Kunst, wie es Michelangelo —"

„Was geht mich Michelangelo an! Ich bin keine Künstlerin!"

„Du bist aber auch keine Modepuppe. Du lebst auf dem Lande. Du kennst jetzt was anderes als den Kurfürstendamm. Die Einfachheit, mit der du dich hier kleidest, hat mir kolossal gefallen." Seine Stimme zitterte, und Lou sah ihn wärmer an.

„Aber ich will doch keine pratschige Madam werden! Du wirst schon sehen! Letzter Schick, aber einfach und passend! Ich will mich nicht von Mutter auslachen lassen! Neulich traf sie mich mit Filzpantoffeln in dieser kalten Bude! Rote Hände krieg' ich auch schon! Mutter kommt übrigens nächste Woche zurück!"

„Dann hat der liebe Friede ohnehin ein Ende."

„Schäm' dich doch!"

„Na, laß man. Fahr nur nach Berlin, so oft du willst."

Das befolgte Lou. Anton, der Chauffeur, fuhr sie jeden Nachmittag in die Stadt. Sie war zunächst von dem Druck befreit. Ihre scheinbare Tätigkeit in den großen Geschäften, das Wählen und Anprobieren füllte Lou aus. Sie fand eine gleichgesinnte Seele in ihrer Freundin Henni Solms, die ebenfalls jung, aber viel uninteressanter verheiratet war. Wie diese ihrem Börsenmann, so war Lou ihrem Künstler entwichen. Doch im Verkehr mit Henni Solms fühlte sie erst wieder Peters Wert. Sie sprach sich über Toilettenfragen mit ihr aus, ohne sich ein Wort über ihr Innenleben entschlüpfen zu lassen. Im Gegenteil fußte sie jetzt auf dem Künstlerstolz und sah sich auf einer höheren Stufe, als die reichsten Frauen. Aber diese Erkenntnis

brachte sie in einen neuen Zwiespalt. Sie hatte sich in Wahrheit von Peter weit entfernen wollen und konnte jetzt den inneren Zusammenhang mit ihm nicht brauchen. Seine Welt stimmte nicht zu der Welt, in der sie aufging. Das flimmernde Tausenderlei, das Drängen und Schauen der Menschen um sie her lebte von andern Werten. Wenn sie einen zarten Seidenstrumpf betastete oder das neueste englische Parfüm roch oder sich für alte Spitzen begeisterte, meldete sich alsbald das dürre Gefühl: Er liebt das nicht. Er versteht das nicht, er herrscht in andern Reichen. Doch der neugierigen Henni Solms vertraute sie sich nicht an. Die „Freundin“ durfte nur ein Trugbild von ihr bekommen. Peter aber konnte gegen die tägliche Bereicherung des neuen Bildes nichts ausrichten. Jedesmal kehrte Lou weniger „einfach“ aus Berlin zurück. Hundert kostbare Dinge wurden als Ergebnis ihrer Fahrten abgeliefert. Peter sah das alles kopfschüttelnd und wartete ab. Wann wird sie genug haben? Wann wird sie wieder zu mir kommen?

⊕ ⊕ ⊕

Briggie kehrte früher als Loebson nach Berlin zurück. Lou hatte ihrer Mutter mit großer Freude entgegengesehen und bemerkte nun erschrocken, wie schlecht sie aussah. Briggie zeigte ein seltsam zerfahrenes Wesen und erwähnte Loebsons Erfolge in Petersburg kaum. Da begriff Lous weiblicher Instinkt, daß ein tiefes Zerwürfnis zwischen den beiden entstanden sein mußte. Das tat ihr einerseits leid, denn sie wußte, daß die Mutter Loebson nicht aufgeben würde. Anderseits aber wurde sie insgeheim erfreut, denn sie erinnerte sich an mehrere Eindrücke, die sie selbst von Loebson gehabt, und die sie mit Briggies Unheil irgendwie in Zusammenhang brachte. Lous kindliches Gefühl machte auch jetzt erschrocken davor halt, doch sie war ihrem Instinkt zu früh überlassen worden, um an einem neuen, großen Lebensreiz vorbei-

zugehen. Bevor Loebson nach Petersburg gereist war, hatte er seine innere Unzufriedenheit besonders Lou zu erkennen gegeben. Wohl waren es nur Scherze gewesen, im Tempo der Wollmannschen Tafelrunde, aber der Zauber des Bekenntnisses wirkte nach, und Lou sah oft die brennenden Augen vor sich, die einst ihre Mutter bezaubert hatten. Auffällig war es ihr auch, daß Briggie bei dem Wiedersehen jede mitleidige Regung zurückwies. Sie machte Lou sogar Vorwürfe. „Wie ihr euch inzwischen Vater gegenüber benommen habt — das begreif' ich nicht! Du und Peter, ihr seid doch Menschen, die ein Einsehen haben müßten!"

„Was meinst du denn eigentlich, Mutter?"

„Na, ich weiß, daß ihr kein einziges Mal mit ihm zusammen wart! Ihr habt euch einfach nicht um ihn gekümmert! Der Mann kommt sich mit Recht vernachlässigt vor!"

„Das liegt doch aber an ihm, Mutter! Er hat uns links liegen lassen!"

„Na, ich muß mal wieder zu ihm halten — das seh' ich schon!" —

Als Lou am nächsten Nachmittag durch den Tiergarten ging, um Henni Solms in der Hohenzollernstraße zu besuchen, stand sie an der Rousseauinsel plötzlich vor Loebson. Sie wollte zuerst ihren Augen nicht trauen. Hatte die Mutter ihr nicht erzählt, daß Loebson erst in vierzehn Tagen aus Rußland zurückkomme? So lange dauere noch sein Kontrakt? Die Mutter wurde also schändlich betrogen und ahnte gar nicht ... Bei dem ersten Anblick des Russen regte sich eine echte, zornige Parteinahme in Lou. Sie fühlte einen Haß gegen ihn und erwiderte seinen Gruß mit spöttischem Lächeln. „Guten Tag, Herr Generaldirektor! Ich habe Sie noch nicht in Berlin vermutet! Mutter sagte mir gestern, Sie kämen erst in vierzehn Tagen wieder?"

Loebson behielt seine Fassung. „So?" fragte er leicht. „Das ist schon meglich. Ich habe meine Dispo-

sitionen geändert. Jetzt weiß es auch Ihre verehrte Mutter, Frau Komponist."

„Frau Komponist? Was ist denn das für 'ne merkwürdige Bezeichnung?"

„Wenn Sie Herr Generaldirektor zu mir sagen? Die kleine Lou? Die liebe Nichte? Das Vizetechterchen?"

„Ich bin jetzt Frau Peter Becker!"

„Ja, ich erinnere mich. Darum erkannte ich Sie im ersten Augenblick gar nicht. Ich hatte Sie offen gestanden in Ihrem ersten Ehesemester nicht allein im Tiergarten vermutet."

Lou wurde dunkelrot — ihr Ärger war stark, aber sie fand keine schlagfertige Antwort. Loebson hatte eine unheimliche Fähigkeit, Gedanken zu erraten, besonders Frauengedanken. Beschämte er sie nicht in einer gefährlichen Stimmung? Hatte sie sich nicht eben ganz dem süßen, verlockenden Frühlingsdrange hingegeben, der durch die Berliner Luft zog? Sie war in einen Traum versponnen gewesen, der sie weit von Peter entfernt hatte. Er hatte ihre Unruhe verführt, einen Herrn, der sie verfolgt, lächelnd anzublicken. „Ich will eben eine Freundin besuchen," sagte sie nach einer Pause mit gesenktem Blick. „Henni Solms in der Hohenzollernstraße. Sie kennen sie doch? Singt sie nicht bei Ihnen im Chor?"

„Ich kenne die Damen nicht alle. Ich mißte Ihre Freundin in Figura sehen. Solms? Ach ja — eine kleine Dicke?"

Er sprach, als ob er ihr nicht glaubte. Mit dem lächelnden Blick seiner schwarzen Augen brachte er Lou in steigende Verwirrung. Dieser Zustand war unerträglich, aber auch merkwürdig wohltuend. Ein mächtiger Mensch verband sie mit vielem, was sie längst aufgegeben hatte. Heute begriff sie die Mutter. Man konnte sich nicht einsperren lassen, wenn man jung war und noch das volle Recht zu genießen hatte. Dieser slawische Lebenskünstler besaß alles, was dem

Deutschen fehlte. Aber Peter besaß auch, was jener nicht hatte. Loebson war nichts als eine große Gefahr. Konnte eine hübsche, zwanzigjährige Frau, die im Wohlleben aufgewachsen war, sich der Erkenntnis verschließen, daß solche Gefahr den Reiz des Daseins bedeutete? Lou ging ziemlich schnell neben Loebson her, als wollte sie ihm davonlaufen. Sie schwieg. Sie fühlte, daß sein Blick in studierender Kennerart auf sie gerichtet war. Das verursachte ihr tiefes Behagen. Glücklich fühlte sie sich, daß sie heute gerade ihren hübschesten Hut trug. So gut sie es auch hatte, draußen in der Einsamkeit, bei ihrem lieben Träumer, märchenhaft gut — heute sah sie sich für vieles entschädigt.

„Es ist doch merkwürdig," nahm Loebson nach einem langen Schweigen das Wort ... „Aber wollen wir nicht ein wenig langsamer gehen, Frau Komponist?"

„Sagen Sie bloß nicht immer Frau Komponist zu mir! Das macht mich ganz nervös! Was ist übrigens merkwürdig?"

„Ich bin konsterniert, wie Sie Ihrer Mutter gleichen. Nicht etwa, wie sie jetzt ist, sondern damals, vor Jahren, als ich sie kennen lernte. Das ist lange her."

Lou pochte das Herz. Es war ja ganz abscheulich, was er da sagte. Dieser Mann schämte sich nicht, sie auf Kosten ihrer Mutter zu loben. So also erging es einem, wenn ... Trotzdem — Lou konnte ihre ganze Empörung nicht merken lassen. Was sie empfand, war zu sehr mit dankbarem Stolz vermischt. „Ja, die eine ist eben jung und die andere —," kam es ihr wirr und dumm von den Lippen. Sie schwieg erschrocken. Er aber lachte leise. Es war jenes Faunslachen, das sie an ihm nicht ausstehen konnte. „Sie sind wirklich pietätlos," stieß sie plötzlich hervor. — Er sah Tränen in ihren Augen und nahm ihre Hand.

„Aber Kindchen! Ich begreife Sie gar nicht! Was wollen Sie denn von mir? Darf ich dem Vizetechterchen nicht sagen, daß es mir gefällt? Hab' ich kein Recht darauf? Ich kenne Sie seit Ihrem zwelften Jahre!"

In Lou wurde plötzlich das ganze Leiden ihrer Kindheit lebendig. Was hatte dieser Mensch von jeher für ihre Eltern bedeutet! Was hätte er bedeuten dürfen! Sie dachte an Peter. Wenn Peter klar sähe ... Aber Peter war einseitig. Peter verachtete. „Sie müssen jetzt unbedingt eine andre Auffassung von mir haben, Herr Loebson," sagte sie hastig. „Ich bin eine verheiratete Frau."

„Ja. Ganz recht. Wie geht es Ihrem Herrn Gemahl?"

Lou mußte lachen. „Diese Frage! Sie machen sich's leicht!"

„Wie denn? Ich verstehe nicht."

„Nun, Sie wissen doch wohl am besten, daß so was nicht mit einem Wort zu sagen ist! Peter arbeitet an einer großen Sinfonie — damit will er seinen ersten Erfolg verteidigen!"

„Hm. Nun ja. Eine Sinfonie. Das wird schon werden. Darum kimmere ich mich erst, wenn es eingereicht ist. Ich erkundigte mich nicht nach Kunst, sondern nach Leben. Nicht seinetwegen, sondern Ihretwegen, denn an Ihrem Glick nehme ich das greßte Interesse."

„Auf einmal?"

„Vielleicht merken Sie es nur auf einmal. Dafir kann ich nichts, liebe Lou. Aber Sie werden mir zugeben, daß ich Frauenkenntnis besitze."

„Wie eitel Sie sind!"

„Eine gewisse Eitelkeit stelle ich nicht in Abrede — es wäre ja schlimm, wenn man auf gar nichts eitel zu sein hätte. Ob das bei Ihnen, liebe Lou, so ganz anders ist?"

„Pfui Teufel! Ich bin doch eine Frau!"

„Beide Geschlechter dirfen eitel sein, latent oder offenkundig. Der Aszet auf seine Aszese, der Kinstler auf seine Kunst, der Bucklige auf seinen Buckel. Ja, Sie lachen. Aber Menschen, Menschen san mir alle."

„Ich bin überzeugt, daß Sie nur an sich denken, wenn Sie von andern reden."

„Sind Sie davon iberzeugt? Das ist ein unhefliches Kompliment. Aber lassen wir die geistreiche Debatte. Ich bin ein Egoist, ich denke vielleicht, während ich mit Ihnen spreche, nur an mich. Aber vorhin, als Sie mir begegneten, als ich gar nicht wußte, daß Sie es waren — da hab' ich gewiß an Sie gedacht, an Ihre absolute, liebenswirdige Erscheinung. Ich sah eine Frau kommen, die mich sofort interessierte. Der erste, unbewußte Blick — ist das nicht das Wichtigste, was wir voneinander wissen wollen?"

Lou schwieg eine Weile. Es dämmerte schon; sie schritten zum zweiten Male in der stillen Hohenzollernstraße auf und ab. Dann sagte Briggies Tochter plötzlich: „Nun also — was dachten Sie vorhin von mir?"

„Ich dachte — ich dachte — daß da eine bis in die Fingerspitzen firs Leben begabte Frau kommt. Aber eine Frau, die nicht glicklich ist."

Lou hatte ihn angesehen — jetzt glitten ihre gespannten Augen bestürzt von ihm ab.

„Ich iberlegte mir," fuhr Loebson fort, „was den Gang dieser scheenen, jungen Gestalt so schwer macht, ihre Haltung so traurig ..."

„Unsinn! Das kann doch bloß die Beleuchtung gewesen sein! ... Außerdem hab' ich mir neulich beim Radeln den Fuß verstaucht!"

Loebson lächelte. „Sie machen Ausflichte und haben es gar nicht netig. Ich spreche von der Lou, die ich nicht erkannte, die ich nur erriet. Eine Minute darauf, als ich wußte, daß Sie es waren — da hätte ich an eine ‚schlechte Beleuchtung' glauben können. Man ist ja so daran gewehnt, daß die Familie Wollmann aus glicklichen Menschen besteht. Man ist vielleicht zu sehr daran gewehnt."

„Zu sehr!" wiederholte Lou aus ehrlich bekümmerter Seele.

„Ihre Antwort ist charakteristisch. Sie lächeln, während Sie weinen mechten. Hand aufs Herz, Lou — es freut Sie, daß ich Sie für unglicklich halte."

Lous Augen schimmerten. Ihr Gesicht wurde plötzlich ganz kindlich und zuckte in bezwungenem Schluchzen. „Und warum — warum glauben Sie denn eigentlich —!"

„Sind Sie nicht mit einem ‚Schaffenden' verheiratet?"

„Sie sagen das so höhnisch! Das ist doch ein Glück!"

„Es gilt bei vielen, die nichts davon verstehen, dafir. Aber seien Sie überzeugt, Lou — ich weiß, wie ein abhängiger Mensch unter einem ‚Schaffenden' leidet. Mann oder Weib. Ich hänge ja auch von lauter Schaffenden ab. Ich selbst bin nichts, ein Interpret, ein Sprachrohr dessen, was andre zu sagen haben. Ich opfere mich dafir, daß es meglichst scheen und meglichst erfolgreich geschieht. Sobald ich vom Podium trete, weiß man nichts mehr von mir. So steht der Dirigent dem Komponisten gegeniber. Liebend und hassend, opferbereit und neidisch. Steht nicht ganz genau so eine Frau zu ihrem Mann?"

„Anders ist es doch," stotterte Lou.

Loebson lachte leise. „Ja, es kommt auf die Frau an. Aber sagen Sie ehrlich: Hält Peter Becker Sie nicht gefangen? Nicht mit plumper Gewalt — ich weiß — er ist ja ‚gut', er ‚liebt' Sie ja. Aber solche Liebe hat zwei Kepfe — das merkt man erst allmehlich, nicht wahr? Die Liebe der Schaffenden liebt nur sich. Sie bringt ihrer Arbeit jedes Opfer, also auch das Leben einer Frau. Ist es ihm jemals etwas wert gewesen, was S i e sich winschen, was S i e für groß und wichtig halten? Ich wette, daß Sie ihm schließlich davongelaufen sind, als er gar nicht aufherte, nach den ‚höchsten Zielen' zu streben. Ich habe Sie auf der Flucht getroffen. Darum erschien mir die fremde Frau nicht glicklich."

Lou ging mit hängenden Gliedern neben Loebson. Seine Worte trafen sie wie Keulenschläge. Die Macht seiner Rede knickte ihren Widerstand. Zum vierten Mal wanderten sie schon durch die stille Hohenzollernstraße. „Wenn ich nur wüßte, warum Sie mir das alles sagen!"

flüsterte sie endlich. „In vielem gebe ich Ihnen ja recht — gewiß! Ich habe was davon, daß Sie so offen gegen mich sind! Aber was soll ich denn anfangen? Ich kann doch Peter nicht zum Vorwurf machen, daß er ein Künstler ist? Ich habe ihn doch als Künstler geheiratet!“

„Winschen Sie sich ein Kind?“

„Herrgott, Herr Loebson, Ihre Fragen —!“

„Antworten Sie mir!“

„Also, das wäre mir ganz gräßlich! Ich will absolut nicht daran denken! Vorläufig nicht!“

„Hm ... Der Aufschluß ist wichtig. Wenn Sie diesen Wunsch gehabt hätten, mißte ich schweigen.“

„Und was haben Sie mir zu sagen? Nun bin ich aber begierig!“

„Oh, eine ganze Menge! Zu sagen und zu geben, liebes Kind! Tausend Entschädigungen! Ich mein' es gut mit Ihnen! Ich will Sie nicht länger darben lassen! Kommen Sie, so oft Sie wollen, und ich werde Ihnen verschaffen, was Herr Peter Becker niemals verschaffen kann! Kunst und Leben! Sie werden die Proben der ‚Polihimnia‘ heren! Sie werden in den Kinstlerkreis aufgenommen werden, der sich um mich versammelt! Das ist Berlin, das ist das Leben, das ist die Welt! Und wenn Sie Einsamkeit brauchen, musizieren Sie mit mir — ich kann Ihnen Dinge zeigen, die noch niemand kennt, die niemand vielleicht so kennen lernt, wie Sie!“

Lou lächelte glücklich. Es wurde ihr ganz leicht und froh ums Herz. Er wollte also nichts Schlimmes von ihr. Und sie ahnte Loebsons Welt. Es war die, zu der sie eigentlich gehörte. Die duftende, leuchtende, die neue Welt, das Vollendete in unendlicher Auswahl. Genuß der Kunst, nicht dumpfes, einsames Ringen.

Loebson erriet ihre Sehnsucht. Plötzlich streckte er ihr die Hand hin. „Einverstanden?!“ Seine Augen leuchteten.

„Ja, ja,“ stammelte Lou. „Aber wie?“

„Es wird eine Art Lebensunterricht! Passen Sie auf, es wird Ihnen helfen! Morgen ist die erste Lektion! Kommen Sie zur Probe des siebenten Abonnementskonzerts! Da singt Tamagno, und nachher dinieren wir mit ihm bei Adlon!"

„Aber komm' ich denn 'rein?"

„Kindliche Frage! Ich werde schon die netige Anweisung geben!"

„Und mein Mann?"

„Er wird sich freuen, wenn Sie die Proben der ‚Polihimnia' besuchen. So viel kennen Sie bei keiner andern Gelegenheit lernen. Außerdem ist er doch jeden Vormittag beschäftigt?"

„Gewiß ... Ohne Ausnahme ... Manchmal, wenn er sich ganz vergräbt, vergißt er das Mittagessen, und ich muß ganz allein bei Tisch sitzen."

„Arme, kleine Frau! O, diese ‚Schaffenden'!"

„Aber Mutter — meine Mutter, Herr Loebson!"

„Wie kommen Sie pleʒlich auf die? Ja, so ... Ich handle natirlich mit ihrem Einverständnis. Sie weiß, daß ich den besten Einfluß auf Sie habe. Ich will ibrigens eben zu ihr fahren —"

Lou blieb vor dem Hause stehen, wo ihre Freundin wohnte. Ihr Ausdruck zeigte wieder das kecke Mißtrauen. Ihre Augen waren mit unbestimmtem Lächeln auf Loebson gerichtet. „So ... Sie wollen eben zu ihr fahren? ... Und ich will eben zu Henni Solms. Die wohnt nämlich wirklich hier. Sie haben mich bei keinem Rendezvous ertappt, Herr Generaldirektor."

„Was fällt Ihnen ein! Wer hätte das von der kleinen Lou gedacht! Ich weiß doch, wer Sie sind! Das weiß ich ganz genau! Darum helfe ich Ihnen ja! Also, es bleibt bei unserer Verabredung! Morgen vormittag! Kommen Sie um halb elf ins Kinstlerzimmer!"

„Wollen mal sehen!" Lou löste ihre Hand aus Loebsons Hand und verschwand in dem Hause, dessen Tür sie hinter sich zuwarf.

Siebzehntes Kapitel

Nun sah sich „Frau Komponist“ am Scheidewege. Sie glaubte eine Frage an das Schicksal stellen zu müssen. Bei Henni Solms zerstreut, fast unfreundlich, verließ Lou ihre Freundin bald und kehrte an die Havel zurück. Im Automobil machte sie ihren Plan. Eine gewisse Selbstbewunderung überkam sie, als sie die kahlen Bäume anstarrte, an denen der Wagen vorüberflog. Jetzt war sie ganz mit sich allein. Aber sie schüttelte sich. Der Vorfrühlingsabend war kalt, und Regennässe überstäubte ihren Mantel. In Wannsee befahl sie dem Chauffeur, den Wagen zu schließen. Während es draußen dunkel wurde, drückte sich Lou in eine Ecke und zwang die letzte Klarheit herbei.

Sie hätte nicht aus einer alten Kaufmannsfamilie stammen dürfen, wenn sie nicht auch für ihr Frauenleben zu einer festen Bilanz fähig gewesen wäre. Indem sie gleichsam zwei Seelen in sich entdeckte, schlüpfte sie geschickt in die überlegene und belehrte die unerfahrene, leidenschaftliche. Sie wollte nicht aufgeben, was ihr nicht ersetzt werden konnte. Wohl lockten viele Stimmen, aber die eine, die sie besaß, erkannte sie in ihrem Wert. Doch sie durfte sich Peter nicht aufdrängen — das durfte sie keinesfalls. Deshalb war es das Klügste, ihn zwar nicht wissen zu lassen, vor welcher Wahl er stand, ihn aber aus dem Instinkt seiner Leidenschaft vor die Wahl zu stellen.

Das war es. E r mußte die Verantwortung haben. Er ganz allein. Trug er nicht die Schuld, wenn er sich sein Bestes verscherzte? (Verscherzen war wohl nicht der richtige Ausdruck, aber Lou ließ es vorläufig dabei.) Ein Mann und besonders ein Künstler mußte die Fähigkeit haben, eine junge Frau an sich zu fesseln. Für den plumpen Egoismus, der nach Notenpapier

wie nach einer Frau griff, fühlte sich Lou zu schade. Wenn sie es recht überlegte, ließ Peter sie überhaupt an seinem Innersten nicht teilnehmen. Es wurde ihr immer klarer: Er trug die Verantwortung ganz allein.

Aber sie wollte ihm eine goldene Brücke bauen. Sie wollte alles tun, damit er zu seinem Heil wählte. Plötzlich kam ihr ein unangenehmer Gedanke — warum sah sie eigentlich schon die Krisis? Nur nach einem Gespräch mit Loebson? Wie hatte der Russe denn auf sie gewirkt? Sein Interesse für sie war durchaus freundschaftlich, zum mindesten väterlich. Sie übertrieb eigentlich das Entscheidende ihrer Lage. Nicht einmal fest zugesagt hatte sie Loebson. Es war nur ein Scherz, sie konnte immer noch zurück. Aber Peter mußte ihr zeigen, ob sie zurück sollte.

Die Lichter von Potsdam flogen vorüber — Lou beruhigte sich. In wenigen Minuten war sie zu Hause. In der Villa angelangt, ging sie sogleich zur Tat über. Sie legte ein kostbares, mit Pelz besetztes Hauskleid an, das die Mutter ihr aus Petersburg mitgebracht hatte. Peter kannte es noch nicht. Als er mit rotem Kopf aus seinem Arbeitszimmer kam, zeigte er sich nicht sonderlich überrascht; Kleider sah er immer erst, wenn man ihn darauf stieß. Aber Lous verändertes Wesen überraschte ihn, eine unruhige Gesprächigkeit, ein alle Speisen kostender und wieder verwerfender Frohsinn. „Bekommen dir die Besuche in Berlin so gut?" fragte er lächelnd, nachdem er seine Arbeitsbrille abgenommen.

„Ausgezeichnet!" rief sie und setzte sich ans Klavier, auf dem sie alsbald einen Straußschen Walzer spielte. Peter hörte nachdenklich zu. Dann sprang sie wieder auf: „Ach, entschuldige! Es war wohl klobig von mir, daß ich sowas spiele, wenn du vom Arbeiten kommst?"

„Im Gegenteil — spiel' es nur, bitte, zu Ende ... Es liegt eine merkwürdige Anregung darin ... Ich höre da etwas, was noch in das Scherzo 'rein muß."

„Die Donauwellen?!“ lachte Lou und spielte mit übermütiger Kraft den ganzen Walzer.

Beim Abendessen ließ sich Peter von Berlin erzählen. Aber sie wußte nicht, ob er den Sinn ihrer Worte verstand. Er schien wieder nur ihrer Stimme zu lauschen. Nach Tisch, als ihr seine Verträumtheit langweilig wurde, stand sie auf und wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer umher. Plötzlich überraschte er sie durch die Frage: „Bist du in Stimmung? Kann ich dir jetzt die ersten drei Sätze vorspielen?“ Er fragte es zaghaft, als ob er ihr ein großes, heiliges Geschenk machen wollte. Sie aber erschrak, denn sie fürchtete sich vor dem langen Vortrag, der nichts mit ihrer wahren Stimmung zu tun hatte; sie stand von neuem vor der Mauer seines Künstleregoismus. „Frau Komponist“ klang es ihr wieder in den Ohren. Ratlos schwieg sie. Nachdem sie eine Weile umhergegangen, blickte sie scheu auf Peter. Der Schatten tiefer Herabgestimmtheit lag auf seinen Zügen. „Ich merke, es ist heute nichts für dich. Ich dachte, du seist frischer und empfänglicher. Also lassen wir's. Es hat ja keinen Zweck.“

Sie blieben nur noch kurze Zeit auf. Lou hielt es für das Beste, sich in ein beleidigtes Schweigen zu hüllen. Sie biß sich zornig in den Gedanken fest, daß er ihr kein Wort über ihr neues Kleid gesagt hatte. Sie mochte in Lumpen oder als Prinzessin kommen — ihm war alles egal. Er brauchte Publikum, Publikum für seine männliche Selbstverherrlichung, für seine verdammte Kunst. Loebson hatte so recht gehabt. Ein armer, abhängiger Dirigent — eine arme, sehnsüchtige Frau. Sie waren Geschwister.

Peter merkte es Lou an, daß ein gefährlicher Zorn in ihr kochte. Erstaunt betrachtete er sie, als hoffte er auf einen klärenden Ausbruch. Aber sie blieb verstockt. Sie legten sich schweigend zu Bett. Plötzlich, als schon das Licht ausgedreht war, überraschte Peter seine Frau durch eine stürmisch aufbrausende Zärtlich-

keit. Das war ihr gar nicht recht, denn sie hatte sich zu dem Gedanken geflüchtet, morgen mit Loebson zu dinieren. Sie entzog sich seiner Umarmung. Da machte er Licht und brach in eine leidenschaftliche Klage aus.

„Was ist denn bloß mit dir? Ich halte das nicht mehr aus! Ich muß wieder ein einiges Gefühl mit dir haben!"

„Das brauchst du ja für deine Arbeit," flüsterte sie, ihre Augen schließend.

„Aha! Jetzt weiß ich, was du meinst! Aber da irrst du dich sehr, meine Liebe! Ich bin kein Tintenkleckser! Die Hauptsache bist d u mir, deine Stimmung, dein Glück! Aber ich sehe ja täglich, wie du von mir abfällst!"

Sie zuckte bei diesen Worten zusammen.

„Abfällst?"

„Jawohl! Das Leben, wie wir es uns gebaut haben, behagt dir nicht. Ich weiß ja nicht, was dir behagt, aber glaube mir, Lou: mir kommt es nicht drauf an, dir sofort ein andres Leben zu schaffen! Sonst ist mir auch das Arbeiten nichts wert! Ich bin schon mehr herumgeschmissen worden, als du! Aber laß mich klar sehen! Sage mir, was du eigentlich willst!"

Lou hörte mit pochendem Herzen zu. Sie fühlte eine lästige Rührung, die unter der warmen Seidendecke ihr junges Sein ergriff. Jetzt offenbarte er ihr, was ihn stark machte, stärker als Loebson. Er liebte sie, er war zu jedem Opfer bereit. Sie tat ihm wirklich Unrecht ... Doch sie wollte sich zusammennehmen. Sie wollte volle Klarheit behalten, was das Nützlichere für sie war. Die Frage an das Schicksal mußte gestellt werden. Sie öffnete ihre Augen, sah ihn aber nicht an und antwortete zwischen den Zähnen: „Ich will dir alles sagen. Warum denn nicht? Ich halt' es so auch nicht mehr aus. Aber ich weiß genau, daß du im entscheidenden Augenblick nicht erfüllen wirst, was ich mir wünsche."

Er packte ihre Hand. „Lou! Lou! Wie kannst du das sagen? Hab' ich das um dich verdient? Jetzt sei offen! Jetzt verlange ich von dir —"

„Ja, ja! Warum denn so 'n großes Pathos? Wir spielen doch kein französisches Ehedrama. Ich war heute bei Mutter und habe Loebson getroffen. Der ist schon aus Rußland zurück. Er will wieder in Berlin dirigieren . . ."

„Nun? Und? Was ist denn — was hat denn das alles mit Loebson zu schaffen?"

„Wenn du mich nicht ausreden läßt —"

„Rede!"

„Loebson kennt mich von Kindheit auf. Loebson sagt, daß ich schlecht aussehe. Mutter ist übrigens derselben Ansicht. Ich müßte mehr Zerstreuung haben und vor allem Anregung. Loebson sprach fabelhaft vernünftig, sag' ich dir. Und er hat mir ein Anerbieten gemacht, das mich geradezu entzückt hat."

Peter hatte sich aufgesetzt und sah sie forschend an. „Was hat dich entzückt?"

Lou warf sich auf die andre Seite. „Ach Gott, es hat ja keinen Zweck, aber ich will es dir sagen. Ich darf zu allen Proben kommen. Ich soll in den ganzen Kreis der Polyhymnia eingeführt werden. Sozusagen als künstlerischer Beirat. Zum Beispiel morgen schon — da ist die Solistenprobe vom siebenten Konzert. Mit Tamagno. Da erwartet mich Loebson."

Peter schwieg.

„Er hätte selbstverständlich auch dich aufgefordert," fuhr Lou fort. „Aber ich sagte ihm gleich, daß du nicht gestört werden darfst."

Peter schwieg noch immer.

„Na," meinte Lou, indem sie ihn anblinzelte, „es scheint dir also nicht recht zu sein. Das wußte ich ja voraus."

Jetzt antwortete er: „Du wirst mir wohl erlauben müssen, daß ich mir die Sache überlege. Die Aufforderung an dich mag sehr liebenswürdig sein, aber

sie kommt von Loebson, und du kannst dir denken, daß ich alles, was von Loebson kommt, mit gemischten Gefühlen betrachte. Er ahnt meine Stellung zu ihm — das weiß ich. Ich habe zwar geschwiegen, weil dein Vater es so wollte, aber ich habe keine Gemeinschaft mehr mit ihm ..."

„Pardon, Peter. Entschuldige, daß ich dich unterbreche. Hast du nicht einen falschen Standpunkt in der ganzen Angelegenheit? Es handelt sich um meine Interessen, nicht um deine."

„Lou, du bist sonderbar. Als ob die überhaupt zu trennen wären. Seien wir uns doch klar — was bedeutet denn Loebsons Einladung? Künstlerischer Beirat? Braucht er den noch? Du hast gewiß ein gutes Urteil, aber —"

„Aber du traust einer Frau keine praktische Betätigung zu."

„Das sage ich nicht. Der Kreis, in den du eingeführt werden sollst — laß dich davor warnen. Ich kenne den Kreis."

„Ach was, du kennst ihn nicht! Du bist ja immer davor ausgerückt!"

„Eben wegen meiner Kenntnis! All diese berühmten Virtuosen sind menschlich Pinscher! Da gewinnt man nichts, da verliert man bloß! Es gehört natürlich zu Loebsons Geschäft —"

„Genug! Mir ist schon alles verleidet. Ich gebe meinen Lieblingsplan auf. Gute Nacht!"

Zum zweiten Mal drehte Lou das Licht aus. Verwirrt lag Peter neben ihr — dann versuchte er, sie zu streicheln. „Begreifst du denn nicht, daß ich nur dein Bestes will?"

„Ja, ich begreife. Gute Nacht, Peter."

„Das ist wirklich nicht recht von dir. Ach, ich bin gar nicht glücklich."

„Ich auch nicht."

Jetzt schwiegen beide. Peter ahnte nicht, daß in Lou eine Stimme war, die seinem Standpunkt recht gab. Ein bißchen wollte sie von ihm gewarnt werden. Fast fühlte sie sich im weichen Dunkel dieser Nacht

geborgener als je. Der starke deutsche Bär ließ sie nicht los. Er wachte vor ihr. Allerdings nicht lange — dann besiegte ihn die Müdigkeit, und er versank in Schlaf, in jenen echten Peterschlaf, aus dem ihn kein Kanonendonner weckte.

Er erwachte jeden Morgen zu einer bestimmten Zeit. So geschah es auch diesmal. Lou war schon lange wach. Das Tageslicht brachte sie in böse Verwirrung. Alles drängte sie wieder in den Frühling hinaus, nach Berlin, zu den Menschen, zu ihm, der sie gerufen hatte. Warum hatte sie sich unterkriegen lassen? Was verlangte denn eigentlich dieser behaglich neben ihr gähnende Mensch? In unklarem Zorn wußte Lou nichts andres, als leise vor sich hin zu weinen. Das machte Peter vollends munter. Er umschlang sie: „Kind! Kind!"

„Laß mich!"

„Aber wir waren doch einig!"

„Ja, wir waren einig!"

„Sieh mal, wenn ich wenigstens noch einen vernünftigen Zweck in der Sache sähe! Aber es ist doch wirklich nur 'ne Laune!"

Lou schwieg. Doch Peters letzte Worte hafteten in ihr. Die hätte er gestern nicht gesagt. Die kamen aus dem ausgeschlafenen Peter. Vernünftiger Zweck? Wie, wenn er es so ansehen könnte? Aus seinem gesunden Egoismus heraus? Jedenfalls ... Es wurde ihr heller im Gemüt. Sie sah verstohlen auf die Uhr. Erst neun. Sie konnte noch um halb elf in der Polyhymnia sein. Rasch richtete sie sich auf. „Ich war mit der Sache schon fertig. Ich war nur nervös. Aber das steht jedenfalls fest: Du hast viel mehr Ruhe, wenn ich eine Tätigkeit in Berlin habe. Dann wirst du endlich mit dem letzten Satz fertig." Peter wollte antworten, aber sie ließ ihn nicht dazu kommen. „Außerdem — du scheinst dir gar nicht klar zu sein, daß dir ein fabelhafter Vorteil geboten wird. Du läßt alle Verbindungen einschlafen, aber ich könnte

sie jetzt wieder herstellen. Kurz bevor du deine Sinfonie einreichst — na, was ich meine, liegt ja auf der Hand. Ich erwähne es nur, weil ich es für gewissenlos halten würde, davon zu schweigen."

Peter sah vor sich hin. Er rieb sich nochmals die Augen und schien eine tiefe Überlegung anzustellen. Dann sagte er: „Von dem Standpunkt aus... Wenn du es in unser beider Interesse für richtig hältst... Außerdem scheinst du es dir ja wirklich sehr zu wünschen."

Lou wurde es heiß und kalt. Noch einmal schwankte sie. Hätte er das nur nicht gesagt! Oder Gott sei Dank! Da sprang sie aus dem Bett und stand auf dem weichen Angorafell. „Also, ich fahre! Meinetwegen!" rief sie, ihr offenes Haar zurückwerfend.

In unschlüssiger Reue sah er sie an. „Ist es noch nicht zu spät?"

„Keine Spur! Ich bin in'ner halben Stunde fertig!"

„Kommst du zu Tisch zurück?"

„Das wird kaum möglich sein, Peter. Du sollst nicht so lange aufs Essen warten. Ich werde zu Mutter fahren! Da telephonier' ich dir gleich! Addio!"

Sie lief ins Toilettezimmer. Peter blieb noch lange mit dumpfem Kopfe liegen. Er hatte erwartet, daß sie ihn zum Abschied küssen würde, um die ganze Verstimmung zu verscheuchen. Aber sie hatte nur fortgetrachtet. Eifersucht empfand er nicht, nur eine lähmende Traurigkeit. Die verdarb ihm heute doch die Arbeitsstimmung.

Achtzehntes Kapitel

Lou erlebte inzwischen Stunden nach ihrem Sinn. Die interessante Probe, die berühmten Künstler, die sich auch als geschickt schmeichelnde Männer zeigten — all das frischte sie im Innersten auf. Das Beste aber

kam nach dem Konzert. Loebson teilte ihr mit, daß man das Diner bei Adlon aufgeben und lieber bei ihm zu Gast sein wolle. Lou müsse selbstverständlich mitkommen. Sie fühlte einen heftigen Schreck. Peters Bild stand vor ihr — ihm war es gewiß nicht recht, wenn sie ohne ihn an einer Gesellschaft bei Loebson teilnahm. Während der Fahrt nach Berlin hatte sie noch ihr Gewissen durch die Erwartung beschwichtigt, daß sie ihre Mutter in der „Polyhymnia" treffen würde. Aber Briggie war nicht zu sehen. Jetzt, vor Loebsons Entscheidungsfrage, fuhr es fast zornig aus Lou heraus: „Ich hatte bestimmt gedacht, meine Mutter hier zu treffen! Sie kommt doch hoffentlich in Ihre Gesellschaft?"

Loebson lächelte überrascht. „Nein, liebste Lou — das ließ sich leider nicht machen."

„Waren Sie denn gestern bei ihr?"

„Ich mußte es verschieben. Morgen spreche ich Ihre Mutter wieder."

„Weiß sie, daß ich heute hier bin?"

„Da ich sie noch nicht gesprochen habe, ist es wohl nicht meglich. Aber das erfährt sie schon noch zur Zeit."

Grausamer Mensch! dachte Lou. Rohes, rücksichtsloses Herz! Nein, ich gehe nicht in deine Wohnung. Sobald man sich draußen verabschiedet hat, spring' ich in mein Auto und fahre zu Peter zurück. Während sie so beschloß, wurde sie vor der „Polyhymnia" von Bekannten umringt und unter lachendem Protest in ein fremdes Auto geschoben. Dieses fuhr nicht an die Havel, sondern nach Schöneberg, wo Loebson wohnte. Lou konnte sich nicht wehren. Sie schämte sich vor der fremden, übermütigen Umgebung und war an Ort und Stelle, bevor sie sich dessen bewußt wurde. In Loebsons Wohnung fand sie nur noch den Entschluß, an Peter zu telephonieren. Sie sagte, daß sie im Grunewald sei und dort essen werde. Als sie ihn mit reuiger Zärtlichkeit fragte, wie es ihm denn gehe,

antwortete Peter kurz und verdrossen. Er komme in der Arbeit nicht vorwärts. Sie tröstete ihn und versprach, bald wieder bei ihm zu sein. Dann schloß sie das Gespräch.

In der Tischgesellschaft fand Lou eine wundersam umgaukelte Stellung. Alle diese arbeitsmüden Berühmtheiten, die nur genießen wollten und zu genießen verstanden, huldigten ihr. Ihre Gegenwart wurde die Würze des Mahls. Lous Temperament war entfacht, sie zeigte nach langer Zeit wieder einmal ihre tollkühne Grazie. Stolz und glücklich betrachtete Loebson seinen einzigen weiblichen Gast. An Lous Ähnlichkeit mit Briggie dachte er jetzt nicht mehr. Er entschied sich dafür, daß sie einfach die wiedergeborene Briggie war. Seine Gäste machten sich über den unverschämten Austausch der Generationen keine Gedanken. Ihnen genügte die Tatsache, daß Frau Wollmann in die Jahre gekommen war. Das gab Loebson nach ihrer Anschauung das Recht, zu tauschen.

Lou hatte viel getrunken. In seligem Taumel merkte sie nicht, daß die Gesellschaft sich in Loebsons Räumen verteilte und allmählich aus ihnen verschwand. Sie blieb allein zurück. Plötzlich, als auch Marfas undurchdringliche Miene nicht mehr sichtbar war, kam ihr die Situation zum Bewußtsein. Jäh sprang sie auf. „Aber was ist denn das! Ich muß ja gehen! Sind die andern schon alle fort, Herr Loebson?“

Der Russe erhob sich aus seinem weichen Fauteuil und guckte in die Nebenzimmer. „Es scheint so. Dariber missen Sie sich nicht wundern, liebe Lou. Wir sind hier nicht fermlich. Man kommt und geht. Aber ich sehe den Grund nicht ein, warum Sie mich auch schon verlassen wollen?“

Sie starrte ihn an. „Sehen Sie das wirklich nicht ein? Dafür kann ich nichts. Aber ich bitte Sie jetzt, meinen Wagen rufen zu lassen. Herrgott, ich habe zuviel getrunken. Wie spät ist es denn?“

„Dem Glicklichen schlägt keine Stunde.“

„Herr Loebson!"

„Bitte, bitte. Sie kennen selbstverständlich gehen, sobald es Ihnen beliebt. Nur Ihren Wagen kann ich leider nicht kommen lassen — Sie missen sich schon mit einer Autodroschke begnigen."

„Warum?"

„Ihren Wagen ließ ich nach der Probe in Ihre Villa zurickfahren. Sie werden einsehen, daß das besser war."

„Aber, um Gottes willen — Anton war ja gar nicht instruiert!"

„Wie denn — instruiert?"

„Was soll mein Mann denken! Wenn der Chauffeur allein zurückkommt und sagt —! Das widerspricht ja auch —! Herrgott, das gibt ja einen Skandal!"

„Ruhe, Ruhe. Warten Sie ab und sagen Sie mir das eine: halten Sie mich fir einen Idioten? Nicht? Nun, dann will ich Ihnen sagen, daß ich den Chauffeur instruiert habe. Er hat Ihrem Gatten erzählt, daß er heimfahren mußte, weil eine Reparatur des Wagens netig war. Sie seien zu Ihren Eltern gefahren und wirden zur Rickkehr eine Droschke benitzen. Nun? was meinten Sie ibrigens mit dem Widerspruch?"

Jetzt fühlte Lou sich ertappt und sah errötend zu Boden. „Ach — ich hatte an meinen Mann telephoniert — aber es ist Gott sei Dank kein Widerspruch. Ich habe ihm nämlich — ich habe ihm ganz dasselbe gesagt!" Nach diesem Geständnis brach Lou in ein leises, nervöses Lachen aus.

Loebsons Augen leuchteten. „Ah! das nenn' ich Seelenverwandtschaft! Das ist wundervoll! Weiter so, meine liebe, reizende Lou! Dann kann es uns nicht fehlen! Und nun schicke ich Sie wirklich heim! Ich wollte noch ein gemitliches Plauderstindchen mit Ihnen, aber ich sehe, Sie sind nervees. Heute geht es nicht. Sie sollen nie bei unsrem Zusammensein eine peinliche Empfindung haben — das versprech' ich Ihnen. Ich

will das Gegenteil — nicht wahr? Ich bin Ihr Freund, Lou. Auf Wiedersehen!"

In dankbarer Verwirrung nahm sie Abschied. Die Mitwisserschaft des Chauffeurs ging ihr zwar noch nach, aber sie war doch froh, so heil davonzukommen. Peter schien den Bericht des klugen Anton ohne Zweifel aufgenommen zu haben. Er war in den Wald gegangen, und Lou, die sich für ihre Heimkehr sorgfältig präpariert hatte, ärgerte sich, ihn nicht vorzufinden. Nun bekam sie erst das rechte Abenteurergefühl. Abends war sie Peter gegenüber vollkommen sicher. Sie entwickelte ihm ihr Programm für die nächste Zeit. Sie sei über die künstlerische Anregung, die sie gefunden, ganz glücklich und wolle keine Probe versäumen. Loebson lasse Peter herzlich grüßen und erwarte mit Spannung sein neues Werk. Lou wußte, daß sie Peter hiermit am besten beruhigte. In seinen Schaffenszweifeln gewann er Halt und Hoffnung. —

Die Proben der „Polyhymnia" fanden fast täglich statt. Immer war Lou dabei, und immer speiste sie nachher bei dem Dirigenten. Peter benützte die neue Passion seiner Frau, um in fieberhafter Anspannung seine Symphonie zu vollenden. Vierzehn Tage noch — dann war er fertig. Auch Lou rechnete mit diesen vierzehn Tagen. Zwei Menschen aber gab es, welche die so verschieden gewertete Frist abzukürzen wünschten. Der eine saß in Loebsons Orchester und erblickte die Frau seines Freundes bei jeder Probe. Der andre hatte inzwischen erfahren, daß Loebson vorzeitig nach Berlin gekommen, und fahndete darauf, was ihn zu diesem Entschluß veranlaßt hatte. Doch Heinrich Stern, der Geiger, hatte wieder nicht den Mut zu seiner sittlichen Überzeugung. Er spürte genau, daß gegen den Freund etwas Schreckliches geschah, denn Lou verließ mit Loebson jede Probe. Aber seinen Entschluß, Peter zu warnen, verwarf er und schüttete dafür Mathilde sein Herz aus. Diese klagte mit ihm, lehnte es aber in ihrer vornehmen Scheu ebenfalls ab, ein-

zugreifen. Beide beschränkten sich darauf, mit wachsender Bangnis der Entwicklung der Dinge entgegenzusehen und im übrigen sich mit der Reinheit ihres eigenen Daseins zu trösten.

Briggie Wollmann aber, die immer heitere, lebenstüchtige Frau, trug zehrendes Leid in sich. Noch ahnte sie nur den Zusammenhang und fürchtete in atemloser Selbstflucht das Wissen. Die Zeit in Petersburg war eine Kette unerträglicher Demütigungen gewesen. Sie hatte in der deutschen Kolonie alles Erreichbare für Loebson getan — dann hatte sie es erleben müssen, wie man ihr den Künstler abspenstig machte. Loebson strebte als Liebender und liebte als Strebender. Das war die grausame Wahrheit. Als Briggie es eben noch verhütet hatte, sichtbar beiseite geschoben zu werden, war sie nach Berlin zurückgekehrt. Hier grübelte sie nun, wie zu helfen war. In einer armseligen Sicherheit fand sie Trost: Loebson behandelte sie so schlecht, weil er ihres Besitzes gewiß war. Als sie aber Leopold Wollmanns penetrantes Behagen wieder um sich hatte, stand es für sie fest, daß sie sich daran nicht mehr verlieren konnte. Wenigstens nicht ganz. Beide sollten sie haben, der Ehemann und der Freund, die alte und die neue Pflicht.

Nur für blind und dumm wollte sie nicht gehalten werden. Wenn der brutale Russe ihre Liebe mißbrauchte, wollte sie auch die Frau kennen, um derentwillen es geschah. In Petersburg lebte sie nicht — das waren flüchtige Episoden. Wenn Loebson in Berlin vielleicht eine Kokotte beglückt hatte — darüber konnte Briggie sich erhaben fühlen. Aber sie spürte, als sie ihn wiedersah, in seinem Wesen etwas Neues, Gefährliches. Sie prüfte unermüdlich, worin es bestehen mochte, aber klar sah sie nicht. Es ging ihr wie einem irritierten Menschen, der einen bestimmten Gegenstand sucht und schon lange im Auge hat — die Blendung durch benachbarte Dinge hindert ihn am Sehen. Wenn sie zur gewohnten

Nachmittagsstunde bei Loebson war, hatte sie oft das Gefühl, als ob der Duft einer andern Frau in seinen Räumen lebte. Loebson empfing sie unsicherer als sonst. Seine Zärtlichkeit hatte etwas Schuldbewußtes. Es war die sanfte, behutsame Scheu eines Sünders. Irgendwie mußte er sie im Kern schon getroffen haben ...

Dieser Qual machte Briggie plötzlich ein Ende. Sie entschloß sich zu ihrer ersten Erniedrigung. Sie wollte sich Marsa kaufen. Marsa wußte, wer zu ihrem Herrn kam — sie sollte ihr Klarheit geben. Als Briggie eines Tages früher als sonst zu Loebson hinaufstieg, schlüpfte auf der Treppe eine schlanke, weibliche Gestalt an ihr vorüber. Die Dame war tief verschleiert, aber ihre Bewegungen konnten nicht verkannt werden. Briggie blieb stehen. Sie packte mit eisernem Griff Lous Arm. Jetzt wußte sie alles. Aber plötzlich ließ sie ihre Tochter wieder los und kehrte wie gejagt in den Grunewald zurück.

Angesichts dieser Entdeckung brach Briggie nicht zusammen. Sie war die Tochter von Rosine Larisch. Sie wurde vom Manne herausgefordert und zeigte sich zur Rache entflammt. Ihren Racheplan überlegte sie jetzt mit der ganzen Energie eines mißhandelten Weibes. Sie wußte, wo sie den einzigen Bundesgenossen zu finden hatte. Am nächsten Vormittag schon, als sie Lous Abwesenheit ausgekundschaftet, fuhr sie in Peters Einsamkeit hinaus. Sie machte vor dem Arbeitszimmer ihres Schwiegersohnes nicht Halt. Frau Grothe mußte dem Herrn berichten, daß Frau Doktor Wollmann da sei und ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Peter kam. Noch sauste ihm die eben gefundene Schlußfuge seiner Symphonie durch das überreizte Hirn. Ungewisse Angst befiel ihn vor Briggies plötzlichem Besuch. Wußte sie nicht, was alle wußten: man durfte ihn jetzt nicht stören? Aber er sah ihr eine maßlose Erregung an. Da fuhr ihm die Frage heraus:

„Was hast du denn, Mutter? Um des Himmels willen — ist was mit Lou?!"

Briggie starrte vor sich hin — ein totes Lächeln kam auf ihre gealterten Züge. „Ja, entschuldige, lieber Peter — es ist was mit Lou. Es ging nicht anders — ich mußte dich sprechen." Sie weinte plötzlich. Diese Frau in Tränen!

Peter fühlte die Erde schwanken. „Gib mir doch — ich bitte dich, Mutter — sage mir doch — Lou ist in Potsdam — ist ihr etwas zugestoßen?! Nimm doch bloß die Ungewißheit von mir!"

„Weißt du immer, wo sie ist?"

„Das will ich doch meinen!"

„Wo war sie gestern?"

„Gestern? In der ‚Polyhymnia'!"

„Und nachher?"

„Bei dir! Sie hat doch bei dir gegessen!"

„Das ist nicht wahr!"

„Lou belügt mich doch nicht!"

„Es muß wohl so sein, Peter."

„Wo kann sie sonst —"

„Ich will es dir sagen, um deinetwillen, um deines guten, ehrlichen Namens willen!"

„Mutter!!!"

„Sie ist fast jeden Tag bei einem Mann!"

„Bei wem?"

„Bei Loebson!"

Peter fuhr empor. Sein Ausdruck erschreckte Briggie. Sie hatte sich die Wirkung ihrer Nachricht so nicht vorgestellt. Schmerz und Wut gewiß — aber ein fürchterlicher, durchdringender Hohn auch entstellte Peters Züge. „Ist das möglich!?" flüsterte er.

„Ich hab' es auch nicht für möglich gehalten! Aber ich hatte gestern den Beweis! Ich will dich doch vor Schande bewahren!"

„Das willst du? Du?"

„Ich! Ja, ich! Die du wahrscheinlich immer verkannt hast! Aber du stehst mir ebenso nahe wie Lou!

Ihr seid beide meine Kinder. Ich tue an dir meine Mutterpflicht."

Da brach Peter in ein unaufhaltsames Gelächter aus. Den Kopf in beide Hände gepreßt, raste er im Zimmer umher.

Briggie fürchtete, daß er den Verstand verlor. „Peter! Peter! Nimm dich doch zusammen! Sie ist noch ein junges, unerfahrenes Ding! Sie kann noch gerettet werden! Aber du sollst reinen Tisch machen! Du sollst sie halten, damit sie nicht in den Schmutz gerät!"

Peter trat nach diesen Worten dicht vor seine Schwiegermutter hin. „Rede nicht von Schmutz, ich bitte dich! Und jedenfalls — für heute besten Dank!"

„Wie sprichst du denn auf einmal? Bist du von Sinnen? Man kann sich ja vor dir fürchten, Peter!"

„Nein, das brauchst du nicht! Aber ich rate dir jetzt, dieses Haus zu verlassen! Verstehst du mich? Ich rate dir, schleunigst dieses Haus zu verlassen! Ihr habt mich zu allem gebrauchen können — ich habe mich zu den unglaublichsten Demütigungen hergegeben, eurer elenden, verfluchten, kitschigen ‚Kultur' wegen! Aber um dich auf Kosten deiner Tochter an deinem Liebhaber zu rächen — das ist mir doch nicht möglich! Vielleicht wendest du dich an deinen Mann!"

Das gedunsene Gesicht der Schwiegermutter war fassungslos auf Peter gerichtet. Ihre kleinen Augen funkelten grünlich. Er wußte also! Er wußte! Was hatte sie da getan? Sie machte plötzlich kehrt und lief davon.

„Adieu, Hexensabbat!" hörte sie Peter noch rufen.

Frau Grothe, an der sie vorüberkam, ließ ihren Besen fallen und faltete die Hände.

Neunzehntes Kapitel

Auch Peter verließ bald das Haus. Er lief an der Havel entlang, bis Potsdam. Ekel schnürte ihm die Kehle zu, und er glaubte nicht durch den schönen Frühlingstag, sondern zwischen Kerkerwänden zu laufen. Je weiter er kam, desto wacher wurde er. Desto weniger Trost aber konnte er finden. Das alles war kein Traum. Um seines Traumes willen hatte er das Leben verschlafen, sich wehrlos gemacht, zum Spott der Wachen. Nie mehr vergaß er das verzerrte Gesicht dieser Mutter, die plötzlich ihre erkünstelte Jugend verloren. Sie haßte ihn jetzt, wie er sie haßte. Aber er glaubte sich wenigstens an ihr gerächt zu haben. An Lou dachte er anders. Der Gedanke an sie riß an seinem Herzen. Seine ganze Wut richtete sich auf den Verführer. Aber auch diese reine Empörung wurde ihm von einer Erinnerung vergiftet. Wieviel hatte er Loebson zu verdanken! Wie sollte er ihm, diesem glatten, lächelnden Slawen, als Rächer gegenüberstehen!

Peter spürte plötzlich, daß er nicht mehr allein war. Er schritt schon durch die Straßen von Potsdam. In der alten Soldatenstadt fiel jeder auf, der nicht das gewohnte Tempo hatte. Man beobachtete Peter, man blickte ihm nach. Vielleicht hielt man ihn für wahnsinnig. Er versuchte möglichst ruhig zu erscheinen und blieb vor einem Schaufenster stehen. Es war der altmodische, kleine Laden eines Elfenbeindrechslers. Lou liebte ihn und machte stets vor seiner Auslage Halt. All diese niedlichen Spielereien wollte sie sich mit der Zeit kaufen — elfenbeinerne Männchen und Weibchen, Tiere, Pflanzen, Geräte. Das kam in ihre Biedermeierservante, die sie von der Großmutter geerbt hatte. Mit dumpfem Kopf stand Peter heute

vor dem Schaufenster und starrte die Kleinigkeiten an. Zwei Minuten setzte sein Bewußtsein aus — er vergaß, was ihn hierher geführt hatte. Dann plötzlich schlich sich wieder wie ein höhnisches Ungeheuer die Gegenwart heran. Sei wach! Sei wach! rief sie. Besinne dich! Handle! — Er mußte handeln ... Fort von der Spielerei! Er eilte zum Bahnhof.

Auf der Fahrt nach Berlin entschloß er sich, Heinrich aufzusuchen.

Er traf ihn allein. Mathilde unterrichtete eben in der „Polyhymnia". Peter atmete auf. Jetzt alles, nur nicht die Verführung eines weiblichen Wesens. Sie mochten lauterste Wahrheit fühlen, aber ihre Handlungen wurden Lüge. Peter konnte bei dieser verbissenen Härte nicht bleiben. Als er den Freund in seiner friedlichen Stube sah, übermannte es ihn. Welche Wohltat wurde ihm dieser Schmerz! Er brauchte nichts zu sagen, er konnte stumm an Heinrichs Brust liegen. Der Freund schien ihn zu verstehen. Er ließ ihn auch merken, daß er diese Stunde kommen gesehen hatte. Aber während Peter in seinen Armen lag, regte sich eine tiefe Pein in Heinrich. Er hatte kein gutes Gewissen. Peter wurde jetzt ruhiger und trat mit ihm ans Fenster. Dort hatten sie einen Ausblick, den sie besonders liebten. Er richtete sich auf einen Schulhof, der mit jungem Grün zwischen grauen Mietskasernen lag. Täglich sah man dort in bestimmten Zeiträumen Charlottenburger Kinder umherwandern oder ihre Spiele treiben. Luftschöpfende, kleine Gefangene, bis die Glocke wieder in die Zellen rief. Eben war „Pause". Die Freunde standen am Fenster und betrachteten den Wirrwarr der kleinen Wesen, als ob ihnen ihr ganzes Interesse gälte. Dann läutete die Glocke. Die zum Lernen verurteilten Seelen kehrten in den dunkeln Rachen zurück. Als der letzte zögernd verschwunden war, wandte sich Peter zu Heinrich: „Ist es zu fassen? — Lieber Sohn, versteh' mich recht — ich will objektiv sein. Wenn ich nicht objektiv bin,

komm' ich überhaupt nicht durch. Ich will sie als Menschen sehen, sie und ihren ganzen Lebenskreis. Was soll man dann noch glauben? Denke daran, was wir bei diesen Menschen erlebt haben! Wir beide! Du hast mich ja hingebracht."

Heinrich stand mit gesenktem Blick. Da noch nichts aus dem Freunde herauskam, fuhr Peter in seiner leidenschaftlichen Klage fort: „Haben wir nicht unsre beste Musik da gemacht? Haben wir nicht unsre Einsamkeit hingetragen, weil sie bei ihnen zur Sprache kam? Beethoven haben wir da gehört, Beethoven, Heinz! Artur Rossi fanden wir als Hausfreund dieser hochentwickelten Bürger! Oder war das alles Schwindel? War dieser Hafen der Schönheit bloß ein leerer Spuk, und haben wir nichts getan, als mit Pharisäern zu fressen und zu saufen?!"

Heinrich schwieg noch immer, glühende Pein im Gesicht. Er konnte keine Antwort finden. Peters Gefühl für ihn erkaltete ein wenig. Aber er kam noch einmal darüber fort: „Du schämst dich. Ja, ich schäme mich auch. Das ist mein tiefstes Gefühl, Heinz. Ich werde hart gestraft. Ich habe nichts Eigenes mehr, aber dafür den ganzen, ekligen Protzendreck, mit dem sie mich beschmissen haben. Sie haben sich alles geborgt, alles, und unsereiner bildet sich ein, es zu besitzen. Das ist der Unterschied, Heinz. Sogar die liebe Sonne borgen sie sich, ich sage dir, das Tageslicht bei Nacht und die Nacht bei Tag. Was wollen diese Menschen eigentlich? Womit sie so sieghaft prunken, worin sie schwelgen, das gehört ihnen ja alles nicht?!"

Jetzt nahm Heinrich endlich einen Anlauf. „Peter — es tut mir so entsetzlich leid — aber diese Erkenntnis habe ich auch bekommen müssen. Ich habe auch hineingesehen, wie die Dinge in Wahrheit sind, und ich bin der Überzeugung, daß die Kunst sich vor allem von ihren Genießern befreien muß, um ihren wahren Wert zurückzufinden."

Peter hatte mit starrem Nicken zugehört. Aber

Heinrichs Worte schienen ihn nicht zu befriedigen. „Hm! . . . Du sprichst von Kunst . . . Ja, ja — du sprichst von Kunst . . . Aber weißt du, was ich heute erlebt habe?"

Mit ängstlicher Hast antwortete Heinrich: „Ich möchte nur den Glauben in dir wecken, daß du keine Sonne zu borgen brauchst! Daß du in ihrem Besitz bist! Du viel mehr als ich! Darum wirst du diese Episode überwinden!"

Peter verließ ihn plötzlich und ging, die Augen schließend, im Zimmer umher. „Episode? Den Glauben hast du?" flüsterte er. „Aber was fällt mir denn da ein? Was reden wir denn eigentlich miteinander? . . . Wir beide? . . . Ich bin ja verrückt. Ich hab' dir ja noch gar nichts gesagt . . . Ich setze ja alles bloß voraus . . .!"

„Peter!" rief Heinrich angstvoll. „Mußt du mir erst alles sagen?"

„Also es ist schon längst bei dir?! Du bist ja in Loebsons Orchester! Du spielst ja mit bei der Musik!!"

„Peter, ich fühle — ich stehe ganz auf deiner Seite. Aber ich beschwöre dich jetzt, Peter, bei unsrer alten Freundschaft: bleibe gerecht gegen mich!"

„Warum bist du nicht zu mir gekommen? Warum hast du mir nicht alles gesagt? Warum?"

„Das konnt' ich nicht! Um deinetwillen!"

„Ja, das ist euer Standpunkt! Ihr seht alles, ihr wißt alles, aber ihr laßt uns im Dreck! Weil ihr voraussetzt, daß wir nur darin atmen können!"

„Wir? Von wem sprichst du, Peter?"

„Jetzt begreif' ich alles — jetzt seh' ich den ganzen Zusammenhang. Du hast doch gewiß schon gewußt, was bei den Wollmanns los war? Du hast es schon gewußt, als du mich zum erstenmal hinbrachtest! Du, ich weiß jetzt auch, welche Rolle da Herr Loebson spielt! Ich bin vollkommen orientiert, aber das letzte weiß ich erst seit heute!"

Heinrich ging, die Hände ringend, zum Fenster.

„Ich kann es nicht dulden, daß du in deiner Aufregung unsre Freundschaft zerbrichst!“

Doch Peters verzweifelte Wut war nicht mehr aufzuhalten. „Wer weiß, wie lange die schon zerbrochen ist, mein Lieber! Mir graut, sag' ich dir! Mir graut! Du liegst vor Sachen auf dem Bauch, die mir ekelhaft sind!“

„Ich befehle dir jetzt, zu schweigen! Ich halt' es nicht mehr aus!“ Heinrich schrie es plötzlich, am ganzen Leibe zitternd, Tränen stürzten ihm aus den Augen. „Du weißt nicht mehr, was du sagst! Du wirst brutal in deinem Schmerz!“

„Warst du nicht brutal in deiner Freundschaft?! Ich bin zu Ende! Heinz, ich glaube, wir werden uns nicht mehr wiedersehen! Laß mich! Wir haben keinen Gedanken mehr zusammen! Ich muß brutal sein!! Sonst werd' ich nicht los, was mich zugrunde richtet!“

Als Heinrich nach einigen Minuten aus seiner Betäubung aufsah, entdeckte er, daß Peter ihn wirklich verlassen hatte. Da übermannte ihn der Schmerz. Seine Jugend war zu Ende. Vorbei war der Heimattraum. Über der Geige, die auf dem Tisch lag, brach er schluchzend zusammen. So fand ihn Mathilde. Sie hörte allmählich alles aus ihm heraus. Bei ihr fand er Verständnis. Indem sie ihn streichelte, sagte sie sanft: „Ich habe mir schon oft gedacht, daß du eigentlich keinen gemeinsamen Gedanken mit Peter hast. Trotz allem. Er hat dir nur grausam die Wahrheit gesagt. Aber was du an ihm verlierst, findest du das nicht doppelt bei mir? Gehören wir beide nicht zu einander?“

Heinrich nickte, noch immer von Schmerz geschüttelt, und sie erneuerten ihren Bund.

⊕ ⊕ ⊕

Als Peter nach Hause kam, fand er Lou schon vor, Sie hatte von Frau Grothe gehört, daß ihre Mutter zu ungewöhnlicher Stunde dagewesen. Die Frau

Doktor habe eine fürchterliche Auseinandersetzung mit dem Herrn gehabt. Lou bebten die Kniee. Aber sie hütete sich davor, die Wirtschafterin nach Einzelheiten zu fragen, obwohl Frau Grothe ihre ganze Bereitwilligkeit zu erkennen gab. Rasch ging Lou in ihr Atelier hinauf und schloß sich ein. Jetzt fühlte sie zum erstenmal ihre Existenz in der Luft schweben. Was auf sie zukam, hatte nichts mehr mit Verwöhnung zu tun. Es war jener „Ernst des Lebens", den sie im Innersten haßte. Aber sie wußte nicht, wie das Unheil abzuwenden war. Loebson hatte nur eine Episode für sie bedeutet. Sie war bestimmt schon auf dem Rückwege zu Peter. Und ihre Mutter? Hatte sie nicht geglaubt, daß diese alles andre tun würde, als solche Rache nehmen? War sie nicht selbst auf dem Wege zu Loebson gewesen, sie, die vornehme Frau, die Respektsperson? Lou sah plötzlich ihren letzten Zusammenhang mit der Mutter gelöst. Sie fürchtete sie nur noch als feindliche, gefährliche Frau. Sie hatte sie an einer Stelle beleidigt, wo sie nicht vergeben konnte. Diese neue Gewissenslast senkte sich auf Lou. Sie sah sich verstört in dem toten Kunstgerümpel ihres Ateliers um. Plötzlich aber schrie es aus ihr heraus: „Ihr seid schuld! Ihr alle! Ich hab' es nicht anders gewußt!"

Dann hörte sie unten Türen schlagen. Peter war nach Hause gekommen. Das Gefühl von seiner Gegenwart belebte Lou und gab ihr eine eigentümliche Hoffnung. Mochte es auch nur die Zuversicht sein, daß er sich ihrem Einfluß nicht entziehen konnte — sie sprang plötzlich auf und schlüpfte mit trotzig zurückgeworfenem Kopf zu ihm hinunter.

Er hörte sie kommen. Im Spiegel sah er ihr fremdartig bleiches Gesicht. Wie glich sie heute ihrer Mutter! Es war furchtbar, aber sie entfachte seinen Zorn von neuem. Und noch etwas, was kaum zu ertragen war — er fühlte in ihrer Gegenwart erst ganz, was ihm entrissen worden. Das war nicht mehr seine

Lou, sein tolles, zartes, tiefgeliebtes Kind. Um ihr lockendes Haupt, um ihre schlanken Glieder konnte seine Sehnsucht nicht mehr spielen. Alles war vorbei! Alles angetastet. Unsichtbare Hände zerrten sie aus den Armen seiner Liebe.

Peter glaubte aufrecht zu stehen. Plötzlich taumelte er. Er griff um sich und konnte gerade noch in einen Sessel gleiten. Da eilte sie zu ihm. „Du mußt nichts Falsches von mir denken, Peter," hörte er sie sagen. Wie ihre Stimme ihn stach! Er bäumte sich, er schüttelte heftig den Kopf. Sie blieb jetzt mutiger hinter ihm. „Sei nicht so stumm. Sage mir alles. Ich weiß schon, daß Mutter hier war. Mutter ist mir unbegreiflich. Sie hat wieder eine kolossale Dummheit begangen ..."

Dieses Wort zündete. Peter warf sich zu ihr herum. Entsetzt erkannte sie, was über diesen aufrechten Menschen gekommen war. „Peter!"

Er sprang auf. Vergebens suchte er Fassung zu gewinnen. Endlich sprach er: „Deine Mutter hat keine Dummheit begangen. Nein, ihr seid alle nicht dumm. Ich bin es bloß. Ich ganz allein. Aber ich kann nicht mehr tun, als was ich verstehe."

„Mich verstehst du gewiß nicht," warf Lou rasch ein.

Er sah sie von oben bis unten an. Da senkte sie die Augen. „Du bist trotzig?" flüsterte er. „Du bildest dir wohl noch was drauf ein, daß du so schlecht bist? Aber du spielst mir wenigstens keine Komödie vor."

„Tu' du es, bitte, auch nicht!"

„Warum glaubst du —?"

„Na, jedes Wort, was du da sagst, klingt ja wie ein Strafgericht! Das ist ein ganz unmöglicher Standpunkt, Peter! Du weißt ja noch gar nichts!"

„Ich weiß nichts ... Nein ... Ich weiß nur, daß du mich seit Wochen schamlos betrügst ... Ich weiß nur, daß du die Geliebte eines Mannes bist, der deiner Mutter untreu wurde. Deine Mutter ist zu mir gekommen, um es mir mitzuteilen. Ich sollte sie an deinem Liebhaber rächen. Weiter weiß ich nichts."

Lou war langsam zurückgewichen. Indem sie mit gebeugtem Kopf stand und die Hände zu Fäusten ballte, antwortete sie leise: „Trotzdem ist das alles ganz anders... Mutter ist eine konfuse, unglückliche Frau ... Daß sie mich bei Loebson getroffen hat, ist ein Malheur, aber das kann ich nicht ändern... Sie ist in halbem Wahnsinn zu dir gekommen... Ich weiß, was für ein Leben sie führt. Ich war auch überzeugt, daß ich ihr nichts nehme —"

„Davon warst du überzeugt?"

„Loebson hat Beziehungen zu vielen Frauen — jede sehnt sich nach ihm, jede will ihn, und eine weiß von der andern nichts. Es gibt doch solche Männer —"

„Also du wolltest neben deiner Mutter... du dachtest, eine weiß von der andern nichts... Aber wie dachtest du eigentlich — was dachtest du eigentlich von mir...?"

Er trat langsam auf sie zu. Jetzt wurde Lou von einer namenlosen Angst befallen. Sie wollte die Tür erreichen, sah aber, daß dies unmöglich war. Peter packte plötzlich ihre Hand. „Du hast wahrscheinlich gar nichts von mir gedacht... Du bist lieber in Berlin, als hier draußen, nicht wahr? Hier ist es dir zu langweilig, und in Berlin ist dir alles interessant... Du konntest dir über einen langweiligen Kerl, der den ganzen Tag Noten schmiert, keine Gedanken machen ..."

„Peter!" schluchzte Lou zusammengekrümmt. „Peter!"

„Kannst du noch weinen!? Tu's nicht, Lou! Du bist mir viel lieber, wenn du böse bist! Dann bist du ehrlich! Denn du bist eigentlich gar kein richtiger Mensch, Lou!"

Jäh schnellte sie empor. „Pfui!! Jetzt hast du dich verraten! Jetzt! Ja, du! Du bist an allem schuld! Du hast mich hier verkommen lassen! Du hast es dazu gebracht, daß ich kein richtiger Mensch mehr bin! Aber ich bin ein Mensch, sag' ich dir! Genau so, wie du! Ich habe nur keine Kunst, die auch nichts andres ist,

als eine Geliebte! D e i n e Geliebte! Worüber empörst du dich denn? Was ich getan habe, das hab' ich ja tausendmal mehr gebüßt, als du begreifen kannst! Den Anblick meiner Mutter vergess' ich nie!"

Er ließ sie los und trat zurück. Mit leerem, suchendem Blick sah er umher. „Ich bin also an allem schuld? ... Mag sein ... Wie man's nehmen will ... Ich war unverschämt gegen das Schicksal. Ich wollte kein armer, unbekannter Junge aus Pasewalk bleiben ... Aus Paasewalk, wie du so schön sagst ... Aber wohin ich dich gebracht habe — du — das leugne nicht — das war gut und rein ... Ich habe dich dir selbst überlassen, weil ich an dich glauben wollte. Ich habe dich zu einem Menschen geschickt, dem ich verpflichtet war, und der mich dafür ... Es ist ja unsagbar! Ahnst du denn, wohin ich geraten bin? Als Künstler, du — als Künstler!"

„Ach, in der Beziehung habe ich dir immer genützt! Loebson hat das größte Interesse für dich! Er wartet schon auf deine Symphonie! Er will sie in der besten Zeit herausbringen!"

Peter starrte sie an. Sein ehemals frisches Gesicht wurde ganz mager und alt. Das leuchtende Blau seiner Augen ging in stumpfes Violett über. „Er will meine Symphonie in der besten Zeit ..." wiederholte er mechanisch. „Das ist mir lieb ... Das ist mir sehr lieb. Ich hoffe, daß du jede Probe hörst."

Nach diesen Worten nahm er sein Manuskript und blickte mit scheinbarer Ruhe hinein. Der Schlußchor sang: „Liebe! Liebe! Über allen Sternen ist Liebe!" — „Wie wahr," flüsterte Peter.

Lou näherte sich ihm, von unbestimmter Angst ergriffen. „Was denn? Wovon sprichst du?" Doch bevor sie Peter erreicht hatte, waren seine starren Finger schon wie Krallen in das Notenpapier gefahren. Er zerfetzte sein Werk — sie konnte es ihm nicht entwinden. Dann riß er das Fenster auf und warf die Fetzen weit hinaus.

„Was hast du getan?“ jammerte Lou.

Er starrte seiner Zerstörung nach. „Was d u getan hast! ... In dem Ding da war deine Seele! ...“

Sie wandte sich plötzlich zur Tür. Dann taumelte sie hinaus.

Im Garten ging Lou eine Weile rastlos umher. Alles war in Sonne getaucht — die ganze Welt schien darüber zu lachen, wie die Menschen sich quälten. Diese gleichgültige Heiterkeit der Außenwelt wirkte auf Lou. Sie ging langsamer, drückte die Hände vor die Augen und schüttelte noch einmal den Kopf. Dann wurde sie von einem Geräusch aufmerksam gemacht — sie mußte hinsehen. Da bemerkte sie den Diener eines großen Modegeschäftes, der offenbar schon ziemlich lange neben Frau Grothe stand und wartete. Lou hätte vor niemand verlegener werden können, als vor diesem fremden Manne. Sie erinnerte sich sofort, was er brachte. Es war ein neues, kostbares Sommerkleid. Sommer! Es durchrieselte sie. Fernes Leuchten kam wieder, und sie spürte nun erst die Sonne. Lächelnd ließ sie sich den Karton von Frau Grothe ins Haus tragen. Hier enthüllte sie in fast ängstlicher Spannung das Wunder. Ja, es enttäuschte sie nicht. Es war so schön, wie sie es sich gedacht hatte. In diesen Farben glitzerte ein Zauber des Daseins, der nicht anzutasten war. Lou strich immer wieder mit ihren bebenden Fingern über die köstliche Seide hin. Wie das beruhigte. Wie das anfeuerte, sich der eigenen Kraft bewußt zu bleiben ...

Plötzlich, in ihrem erstarkten Gefühl, fiel ihr Peter wieder ein. Sie erschrak heftig. In welcher Stimmung mußte er sein? Jetzt hätte sie ihn keinesfalls allein lassen dürfen. Der Gedanke, daß er sich ein Leid angetan haben könnte, schüttelte sie. Sie wandte sich von dem Sommerkleid ab und eilte, so schnell sie konnte, zu Peter zurück. Gott sei Dank — er hatte sich nicht eingeschlossen! Ohne anzuklopfen trat sie ein. Da fand sie Peter bei einer sonderbaren Be-

schäftigung. Er stand über den alten, kleinen Reisekoffer gebückt, den er aus Pasewalk mitgebracht hatte. In das verstaubte Ding packten seine zitternden Hände allerhand Sachen.

„Peter!“ rief Lou, an ihn herantretend. „Was tust du denn da? Willst du verreisen?“

Er sah sie einen Augenblick an. Sein Gesicht war dunkelrot und gedunsen. Sein Anzug war mit Staubflecken bedeckt.

„Ja,“ erwiderte er dumpf. „Ich verreise.“

„Wohin?“

„Das weiß ich noch nicht!“

„Wie lange?“

„Das weiß ich auch noch nicht.“

„Ohne mich?“

„Ohne dich.“

Er schloß den Koffer, stülpte seinen Hut auf und ging zur Tür. Plötzlich eilte Lou ihm nach. „Wann kommst du wieder?!“

Er antwortete nicht, sondern stürmte die Treppe hinunter. Sie folgte ihm bis an den Gartenzaun. „Wann kommst du wieder?“

Da warf er ihr noch einen Blick zu. Sie verstand die ewige Trennung. Wortlos starrte sie dem Davoneilenden nach.

Zwanzigstes Kapitel

Briggie war mit sich und der Welt zerfallen. Sie fand keine Richtschnur mehr — alles, was ihr noch zuverlässig erschienen, wandelte sich in Feindschaft. Am tiefsten aber ergrimmte sie gegen Peter. Der erschien ihr jetzt als Eindringling, als undankbarer Parasit, der abgeschüttelt werden mußte. Ihre Beschämung vor ihm konnte sie nicht verzeihen. So kam

es, daß in all dem Wirrwarr der einzige Halt doch ihre Familie wurde. Als alles sie verließ, griff sie nach den ersten Zusammenhängen. Loebson schrieb sie einen Brief, der in wenigen, schneidenden Worten ihren Vorwurf zusammenfaßte. Sie befreite sich damit und gab ihm den Abschied. Doch da sie nun Glanz und Hoffnung des Daseins verloren hatte — was blieb einer gealterten Frau? Den Weg zu Wollmann zu finden, den einen breiten, nichtssagenden Rückweg — sie kannte ihn. Altern, Gewöhnung, Resignation. Ihre Mutter hatte das gekonnt. Briggie gewann nichts dabei. Und ihre Kinder? Kurt war immer noch fern. Es ging ihm zwar „besser", aber er kam vorläufig nicht zurück. Wer blieb ihr? Briggie wagte es nicht zu denken. Ihrer einzigen Hoffnung konnte sie nicht verzeihen.

Da wurde sie aus ihrem Brüten aufgestört — der Diener kam und meldete, daß Frau Becker gekommen sei. Briggie fuhr auf. Freude und Zorn rissen an ihrem Herzen. Sie wollte sich erst verleugnen lassen, aber was sie aussprach, war der Empfang des Besuches. Lou trat ein. Da gewann Briggie die Oberhand. Sie sah sofort, daß ein Menschenkind kam, das schon genug gestraft war. Lou machte einen völlig gebrochenen Eindruck. So wurde, was zwischen ihr und der Mutter stand, ins Unaussprechliche geschoben. Dafür gestand Lou, was geschehen war. Peter hatte sie verlassen. Peter war nicht mehr zurückgekehrt. Nach einer fürchterlichen Nacht hatte sie einen Brief von ihm bekommen, den sie der Mutter zeigte. Nur wenige Zeilen: „Ich komme nicht wieder, Lou. Ich muß meinen Irrtum gutmachen. Ich bin noch jung und hoffe noch, und aus meiner Hoffnung heraus verzeihe ich Dir. Ich wünsche Dir weiter nichts, als daß Du auch zur Erkenntnis kommst, und daß es Dir dann besser gehen möge, als mir. Am besten sehen wir uns nicht wieder. Das muß sein. Ich sage Dir hiermit Lebewohl. Ich habe damit alles zwischen uns abgebrochen. Das Weitere indirekt. Peter."

Lou saß zusammengeduckt, mit geschlossenen Augen. Jetzt hatte Briggie Mitleid. Sanft rührte sie die Tochter an, und Lou fuhr unter ihrer Berührung zusammen.

„Beruhige dich, Kind. Ich mein' es gut mit dir. Wir haben beide was auszustehen, nicht wahr? Wir wollen beide darüber fortkommen. Aber was soll geschehen?"

„Du siehst es ja," flüsterte Lou. „Er läßt sich scheiden."

„Ich glaube, er hat dich nie geliebt."

„Laß das, Mutter — laß das!"

„Er ist ein bodenloser Egoist. Das beweist ja der Brief. Fast jeder Satz fängt mit ich an. Er denkt nicht an dich, er versteht dich nicht — wahrscheinlich hat er dich nie verstanden."

„Laß das, Mutter — laß das! Ich will nur gut an ihn denken!"

„Vergessen mußt du ihn vor allen Dingen. Bedenke doch, was du für ihn geopfert hast. Wer ist er, und wer bist du? Soll er's mal ohne dich versuchen."

„Mutter!"

„Ach was, wir müssen jetzt deutsch miteinander reden! Ich helf' dir, Lou! Darauf kannst du dich verlassen! Du mußt dich erst wieder ins Leben finden, mein armes Kind! Schließlich hast du doch bloß deine Mutter!"

Jetzt brach Lou in Tränen aus. Sie warf den Kopf in Briggies Schoß. Die Mutter streichelte sie und wurde immer selbstbewußter in ihrem Trost. „Ja, wein' dich nur aus. Wein' dich nur tüchtig aus, mein Liebling. Wir Frauen haben's schwer. Wir müssen zusammenhalten. Die Männer — Gott, was sind denn die Männer?"

Jetzt konnte Lou nicht mehr zuhören und richtete sich auf. „Darf ich hier bleiben, Mutter? Darf ich hier wohnen, bis alles klar wird? Ich weiß sonst nicht, wo ich hin soll. In mein Haus geh' ich nicht

zurück. O, mich schaudert, wenn ich an das Haus denke."

„Und es ist doch so hübsch. Aber selbstverständlich bleibst du bei uns. Das Haus verkaufen wir mit allem, was drin ist —"

„Nur mein Zimmer möchte ich behalten."

„Selbstverständlich, dein Zimmer. Ich hab' schon einen Käufer — ich denke, der alte Abelsdorf nimmt es."

„Und Vater! Um Gottes willen, Mutter — Vater ist oft so taktlos!"

„Ich werde ihm schon sagen, wie er sich zu benehmen hat. Laß mich nur machen, Kind. Laß mich nur machen."

Als Wollmann aus der Praxis heimkam, trat Briggie ihm sofort entgegen und weihte ihn ein. Da sie aber keinen herrischen Ton fand, entlud sich Wollmanns Gemütsbewegung. Er verwandelte sich in einen Rachegott. Tobend erklärte er Peter Becker für den undankbarsten, treulosesten Lümmel der Welt. Jetzt sehe man die Bescherung — der Herr aus Pasewalk habe Lou böslich verlassen. Aber Lou könne froh sein, daß sie den Taugenichts endlich los sei.

Briggie ließ die wilde Rede über sich ergehen. Sie notierte sich innerlich das Wichtigste: Wollmann kam nicht darauf, nach Gründen zu forschen. Er nahm das Ereignis als Tatsache und sprach schuldig, wie es ihm bequem war. Der Name, der alles ins Rollen gebracht hätte, wurde nicht genannt. Ob Wollmann das mit Bewußtsein tat, konnte Briggie nicht erkennen. Er zeigte ihr nur zum erstenmal, welche Schlauheit hinter seinem naiven Polterertum steckte. Dem Schicksal oder ihrem Manne dankbar, vereinbarte Briggie, daß Lou durchaus geschont werden müsse. Da wurde es Wollmann weich ums Herz. Er fühlte wieder eine väterliche Aufgabe und sorgte dafür, daß die Grunewaldvilla sein verlassenes Kind wie ein Sanatorium aufnahm. —

Von Peter Becker hörte man nichts mehr. Sein Rechtsanwalt, den er in Pasewalk beauftragt hatte,

leitete in den nächsten Tagen die Scheidungsklage ein. Briggie setzte sich sofort in den Besitz der Verhandlungen. Wollmann machte ihr keine Schwierigkeiten dabei. „Ich will nichts wissen! Bringt nur alles möglichst schnell zu Ende! Das ist mir die Hauptsache! Kinder, ich muß ja an Loebson telephonieren! Seit einer Woche entwischt mir der Mensch bei einer fabelhaft wichtigen Konferenz! Er ist doch in Berlin, Briggie?“

Briggie zuckte die Achseln und ging hinaus. Wollmann griff ärgerlich nach dem Telephon. Aber der Generaldirektor der „Polyhymnia“ war wieder nicht zu erreichen. Marfa antwortete, er sei ausgefahren. Wollmann blieb nichts andres übrig, als wütend im Grunewald herumzulaufen.

Hier traf er Hans und Anna Larisch. Die waren mit ihren Kindern auf dem Wege zu ihm, und der Anblick der hübschen Kleinen beruhigte Wollmann. Als man gemeinsam in die Villa kam, fand man schon ein wesentlich freundlicheres Bild. Lou bot den rührenden Anblick eines verlassenen jungen Weibes und saß wie eine Patientin in einem Klubsessel. Briggie pflegte sie. „Sage nur kein Wort, Leopold!“ rief sie ihrem Gatten entgegen. „Sie ist schon ganz vernünftig!“

Wollmann stand nachdenklich vor der Gruppe, dann wandte er sich zu den Larischs: „Sie will sich wirklich scheiden lassen. Kinder, Kinder — das war ein kurzes Vergnügen. Na, ich hab's geahnt.“

Briggie lachte spöttisch. Dann wandte auch sie sich zu den Verwandten: „Sie soll sich jetzt bei uns erholen und eine gesunde, glückliche Frau werden.“

„Du redest alles so leicht hin!“ polterte Wollmann. „Eine geschiedene Frau doch auch! Das hat immer seinen Haken!“

„Merkwürdig, daß man sich so in einem Menschen täuschen konnte,“ begann jetzt Frau Anna Larisch, die Geborene von Lippert, mit der ihr eigenen klagenden Stimme.

Briggie ließ erst ihren Blick über die angreifbare

Toilette der Schwägerin gleiten, dann erwiderte sie: „Wir können ja alle unsre Privatmeinung über Peter Becker haben — Lou sagt, daß sie ihm verzeiht. Ich glaube jetzt übrigens auch, daß er mehr ein bedauernswerter, als ein schlechter Mensch ist."

„Ja, was sagst du zu dem total meschuggenen Kerl?" wandte sich Wollmann auftauend an seinen Schwager. „Er hat in einem Anfall von Geistesgestörtheit seine Symphonie zerrissen! Eine Arbeit, womit sich der Mensch herumgequält hat, solange ich ihn kenne! Das sagt doch alles!"

Lous Bewegungen wurden immer nervöser. Hans Larisch aber blickte auf seinen wohlgerundeten Leib und hielt die Hände in den Hosentaschen. Er lächelte. Dann warf er mit der letzten Anmut, die ihm geblieben, die Künstlerlocke aus der Stirn. „Ich weiß nicht, lieber Leopold. Ich möchte sogar sagen, daß das vielleicht sein lichtester Augenblick war. Ihr habt ihn alle furchtbar überschätzt. Der Mann ist 'ne Eintagsfliege. Nachdem er seine Symphonie zerrissen hat, kann mancher Schwärmer noch 'n tragisches Mitleid mit ihm haben und glauben, es war wirklich was dran."

Plötzlich fuhr Lou aus ihrem Krankenstuhl in die Höhe. Kräftigste Wut sprach aus ihrem Wesen. „Ich kann das nicht mehr anhören! Unterhaltet euch doch draußen! Sprecht doch draußen weiter! Ich kann das nicht anhören."

„Ihr nehmt auch wirklich gar keine Rücksicht," flüsterte Briggie erschrocken.

„Na, na," sagte Hans Larisch. „Ich hab's doch gut gemeint."

„Wirklich gute Absichten werden selten verstanden," fügte Anna spitz hinzu.

„Kommt," sagte Wollmann. „Das arme Kind ist immer noch schrecklich nervös. Kommt doch ..."

„Mutter soll hier bleiben!" rief Lou. „Nur Mutter!"

Briggie war erstaunt, daß sie Lous Vertraute wurde. Eine echte Zärtlichkeit wallte in ihr auf, und

sie überraschte die Tochter durch eine Wärme, die sie ihr nie gezeigt hatte. „Schreckliche Leute eigentlich, unsre Leute — was? Man möchte sie am liebsten jeden Tag mal an die Luft setzen."

Nach diesen Worten hockte sie sich zu Lou und streichelte sie. Lou starrte vor sich hin. Dann schüttelte sie sich plötzlich und sprang auf. „Ich kann nicht mehr in Berlin bleiben!"

„Um Gottes willen, Lou! Was fällt dir denn ein? Wo willst du denn hin?"

„Ich muß reisen! Ich muß studieren! Ich mache mich vollkommen selbständig!"

„Gott, das kannst du ja — das sollst du ja! Studieren ist sicher ein guter Gedanke!"

„Ich glaube, daß es das Beste für mich ist," sagte Lou nach einer Pause. „Aber du darfst kein Wort davon verraten, Mutter. Das bitt' ich mir aus! Ich muß jetzt alles mit mir allein ausmachen!"

„Selbstverständlich!" —

Am nächsten Abend fand in der „Polyhymnia" das letzte Abonnementskonzert statt. Es brachte Beethovens Neunte Symphonie. Das Ehepaar Wollmann war anwesend. Andreas Loebson hatte noch nie so dirigiert, wie an diesem Abend. Nach dem dritten Satz vergaß der begeisterte Wollmann seinen Groll und lief ins Künstlerzimmer. „Großartig, lieber Freund! Wunderbar stimmungsvoll! Wissen Sie schon das Neueste? Unsere Lou —"

„Läßt sich scheiden," unterbrach ihn Loebson mit nervösem Lächeln. „Das ist mir bekannt, lieber Freund." Er warf die Zigarette fort, die er eben angezündet hatte, und nahm eine neue.

Wollmann hob protestierend die Hände: „Aber das mein' ich ja nicht! Davon reden wir nicht mehr. Herr Peter Becker ist für mich erledigt! Aber sie hat sich entschlossen, zu studieren! Denken Sie bloß, das Kind will nach Heidelberg und Philosophie studieren! Was sagen Sie dazu?"

Loebson überlegte eine Weile, dann fragte er: „Was sagt denn Ihre Frau dazu?"

„Die ist ganz einverstanden. Die denkt doch nie an sich!"

Loebson wandte sich zu Artur Rossi und erzählte ihm die Geschichte. Das etwas zu voll gewordene Gesicht des Komponisten bekam einen verlegenen Ernst. Er blickte auf Miß Gibson, die wie immer in der Nähe stand, und erwiderte: „Der arme Peter Becker."

„Was!?" schrie Wollmann außer sich.

Doch Rossi ließ nicht mit sich umspringen. Er sah den Zahnarzt von oben bis unten an. „Der arme Peter Becker," wiederholte er. „Er hat seine Arbeit zerrissen. Sie verstehen ja manches, lieber Doktor, aber das verstehen Sie nicht."

Wollmann verstummte. Herr Joseph Süß, der Konzertdirektor, drängte sich heran und rief: „Und ich? Wo bleib' ich?! Ich habe mit Herrn Becker einen Kontrakt über diese Symphonie gemacht!"

„Aber hoffentlich ohne Vorschuß," versetzte Loebson ironisch.

„Kunststück," lächelte Wollmann. „Den hat mein Schwiegersohn nicht nötig gehabt!"

Der Diener näherte sich dem Dirigenten: „Herr Jeneraldirektor, es is allens so weit! Der letzte Satz kann bejinnen!"

Loebson reckte sich. „Ich komme schon ..." Er wandte sich zu Wollmann. „Grüßen Sie Ihre Frau recht scheen von mir und sagen Sie ihr, daß ich Lous Entschluß heechst verninftig finde."

Befriedigt lief Wollmann in den Saal zurück und bestellte Loebsons Worte. Auch Briggie zeigte sich zufrieden. Dann saßen beide in glücklichem Stolz zu Füßen des genialen Dirigenten, den sie einst entdeckt hatten. Das Publikum schwelgte. Wie heute, hatte Andreas Loebson noch nie den Chor an die Freude dirigiert.

Einundzwanzigstes Kapitel

Lous Entschluß stand fest, aber die Ausführung mußte noch verschoben werden. Lou kränkelte. Mutlosigkeit lastete auf ihrem Wesen. Plan um Plan verwarf sie. Kein Studium war ihr verlockend genug, keine Universitätsstadt recht. Obwohl sie zornig darüber wachte, daß man sie nicht für mutlos hielt, ließ sie es unbewußt immer stärker sehen. Sie war eine Entgleiste. In der alten Umgebung wurde ihr das erst deutlich. Sie sah es mit an, wie hier jedes persönliche Gefühl versandete, um des lieben Behagens willen. Von den Surrogaten des Lebensgenusses wandte Lou sich ab — so viel Ernst war nun doch über sie gekommen. Sie bohrte ihre Gedanken in eine immer schärfere Kritik ihrer Umgebung fest. An sich selbst konnte sie freilich nicht die Sonde anlegen — sie hatte zuviel Mitleid mit sich. Sie sah sich tief verändert und weinte oft ihr armes Spiegelbild an.

Allmählich änderte sich auch der Standpunkt ihrer Angehörigen. Nach dem liebevollen Empfang begriff man, daß man mit der verwandelten Lou eine ungewohnte Last ins Haus bekommen hatte. Den Übergang zu ihrem neuen Leben konnte die verlassene, junge Frau nicht finden. Peinigend aber wurde sie als Kritiker der Wollmannschen Existenz. Von der eigenen Haltlosigkeit gequält, verschwieg sie keinen Vorwurf. Die Rücksicht auf die Kranke mißbrauchend, ließ sie ihren Spott am Verschwiegensten aus.

Leopold und Briggie Wollmann erschraken vor ihrem Kinde. Das Sonderbare geschah, daß sie bei einander vor Lou Schutz suchten. So fanden sie die erste, späte Annäherung. Das gab aber ungemütliche Tage. Jetzt erst schien das Wollmannsche Glück in Frage gestellt. Wenn das so weiterging, mußte man

sich zur Resignation bekennen. Ging das? War das möglich? —

Lou löste plötzlich die peinliche Frage. Als es Herbst wurde, erklärte sie, daß sie sich besser fühle und reisen wolle. Das Scheidungsurteil war soeben ausgesprochen worden — sie konnte als freie Frau in die Welt hinaus. Zu Heidelberg hatte sie sich entschlossen. Sofort war sie wieder von liebevoller Teilnahme umgeben. Briggie erklärte, daß sie Lou nicht allein reisen lasse, sondern nach Heidelberg begleiten werde. Sie wolle dann endlich einen andern Plan ausführen, der sie schon lange bedrückt, nämlich Kurt zu besuchen. Kurt wohnte nicht mehr am Gardasee, sondern war an den Lago Maggiore übergesiedelt. Die weichere Luft dort bekam ihm besser. Wie würde sich der arme Junge über seine Mutter freuen! Aber erst mußte Lou versorgt werden. Eine frohe Aktivität kam nach langer Zeit wieder über Briggie; sie gestand sich nicht ein, wie ernst ihre Mutterpflicht eigentlich aussah.

Lou kräftigte sich, als sie entschlossen war, und nahm, fast die alte wieder, Abschied. Wie eine kleine Studentin verließ sie Berlin, aber in der Kleidung ohne das Raffinement von früher. Dafür hatte sie sich eine wissenschaftliche Ausstattung gekauft, als ob sie als erster weiblicher Professor nach Heidelberg zöge. Zwei große Koffer voll Folianten reisten mit. Lou wachte darüber, wie einst über ihre Kleiderkoffer. Unbewußt trug sie ihren neuen Ernst sofort zur Schau. Sie brauchte den Stachel der Originalität, um bei der Resignation zu bleiben. Wehmütig lächelnd beobachtete Briggie ihr verändertes Kind. Auch sie fühlte sich als große Verzichterin, und wenn es ihr auch zu anstrengend war, zu studieren, so sah sie doch das Leben mit ernsten Augen an.

Ein Streitpunkt blieb trotz aller Harmonie zwischen Mutter und Tochter: das Urteil über Peter. Lou konnte Briggie zu keiner milderen Auffassung bewegen.

„Er ist kein vornehmer Mensch,“ eiferte die Mutter. „Du bist vornehm. Es macht dir alle Ehre, daß du ihm verzeihst, aber er verdient es nicht.“

Lou zuckte lächelnd die Achseln. „Also lassen wir es, Mutter. Ich komme bei dir nicht weiter.“ Sie sah, ihre Augen etwas bewußt vergrößernd, auf die Herbstlandschaft hinaus. Der Schnellzug flog durchs Thüringer Land. Dann sagte Lou mit ihrer gedämpften, anders tönenden Stimme: „Er ist durch und durch Künstler. Das verstehe ich wahrscheinlich nur.“

Briggie wollte eine rasche Antwort geben, besann sich aber und hielt sich zurück.

„Aber rein menschlich mußt du doch zugeben, Mutter, daß er sich fabelhaft vornehm benommen hat. Hast du schon darüber nachgedacht, daß er ebenso fortgegangen ist, wie er mal zu mir gekommen ist?“

„Na, er ist doch wenigstens bekannt geworden durch dich. Das hat er unsern Beziehungen zu danken. Das nützt ihm doch jetzt.“

„Mutter, das nützt ihm wenig. Es kommt auf seine neuen Arbeiten an. Darin mach' ich mir Sorge um ihn.“

Briggie schwieg. Sie warf ihrer Tochter einen verstohlen bewundernden Blick zu. Diese seelische Höhe hatte sie Lou nicht zugetraut.

In Heidelberg wurde Lou von der Mutter in der elegantesten Pension untergebracht. Sie machte dieses Vergehen gegen die Wissenschaft wieder gut, indem sie ihr Zimmer als richtige Studentenbude einrichtete. Briggie lachte über alles, was sie sah, aber sie verließ ihre Tochter beruhigt. Aus dem Coupéfenster heraus fragte sie noch, in einen Calvilleapfel beißend: „Was studierst du also, Lou? Philosophie oder Nationalökonomie?“

„Ich werde mal sehen, Mutter,“ meinte Lou, an ihrer Wildlederjacke zupfend.

Briggie lachte nochmals, winkte und fuhr dann südwärts. —

In eitel Sonnengold kam sie. Sie reiste in ein wahres Glücksland. Kurt hatte sie zwei Jahre nicht gesehen. Der Kranke hatte selbst diese Verzögerung immer wieder herbeigeführt, denn aus seinen Briefen sprach nur der angstvolle Wunsch, nichts von der Welt, aus der er gekommen war, wiederzusehen. Er begründete diese Bitte mit seinem Zustand. Sie komme nicht von ihm, sondern von den Ärzten, die ihn behandelten.

Doch wenn Briggie Wollmann einmal ein festes Programm gemacht hatte, konnte auch ihr Sohn nichts dagegen ausrichten. Sie hatte wieder ihr großes „Ach was!“ gerufen. „Wenn ich erst da bin, wird er sich schon freuen!“ —

In träger Schönheit lag Pallanza vor ihr. Dicht am Ufer des lichtblauen Lago Maggiore zog sich der Garten des Sanatoriums hin. „Paradiso“ hieß es. Ja, dachte Briggie, als sie auf dem Schiff an der ummauerten Blütenwelt vorüberglitt, da hat der Junge es wirklich wie im Paradies. Sie fühlte sich selbst erholt, als sie den Hafenplatz von Pallanza betrat und unter ihrem zierlichen Sonnenschirm auf das „Paradiso“ zuschritt. Sie wirkte nicht mehr wie eine Frau, die schreckliche Erlebnisse hinter sich hatte. Von der Freude auf Kurts Überraschung erfüllt, betrat sie das schöne, kühle Haus. Der Direktor war nicht anwesend, nur ein junger, hastiger Assistent. Er führte sie in den Garten, wo ihr Sohn sich befand.

Briggie sah Kurt schon von weitem unter einem Baum sitzen und auf den See hinausblicken. Mit pochendem Herzen bat sie den Arzt, sie allein zu lassen. Dann schritt sie auf den Ahnungslosen zu. Der Baum, unter dem er saß, war eine wunderbare Mimose. Dunkel und weich senkten sich die schattenspendenden Nadelbüschel über das bleiche Haupt. Würziger Duft verband sich mit leiser Frische, die vom See herüberkam. Plötzlich schreckte Kurt zusammen. Der leichte Schritt, der sich näherte, war ihm bekannt. Er konnte

ihn nur hier nicht vermuten. Er wagte anfangs nicht, sich umzusehen. Dann aber tat er es, da der spukhafte Besuch schon ganz nahe war. Starr erkannte er seine Mutter. Die Wirkung war seltsam. Er senkte den runden Knabenkopf und flüsterte: „Also doch!"

Briggie setzte sich zu ihm. Es packte sie zwar, daß dieser leidende, völlig veränderte Mensch ihr Sohn war, aber sie zwang sich mit plumper Leichtigkeit darüber fort. Sie versuchte mit aller Gewalt in die tote Stunde Leben zu schwatzen. Von allem möglichen erzählte sie Kurt; auch Lous Ehescheidung erfuhr er jetzt erst. Er schwieg zu allem. Er nickte nur von Zeit zu Zeit. Briggie stockte schließlich in ihrer angstvollen Eile. Sie streichelte Kurts schlaffe Hand. „Du siehst ganz gut aus ... Ja ... Ich freu' mich ... Du hast es wirklich gut hier ... Ein bißchen mager bist du geworden ... Aber das macht nichts ... Du warst ja viel zu dick ..."

Jetzt unterbrach sie der Sohn: „Du bist also mit mir zufrieden, Mutter? ... Ja, man kann noch immer was zusetzen ... Es ist merkwürdig ... Bloß Peter hättet ihr nicht gehen lassen sollen ..."

Dieser unerwartete Einwurf brachte Briggie aus der Fassung. Kurt sprach für Peter? Wie war denn das? Ach, richtig! Die beiden hatten ja so gut miteinander gestanden.

„Er war immer freundlich gegen mich," fuhr Kurt, den Kopf hintenübergelegt, fort. „Ich sag' es dir ganz offen, Mutter: er war der einzige anständige Mensch in unsrer Familie."

Jetzt sprang Briggie auf. „Bist du von Sinnen, Kurt? Bin ich von Berlin hierhergekommen, damit ich sowas von dir höre?"

Er reckte sich gewaltsam, aber sein matter Kopf schwankte dabei, wie eine schwere Frucht auf einem zu dünnen Stiel. Die unreif gealterten Züge verzerrten sich. „Vielleicht, Mutter. Das kann schon sein, Mutter. Das wär' nämlich gar nicht so schlecht. Hier

ist neutraler Boden, Mutter. Du weißt, ich wollte nicht, daß du kommst, ich wollte absolut alles mit mir allein ausmachen. Alles! Aber du bist doch gekommen. Nun mußt du es auch hören! Einmal muß es ja sein, Mutter! Weißt du, ich lebe hier schrecklich. Mein armer Kopf! Ich kann nichts tun. Ich schleppe mich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. In diesem ‚Paradiso'! Aber weißt du, worauf es ankommt? Aufs Führen! Ich will gar nicht mal sagen, aufs Erziehen. Das wäre ja zuviel verlangt. Eltern sind schließlich auch Menschen! Aber führen, Mutter! Das habt ihr versäumt! Ihr habt es euch selber verplempert. Wenn du Lou aufs Gewissen fragst, wird sie auch sagen: Darum ist Peter ausgerissen! Darum! Der arme Kerl! Ach, wenn ich doch so reich wär'! Ich ringe hier und quäle mich, Mutter. Ich halt' es nicht mehr aus. Weißt du, was ich mir wünsche? Mutter, sei mir nicht böse — du bist ja zu mir gekommen — du meinst es ja gut — aber das nützt mir nichts! Gib mir Fiore Gras wieder! Schick' mir Fiore Gras, Mutter!"

„Wen meinst du?! Die Tänzerin?"

„Ja, Mutter. Ich meine die Tänzerin. Ich hab' schon gewußt, was ich brauche!"

Briggie saß zusammengeduckt, in bebender Ratlosigkeit. Wie Plunder lag jetzt alles vor ihr, der liebevolle Besuch, die teuer bezahlte Schönheit des Südens. Zum erstenmal fiel ihr die Nichtigkeit ihres ganzen Lebens ein. Aber sie wehrte sich verzweifelt dagegen. Sie wollte die größte Gefahr nicht über sich herkommen lassen. „Kurt," begann sie in verändertem Ton, „dein geistiger Zustand ist schuld, du kannst nicht gerecht sein. Du kannst überhaupt nicht klar sehen. Aber es soll alles geschehen, mein armer Junge, was dir hilft. Mach' dir keine Gedanken darüber, daß du nichts tun kannst. Mein Gott, du bist doch zur Erholung hier. Du sollst doch leben, wie es dir behaglich ist. Wenn die Zinsen mal nicht reichen, ist genug Vermögen da."

Hier unterbrach sie der Kranke. Erschrocken sah sie sein verzerrtes Lächeln — er hob abwehrend seine weißen, entnervten Hände: „Laß das, Mutter! Wir verstehen uns nicht. Aber wie denkst du über Fiore Gras?"

„Das muß ich mir erst noch überlegen, Kurt. Das ist ein so merkwürdiges Verlangen ..."

„Merkwürdig, Mutter? Das ist nicht merkwürdig! Für mich ist es das Natürliche, das Einzige!"

„Sei nur ruhig. Ich weiß ja, ich versteh' dich ja. Du mußt nicht denken, daß ich dich nicht verstehe. Vater würde bloß schimpfen. Aber ich kann mir denken — sie ist ein schönes Mädel, nicht? Sie hat so viel Lebenslust? Ja, mein armer Junge. Ich werde mal sehen. Ich werde schon tun, was möglich ist. Darauf kannst du dich verlassen."

Das erste Lächeln kam auf Kurts gedunsene Züge. „Sie ist aber arm, Mutter. Ganz arm. Gib ihr Geld, daß sie zu mir kommen kann. Bald."

„Meinst du, daß es sich bloß darum handelt? Hat Vater sie damals nicht beleidigt?"

„Fiore ist nicht so leicht zu beleidigen."

Der Direktor des Sanatoriums kam, und die Unterhaltung mußte abgebrochen werden. —

Als Briggie wieder nordwärts fuhr, formte sich ihr Entschluß. Das Grauen wich von ihr, als sie ihr verlorenes Kind in der Ferne wie ein Grab mit den kostbarsten Blumen schmücken konnte. Er sollte das Mädchen haben, das sein Verderben geworden. Hier war für seine Lebensspanne noch die richtige Medizin. Briggie erinnerte sich auch, daß Fiore Gras inzwischen als Traumtänzerin viel Aufsehen erregt hatte. Sie war auf ihre Art doch eine bedeutende Person. Sie „zählte mit". Das stimmte Briggie versöhnlich. Sie beschloß, in Fiore Gras von nun an eine Künstlerin zu sehen, keine Dirne. Die Anknüpfung konnte ja in Berlin so leicht geschehen. Sie hielt ihrem armen Jungen Wort.

Als Briggie wieder nach Heidelberg kam, wagte sie Lou nicht zu erzählen, wie sie Kurt gefunden hatte. Die neue Art ihrer Tochter machte sie ängstlich — so wenig sie sich sonst beirren ließ: dieser konsequente Ernst imponierte ihr. Lou wälzte Bücher, Lou spielte Harmonium, Lou verbrachte viele Stunden in dumpfen Hörsälen. Sie sprach von Schopenhauer und Nietzsche, wie einst von Wertheim und Gerson. Das Bild einer büßenden Magdalena, die einen Schädel betrachtete, hing zum Entsetzen der Mutter über ihrem Bett. Plötzlich sehnte sich Briggie nach Berlin. „Ich fahre heute nach Hause," sagte sie. „Weißt du übrigens, daß Loebson von der ‚Polyhymnia' fortgeht und mit einer kolossalen Gage nach Amerika engagiert ist?"

Lous Augen richteten sich groß auf die Mutter. Zum erstenmal sprach diese von dem Manne, der zwischen ihnen stand.

„Nein," erwiderte Lou. „Davon hab' ich noch kein Wort gehört."

„Es freut mich für ihn und für uns," fuhr Briggie, im Zimmer umhergehend, fort. „Das ist nun das Ende. Man hat dem Herrn in den Sattel geholfen. Aber ich habe meine Aufgabe bei Vater — nicht wahr? Vater wird auch nicht jünger. Na — und wo er mich nicht versteht, da versteh' i ch mich."

Lou brachte die Mutter zum Bahnhof. Es geschah zum erstenmal, daß sie der kleinen, etwas unsicher gewordenen Frau den Arm gab. Mitleid füreinander schwebte wie milde Herbstwärme über ihrem Abschied. Als Lou dann allein in die Stadt zurückkehrte, lächelte sie still vor sich hin. Verirrt und betrogen waren doch alle. Diese Menschen, die so sicher und tollkühn gewesen. Wie schwankte jede Autorität. Lou hatte noch den besten Rückhalt. Wissenschaft war etwas, was nicht angezweifelt werden konnte. Sie wollte ihren Doktor machen. Sie wollte als gelehrte Frau überall Aufsehen erregen, als schöne, junge, unglückliche, gelehrte Frau. Und mit den Männern wollte sie spielen,

ein tiefbewußtes, verächtliches Spiel. Jetzt erst gewann sie ja ihre ganze Macht über sie. Die neue Lou hatte einen stärkeren Zauber als die alte. Wenn sie sich erst ihr kleines Haus am Schloßberg eingerichtet hatte und den erlesensten Kreis darin versammelte — dann wurde Heidelberg ihre Heimat. Berlin versank. Wie liebte sie doch die Neckarstadt mit ihrer deutschen, reinen Romantik. Danach hatte sie sich ja immer gesehnt. Nur danach. —

Das Häuschen am Schloßberg wurde ihr nächstes Ziel. Es brachte sie vorläufig von der Wissenschaft ab, und die Eltern, denen sie ihre Absicht, sich in Heidelberg anzukaufen, mitteilte, applaudierten ehrlicher dazu, als zur Philosophie. Bald kamen die Möbel der Havelvilla, die man doch nicht verkauft hatte, nach Heidelberg. Die Einrichtung beschäftigte Lou vollkommen und gab ihr einigermaßen die alte Lebensfreude wieder. Als alles fertig war, täuschte sie sich nicht darin, daß, unter Variierung eines Goethewortes, ein verwöhnter Mensch verwöhnte Menschen anzog. Lou bekam mehr Verkehr, als ihr lieb war. Die Abende in ihrem efeuumsponnenen Häuschen am Schloßberg wurden sehr beliebt und gehörten für eine bestimmte Gruppe der studierenden Jugend bald zum Sommersemester. Reiche Berliner und Amerikaner kamen, Wissenschaftler, die eigentlich nur Sportsleute und Lebemänner waren. Alles schmeichelte der schönen Frau des Hauses, alles bewarb sich um ihre Gunst, ohne sich tiefer zu verpflichten. Allmählich spürte die Villenbesitzerin, daß ihr freies Heidelberger Heim eigentlich nur eine Variante von Berlin W war. Sie kam sich mehr wie die Inhaberin eines komfortablen Restaurants vor, als wie Egeria. Allmählich zweifelte sie auch, ob ihre Freunde sie wirklich ernst nahmen. Alle diese Jünglinge spielten mit Büchern wie mit Bällen. Alle diese eitlen Geisteskämpfer jonglierten die Werte der Zeit, und Sieger war der, der jeden Tag anders kam.

Ein brennendes Unbefriedigtsein ergriff Lou. Eine doppelte Einsamkeit in solcher Gemeinsamkeit. Aus dem Grunde ihrer Seele stieg ein Gefühl empor, das echt war und zum erstenmal ihr Gemüt beherrschte. Es war Überdruß, aber es war auch Reue. Eine leise, bohrende, nicht mehr fortzuleugnende Reue ergriff Lou. Sie wurde oft so stark davon gepackt, daß sie inmitten des Mahls ihre Gäste verließ und stundenlang an einem dunkeln Fenster stand, um in die Nacht hinauszustarren. Alle diese Schmeichler und Werber waren ihre Feinde — das wurde ihr düster klar. Alle diese Freunde suchten nicht sie selbst, sondern das, was sie „bieten“ konnte. Bieten! Ein altes Berliner Wort, ein Wort der versunkenen Heimat. Sie sollte ihre Gaben verkaufen — immer wieder. Eine namenlose Angst überfiel Lou. Sie dachte an Peter Becker, an den einzigen Menschen, den sie nicht als seelischen Käufer kennen gelernt hatte. Plötzlich enthüllte sich ihren suchenden Augen der Wert jener Zeit, die sie als ihre Ehe durchlebt hatte. Plötzlich wußte sie, wie falsch die Bahn gewesen, die sie gegangen war, und wie es in ihrer Macht gelegen hätte, die richtige zu gehen. Fern von ihren Eltern — gegen ihre Eltern. Solche Kraft hatte ein junger, wollender Mensch. Durch Einsamkeit in die wahre Gemeinsamkeit hinaus. Ehe! ... Das hatte sie sich verscherzt. Und sie dachte, während sie am dunkeln Fenster stand und auf das nächtige Heidelberg hinunterstarrte, an ihn, der auch wohl ein Einsamer und Ruheloser, ein Mißbrauchter war. Sie wußte nicht, wo er sich befand, aber sie sandte ihm in seine unbekannte Ferne den Gruß ihrer Reue. —

An einem solchen schweren Sommerabende schritt der wirkliche Peter Becker, der in Heidelberg eingekehrte Ruhelose und Mißbrauchte, unter ihren Fenstern vorüber. Lou aber wurde gerade heute nicht zu dem Träumeplatz getrieben — sie blieb zwischen ihren Gästen sitzen und lachte über Scherze,

die sie kaum verstand. Peter hatte, da er in dieser heißen Nacht nicht schlafen konnte, seinen Gasthof verlassen und wanderte durch das stille Heidelberg. Vom Schlosse kam er herunter und schritt die Straße, hallend und schwer, die an Lous Efeuhäuschen vorüberführte. Peter wußte nichts von ihrem Heidelberger Dasein, doch als er an ihrem Häuschen vorbeikam, zog es ihn, stehen zu bleiben. Hier war noch Licht in all der braven, bürgerlichen Dunkelheit. Hier feierten noch glückliche, schuldlose Menschen ihre Jugend. Er hörte eine etwas dünne Mannesstimme singen, vom Klavier begleitet. Gierig lauschte er, denn es war ein Lied von Artur Rossi, das er liebte, ein Lied aus des Meisters bester Zeit. Merkwürdig gut begleitet wurde der Sänger. So zu begleiten hatte Peter Lou einst gelehrt.

In seltsame Ferne wurde das Herz des einsamen Lauschers getragen. Er stand, das bleiche Gesicht dem Mondschein zugewandt, und seine abgemagerte Gestalt in dem ärmlichen Touristenanzug zitterte. Ja, aller Zorn und alle Erbitterung waren unnützer Wahn, vergeblicher Versuch, über die Vergangenheit zu siegen. Er trug sie noch immer im Herzen, sie, die seine Jugend gewesen, sein Glück und sein Unheil. Sie hatte ihn zum Künstler gemacht — wie sollte er vor ihr zur Kunst fliehen? Wo sollte die Flucht enden? Er trieb sie nicht aus seinem Blut heraus, Lou Wollmann, um die es schade war, bitter, jammervoll schade. Jetzt erst wußte er es, als er seltsam gebannt zu Heidelberg unter fremden Fenstern stand und fremden Musikanten lauschte. Wie beneidete er die da oben! Wie wußte er sie in dem gelobten Lande, wohin er niemals kam! ...

Gleite, mein Kahn, mit der Fracht meines Glücks
An ihr vorüber, an blühenden Ufern,
Wo sie, meines Glückes Herrin, wohnt!

So tönte Artur Rossis Lied. Als Peter Becker diese Worte vernahm, wurde er von einem wilden

Schmerz ergriffen. Still, gebückt stand er unter Lous Fenstern. Dann ging er langsam weiter. Seine Augen hingen an dem Gartenzaun des Efeuhäuschens, solange er sichtbar war. Kein Schild meldete ihm den Namen des Besitzers. Was war denn auch ein Name! Peter ging schneller. Es trieb ihn zum Neckar hinunter. Hier empfing ihn die Feier der Sommernacht. Der Mond stand klar über dem Fluß und goß sein Silberlicht auf Stadt und Höhen. Tiefe Ruhe kam in das Herz des Heimatlosen. Jetzt siegte der mißbrauchte Künstler. Jetzt wurde er fähig, sich selbst Erlösung zu geben. Am Ende seiner Wanderjahre stand ein Lied, das mit Urgewalt aus Peter Beckers Seele drang. Es war Musik, zu der er zuvor nicht fähig gewesen. Mochte er auch noch so viel durch Lou verloren haben — ein großer Schmerz war sein Gewinn.

⊕ ⊕ ⊕

Als des Wanderers Schritte in der Schloßbergstraße verhallt waren, hatte Lou wieder ihren dunkeln Fensterplatz aufgesucht. Ein häßlicher Streit war unter ihren Gästen entstanden, das anmaßende und höhnische Wortgefecht von Bezechten, das all die falschen Freundschaften als echte Feindschaften entpuppte. Davor floh Lou. Der Ekel schüttelte sie. Ihre Gäste entfernten sich zum erstenmal grollend — der Kreis schien gesprengt. Lou blieb am Fenster stehen, bis der Morgen graute. Sie starrte auf die Stelle, wo zuvor ein einsamer Mann gestanden hatte. Dann fuhr sie plötzlich, von Frost geschüttelt, auf. Die Sonne, die verführerische, lügnerische Sonne kam wieder. Wie eine große Kokette stieg sie über der deutschen Waldhöhe empor und fragte, wie sie den Menschen gefiele. Doch Lou sollte sie nicht mehr täuschen. Sie wandte sich in das Zimmer zurück und warf einen haßerfüllten Blick auf all den zusammengetragenen Kram: Bücher, Bilder, Noten, Musikinstrumente, kostbare Weine, Speisen. Was war das?

„Was ist das?!" schrie sie zu den immerfort lächelnden Bildern der Eltern hinauf. Es gellte durch die stillen, von kaltem Zigarrenrauch erfüllten Räume. Dann rannte Lou in ihr Schlafzimmer und riß ihren Nachttisch auf, worin ein Revolver lag. Sie hob ihn an die Schläfe. Doch als sie das kalte, eiserne Ding an ihrer Haut fühlte, fürchtete sie sich. Diese Furcht war echt. Lou konnte in diesem Augenblick vor nichts auf der Welt posieren. Namenlos fürchtete sie sich. Mit klappernden Zähnen ließ sie die Waffe fallen und dankte einem alten Gott für ihr Leben. Dann stieg sie zum Speicher hinauf. Dort zerrte sie einen Koffer hervor und füllte ihn mit dem Nötigsten. An demselben Tage noch, während Peter Becker in seinem Heidelberger Gasthof selig komponierte, fuhr Lou Wollmann nach Berlin zurück.

Ende

In Engelhorns Romanbibliothek
ist ferner erschienen von

Georg Hirschfeld:

Angst und Emma
(XXVII. 19)

Zu haben in allen Buchhandlungen
und auf Bahnhöfen

7. Milchen, Malchen und die Glasservante. Von **Else Franken.**

Charakterisierungstalent und Schilderungskunst der beliebten Erzählerin erweisen sich in diesen Erzählungen wieder glänzend. Ob der Held der Geschichte ein eigenartiger Knabe, ob er ein durch sein Gewissen belasteter Mann ist, immer spricht eine starke Logik des Herzens eine eindringliche Sprache. Auch der Humor kommt zu seinem Recht.

8. Der Presseball.
Von **Georg Wasner.**

Kaleidoskopartig ziehen die Teilnehmer des großen Ballfestes an uns vorüber, scharf beleuchtet und in buntschillernden Farben. Der höchst originelle Grundgedanke hat dem bekannten Verfasser Gelegenheit gegeben, eine von tausenderlei treffenden Beobachtungen und köstlicher Ironie durchzogene Erzählung zu schaffen, für die das Wort „amüsant" einmal wirklich paßt.

9/10. Aus tiefem Schacht.
Von **Fedor von Zobeltitz.**

„Aus tiefem Schacht" gehört zu der Folge märkischer Romane von Fedor von Zobeltitz, in denen seine Liebe zur heimischen Scholle am reinsten und poesievollsten zum Ausdruck kommt. Erich Schmidt nannte den Roman eine erfreuliche „Rückkehr zu Fontane", und in der Tat: alle, die Fontane lieben, werden auch dieses Buch in ihr Herz schließen. Es ist Heimatkunst im besten Sinne des Worts.

11. Petersen und ihre Schwestern.
Von **Ingeborg Vollquartz.**
Aus dem Dänischen.

„Petersen und ihre Schwestern" gilt für eines der besten Bücher der beliebten Erzählerin, die in Dänemark einen ganz besonderen Platz in der Literatur einnimmt. Es hat nicht allein als Buch viel tausend Herzen erfreut, sondern ist auch dramatisiert worden und hat sich mehrere Winter Abend für Abend vor ausverkauftem Hause die Herzen erobert.

12. Mit Weinlaub im Haar.
Von **Richard Voß.**

Ein schweres Künstlerschicksal zeigt uns dieser Roman: Bergriesen und unergründlichen Seen gleich ist die Leidenschaft in den Gestalten des Dichters; der nordische Künstler und die Zauberin aus seiner Heimat unterliegen demselben Schicksal wie die urwüchsigen Kinder der Berge. Das Nordmeer und der Gewittersturm der Alpen durchtoben den Roman, der ein Ringen nach Freiheit und Frieden ist.

13/14. Der Schatten.
Von **Kurt Aram.**

Deutsche Gründlichkeit und amerikanische „Großzügigkeit" — Hans Riedenbusch und Frau Alice: beide ziehen sich an, ohne sich doch recht verstehen zu können. Auf jeder Seite viel Tüchtigkeit und innere Kraft, und doch ein Sichwehetun, bis endlich „der Schatten" weicht. . . . Kurt Arams lebendige, treffsichere Schilderungen von Land und Leuten erhöhen den Reiz dieses unterhaltenden Romans, der gegenwärtig beinahe symbolisch genommen werden könnte.

15. Das allzu gute Herz.
Von **Marie Diers.**

Wahrheit und Ehrlichkeit durchleuchten diesen Roman. Daß echte Herzensgüte Genialität ist, erleben wir mit Renate, diesem kernhaften Menschen, der von seinem guten Herzen geführt wird und nicht anders kann als Liebe ausstrahlen und trotzdem oder deswegen sich sein tragisches Schicksal bereitet. Wie von jedem wahren Kunstwerk nimmt der Leser auch von diesem Roman ein Glücksgefühl mit.

16. Die Geschichte von Herrn Steinhausers Uhr. Von **Max Dürr.**

Ein feiner Kriminalroman, der den englischen und amerikanischen Erzeugnissen dieser Gattung an Spannungsreiz nicht im geringsten nachsteht, aber mit seinem behaglichen Humor echt deutsch ist. Das Buch wird vielen willkommen sein, die Erholung der Nerven und Ablenkung von schweren Gedanken suchen.

17/18. Das Allerheiligste. Von **B. König.**
Aus dem Amerikanischen.

Neben der spannenden Handlung und dem haarscharf geschliffenen Dialog interessiert in diesem Roman hauptsächlich die vortreffliche Zeichnung der Verhältnisse und Vorurteile in der heutigen französischen und amerikanischen Gesellschaft.

19. Die Wolfsjägerin.
Von **Marianne Mewis.**

In Frau Lilith und dem Oberförster spiegelt sich der Gegensatz zwischen ostpreußischer und niedersächsischer Wesensart. Die berühmt schönen Wälder des Ostens bilden den stimmungsvollen Rahmen für eine spannende Ehe- und Wilddiebsgeschichte. Und einer echten Liebe gelingt es, die Gegensätze zu verschmelzen zu reiner schlackenfreier Menschlichkeit.

20. **Das junge Geschlecht.**
Von **Helene Raff.**

Die vier Erzählungen dieses Bandes handeln sämtlich von dem, was alle Gemüter bewegt und in Spannung hält: vom großen Krieg. Nicht von den Schlachten und Siegen draußen im Feld, sondern vo[n] …
Streiten der Dah…
Heimgekehrten. …
der Heimat zu kä…
galt, in wie vielfä…
rend dieses einen …
an Türen und Her[z] …
zieht an uns in künstlerischer Verklärung vorbei.

21/22. **Die Könige und die Kärrner.**
Von **Carry Brachvogel.**

Ein egoistischer, willensstarker Halbbauer und ein großzügiger, phantastischer Kapitalist treten in diesem Buche einander als unversöhnliche Gegner gegenüber. Wie sie miteinander gegen oder für den Fortschritt streiten, wie ihr erbitterter Kampf weite Ringe zieht, wie trotz der scheinbaren Niederlage der Geist über den Besitz siegt — das bildet den Inhalt dieses packenden Werkes, in dem Carry Brachvogel sich in die erste Reihe unsrer Großen stellt.

23. **Das verborgene Land.** Von **Erik Hansen.** Aus dem Dänischen.

Eine überaus spannende und phantasievolle Abenteuergeschichte, die gerade jetzt, wo Rußland und Sibirien im Mittelpunkt des Interesses stehen, großen Erfolg haben wird.

… **Adolf Gerstmann.**
… jüngst von uns
… — überaus span-
…g, klar und an-
…ng der Gestalten,
… Schluß den Leser
fesselnd — so spiegeln sich hier im Rahmen eines Romans die Zustände im deutsch-französischen Grenzgebiet, wie sie in langer gesegneter Friedenszeit sich gestaltet haben, bis zum Auflodern des gewaltigen Völkerringens.

25/26. **Feine Fäden.** Von **E. Balmer** und **W. M. Harg.** Aus dem Amerikan.

Ja wirklich, feine Fäden sind hier gesponnen, der Detektivroman ist von einer vollständig neuen und originellen Seite angepackt. Der Detektiv ist nicht mehr der Kriminalbeamte, sondern der hochgebildete Akademiker, dem nicht Ergründung von Schuld und Unschuld an sich der Hauptzweck ist, sondern die Lösung tiefster psychologischer Fragen.

Zweiunddreißigster Jahrgang

1/2. **Flint und Genossen.**
Von **Wilhelm Poeck.**

Wer Seebrise und deutsche Janmaaten liebt, die abenteuerliche Fahrt eines beim Kriegsausbruch von einem englischen Kreuzer gejagten deutschen Fünfmasters zu verfolgen Lust hat, im Fluge den Panamakanal bereisen und sich mit deutschen Marinern durch die englische Mittelmeersperre bis nach Genua zurückmogeln will, lese diesen Roman. Er ist flott und amüsant geschrieben, aber aus den humoristischen Augen der Darstellung blickt der tiefe Ernst der heutigen Zeit.

3. **Ich hatt' einen Kameraden.**
Von **Gustav Schröer.**

Einer von den vielen Ostpreußen-Romanen, aber einer, über den man nicht hinwegsehen kann; denn was aus Ostpreußens Nöten erzählt wird, das sind Tatsachen. Und mitten in des Landes Ringen ehrliche, ringende Menschen, hinaufgerissen über sich selbst, zur Selbsterlösung, zu sieghaftem Helden- und Menschentum.

4. **Unter russischem Joch.**
Von **Hilma Pylkkänen.**
Aus dem Finnischen.

Welches Unglück es für ein Land sein kann, wenn dessen Bewohner verschiedenen Rassen entstammen und unter sich uneinig sind, das sehen wir an Finnlands traurigem Los. Wir verfolgen die Schicksale dieses durch die Kompromißpolitik seines Führers irregeleiteten Volkes von dem Tage seiner Unterdrückung bis zu seiner endlichen Befreiung vom russischen Joch voll Spannung und Teilnahme.

5/6. **Die herbe Gräfin.**
Von **Hanns von Zobeltitz.**

Hanns von Zobeltitz bewährt sich in diesem Roman aufs neue als der glänzende Schilderer der Kreise des deutschen Adels. Er ist überall zu Hause, im Zollernschloß an der Spree so gut wie auf den Landsitzen der Aristokratie und in den eleganten Karawanseraien der modernen Großstädte. Aber gerade in diesem Roman wird diese Schilderungskunst weitaus durch die feinsinnige und doch scharf zupackende Ausgestaltung der Charaktere überragt. Vor allem ist „Die herbe Gräfin“ selbst eine Gestalt voller Eigenart und Herzenswärme; wie sie aus glücklichster Jugend in Leid und Not gerät, wie sie dann aus Not und Leid zu neuem Glück heranreift, wie ihr hartes Herz wieder weich und gut wird: das ist ergreifend, mit dichterischer Kraft geschildert.

